

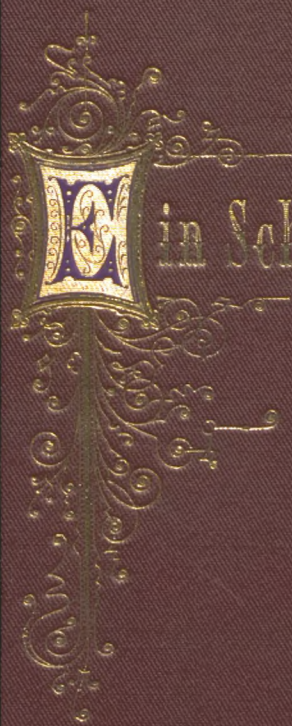


STANDARD



Biblioteka
U. M. K.
Toruń

46361
II

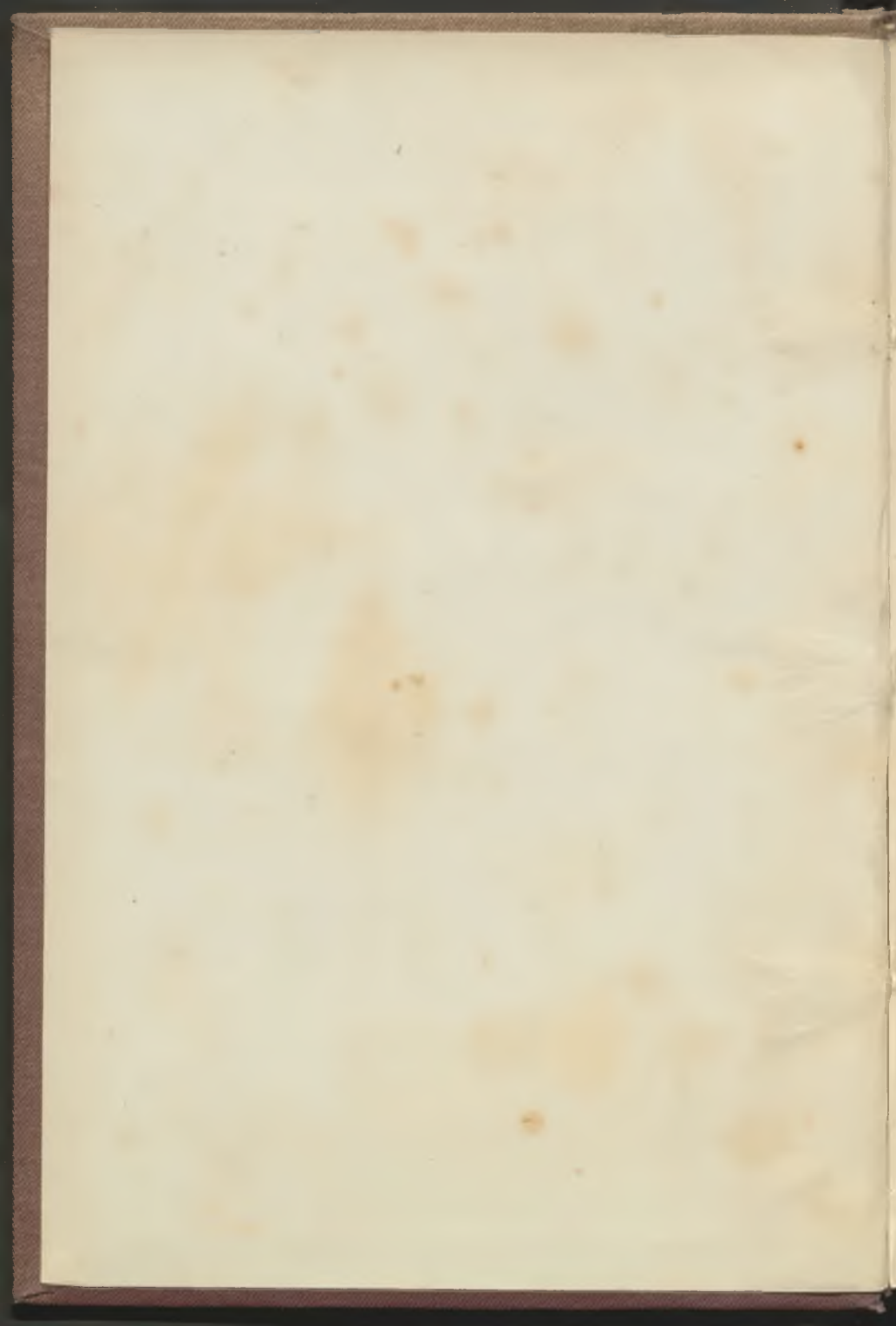


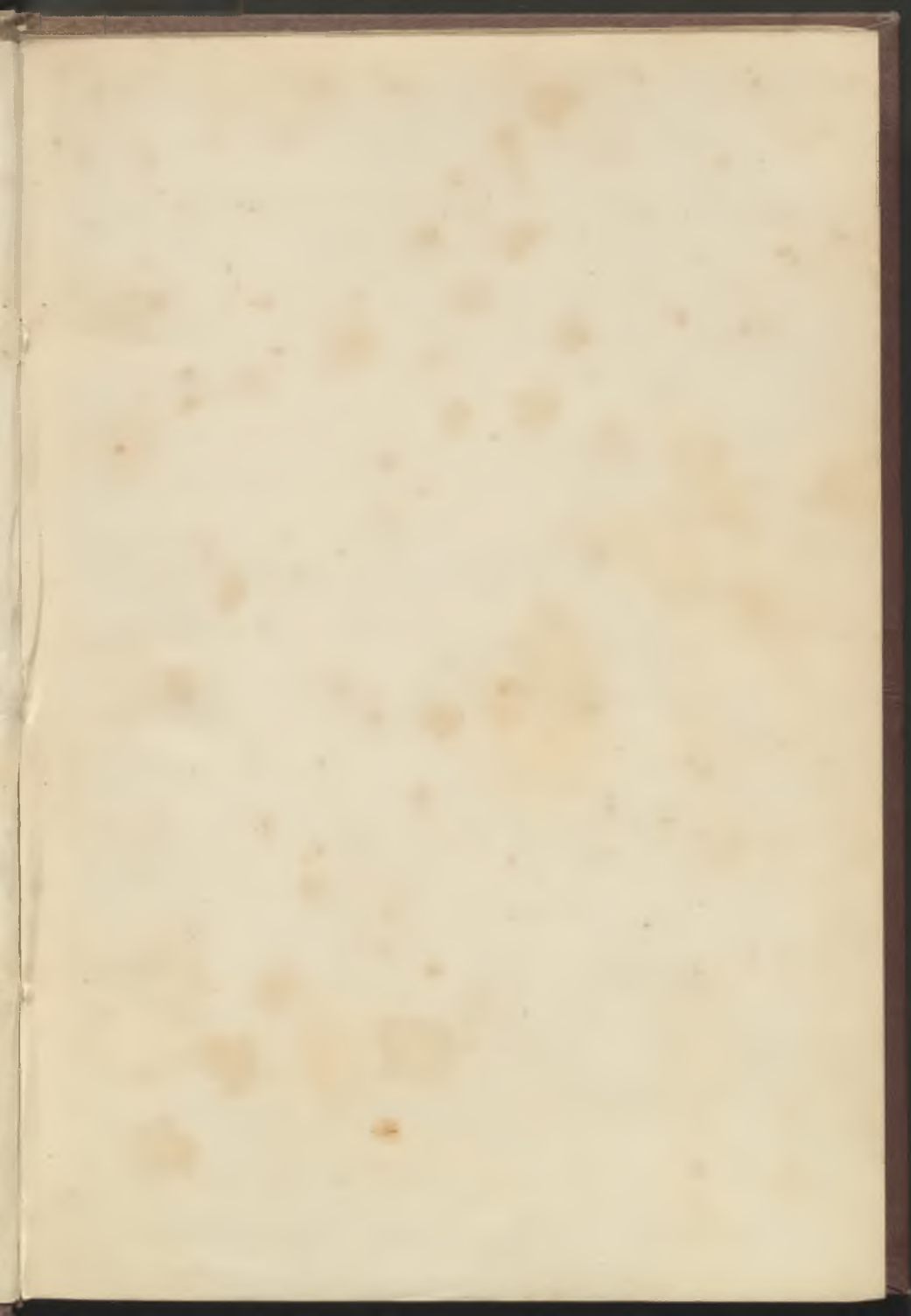
Mein Schwedenkind

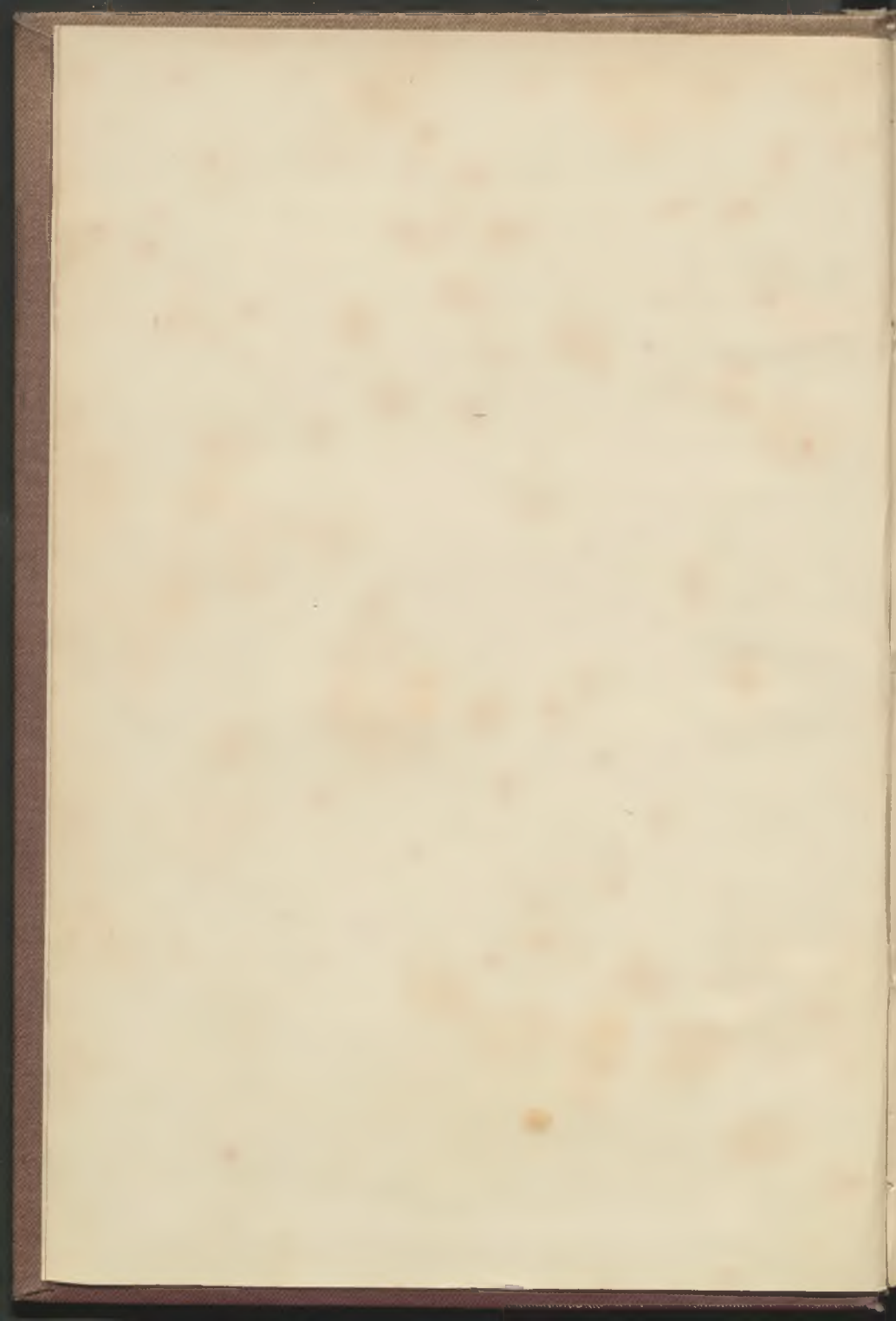
von

E. DORN.

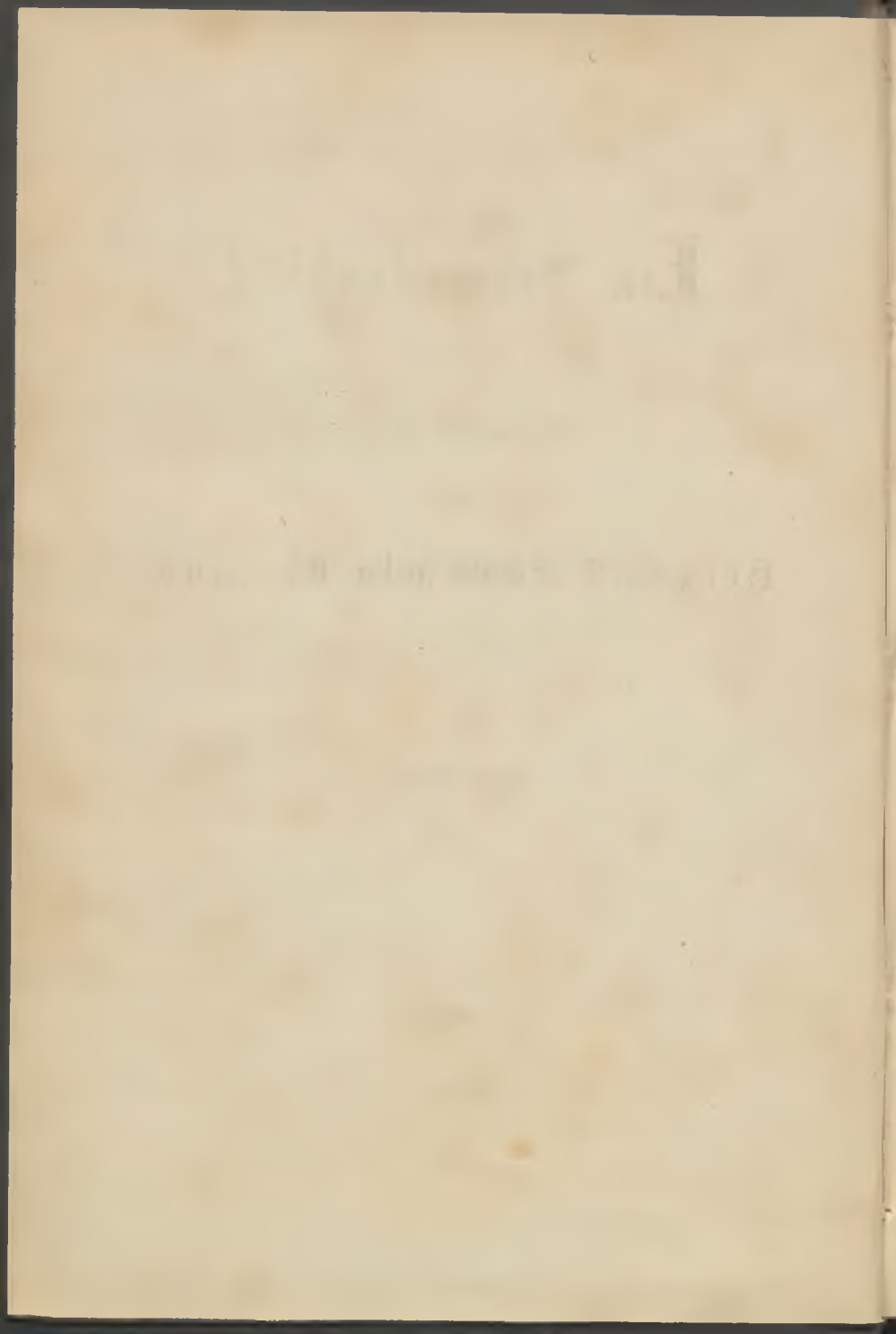








Ein Schwedenkind.



Ein Schwedenkind.

~~~~~  
Ein baltischer Roman

aus der Zeit

Herzog Jacob's von Kurland.

~~~~~  
Von

Ernst Dorn.

—————
◊ 1879 ◊
Mitau.

E. Behre's Verlag.

1879.

Alle Rechte vorbehalten.

46 361



Inhalt.

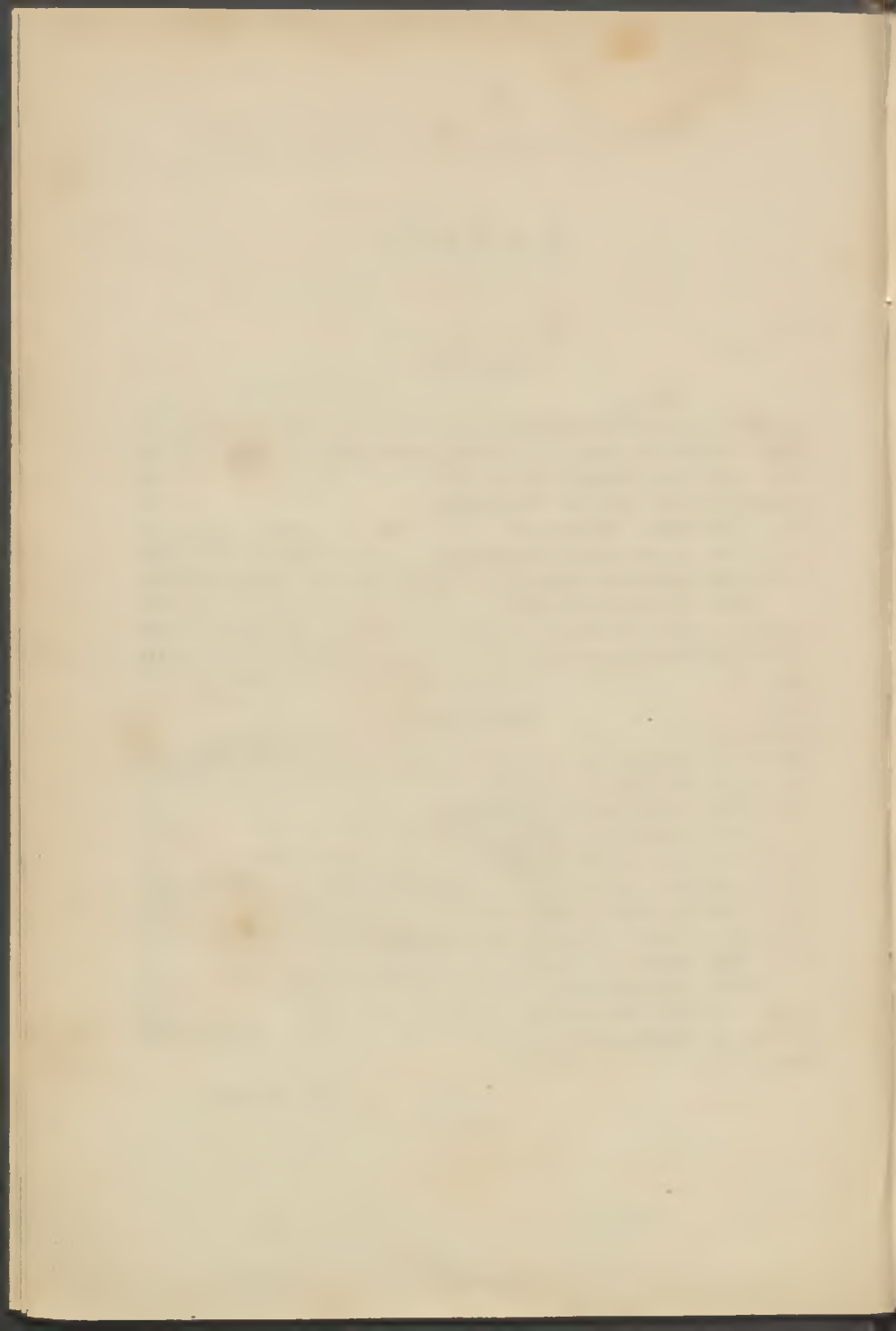
Erster Theil.

| | Vorwort. | Seite: |
|---------|--|--------|
| Kapitel | I. In der Haideschente | 3 |
| " | II. Ueber Herzog Jacob's Regierungsantritt | 13 |
| " | III. Herzog Jacob und sein Hof | 26 |
| " | IV. Jan Laps, der Rothhaarige | 42 |
| " | V. Eine Schreckensnacht | 58 |
| " | VI. Herzog Jacob's Bedrängniß | 75 |
| " | VII. Im rothen Eimer | 88 |
| " | VIII. Im Schloß zu Mitau | 97 |
| " | IX. Der Todesengel | 108 |
| " | X. Nach Zwangorod | 119 |

Zweiter Theil.

| | | |
|---------|--|-----|
| Kapitel | I. Durland nach dem Schwedenkriege | 131 |
| " | II. Die steinerne Jungfrau | 146 |
| " | III. Mitau um die Johanniszeit | 170 |
| " | IV. Neuenburg im Jahre 1673 | 188 |
| " | V. Der Hof zum Berge | 211 |
| " | VI. Auf der Falkenjagd | 227 |
| " | VII. Im Amtmannshause | 254 |
| " | VIII. Ueber des Herzogs Land und Leute | 276 |
| " | IX. Große Festlichkeiten in der Residenz | 284 |
| " | X. Feindliche Mächte | 311 |
| " | XI. Der Allerheiligentag | 330 |
| " | XII. Ein Auto-da-fé | 361 |





Vorwort.

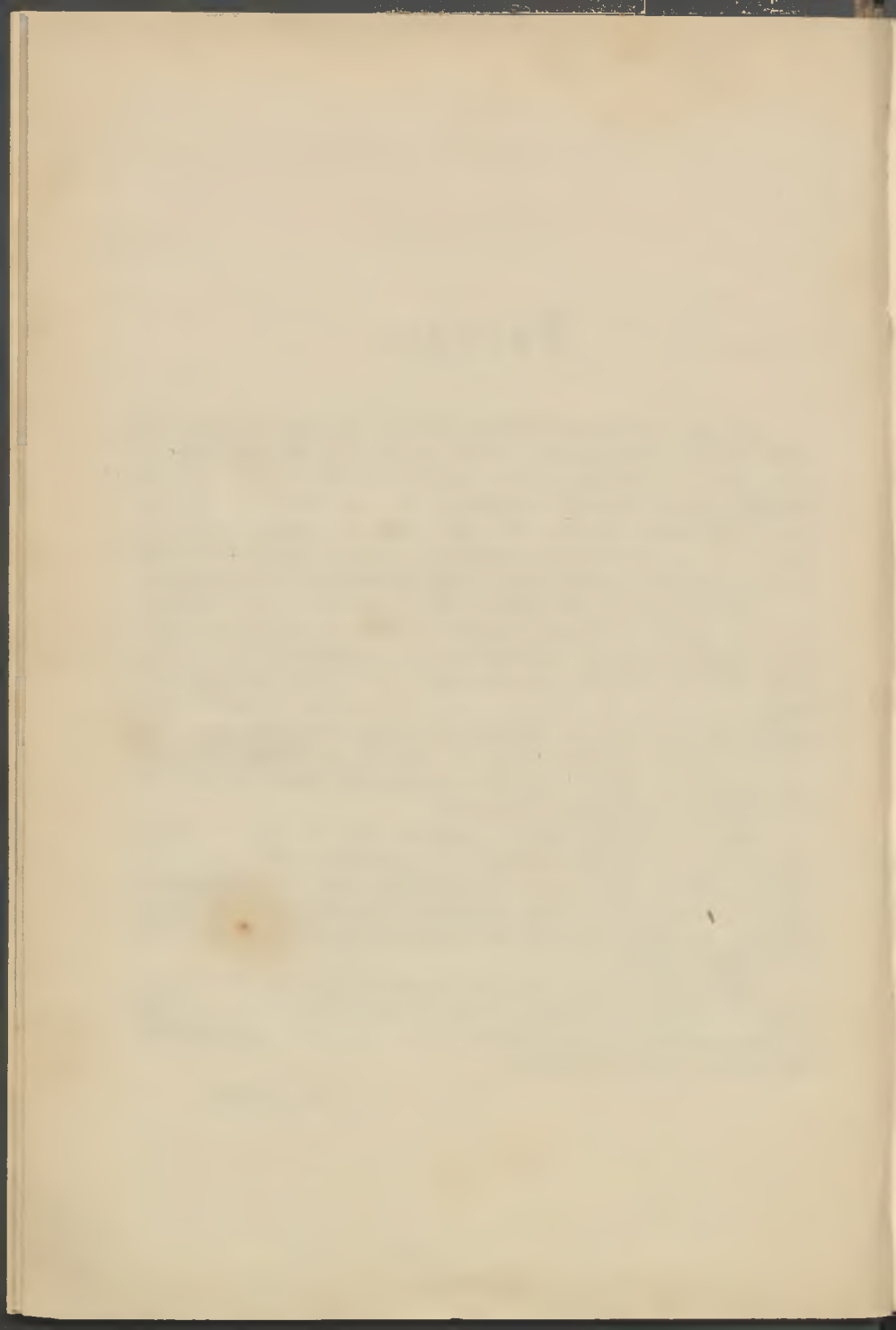
Auf den nachfolgenden Blättern soll vor dem Auge des Lesers ein Stück kurischer Vergangenheit entrollt werden. Es trieb mich dazu in erster Reihe der Wunsch, meinen Landsleuten eine Periode aus der Geschichte unserer Heimath vorzuführen, die dem Gedächtniß Mancher schon entschwunden, Anderen aber wohl mehr oder weniger fremd sein dürfte, da der vaterländischen Geschichte in unseren Schulen leider nicht die Aufmerksamkeit gewidmet wird, welche ihr berechtigter Weise zukommt.

Angeregt durch die Nirbach'schen Briefe und durch Cruse's Geschichte Kurlands wandte ich mich mit besonderer Vorliebe der Zeit Herzog Jacob's zu, der Regierungsperiode desjenigen unter den Herzögen Kurlands, welcher durch sein hervorragendes Herrschertalent, seine großen Verdienste um Kunst, Wissenschaft und Industrie, seinen commerziellen Scharfblick, nicht minder aber auch durch die vielfachen Prüfungen und Leiden, die er zur Zeit der Invasion Kurlands durch die Schweden zu bestehen hatte und voll ungebeugter Würde trug, das unzweifelhafte Recht hat, in dem Gedächtniß der Nachkommen fortzuleben.

Um die historische Treue zu wahren, habe ich mich in meinen Schilderungen an die Mittheilungen der vorgenannten beiden Geschichtsschreiber gehalten und, wo es mir zweckmäßig schien, den Nirbach'schen Briefen manche Stellen wörtlich entlehnt; den romantischen Faden, welcher sich durch das Ganze zieht, hat mir gleichfalls der gute Geist Nirbach's in die Hand gegeben.

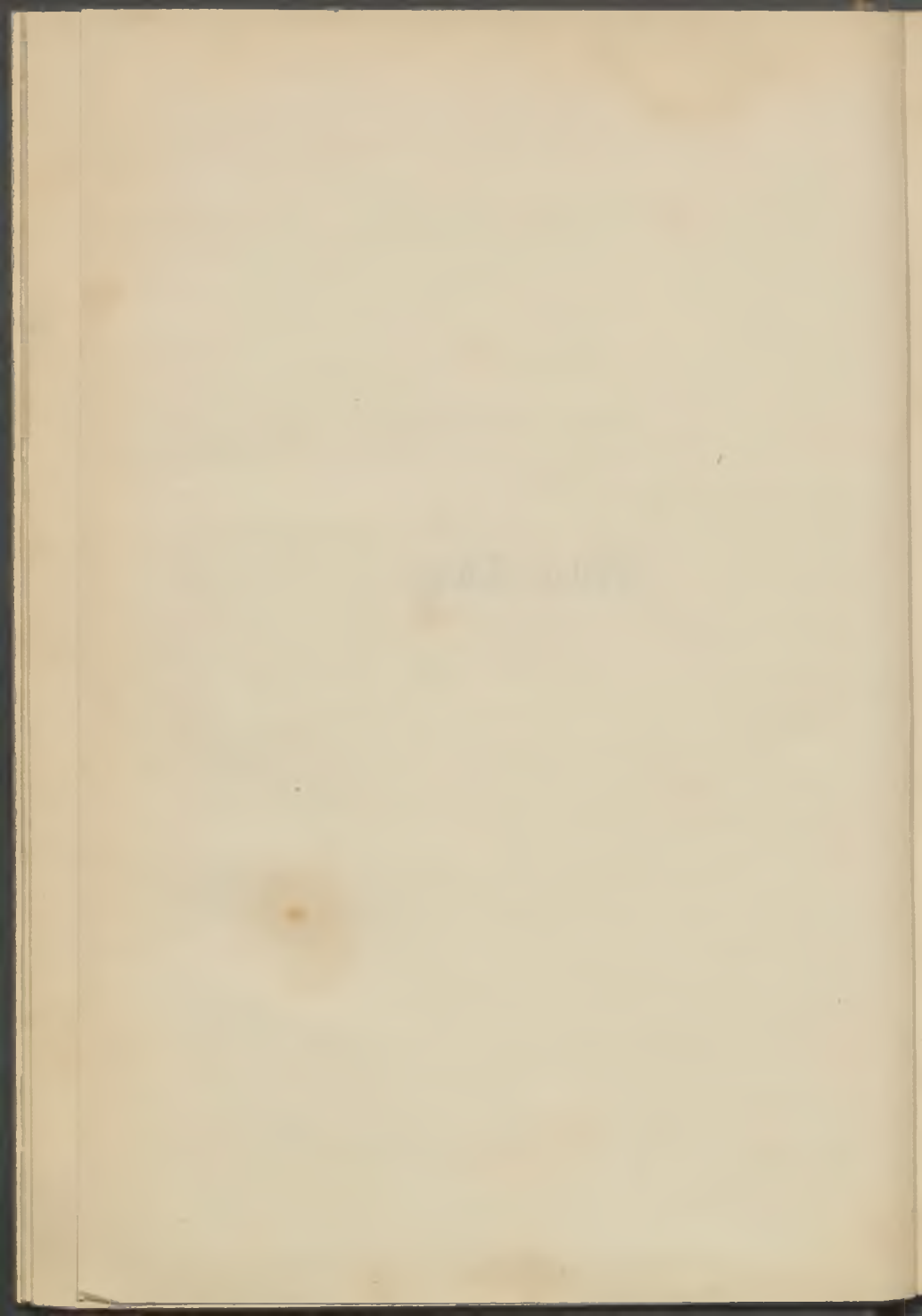
Sollte es mir gelungen sein, das Interesse der Leser für die Personen, welche ich schilderte, zu erwecken, so hoffe ich ihnen später einige derselben in einer Fortsetzung dieser Erzählung unter dem Titel: „Die Aebtissin von Herford“ wieder vorzuführen.

Der Verfasser.



Erster Theil.





Kapitel I.

In der Haideschenke.

Abend war es; dunkle Wolken thürmten sich am Himmel auf und in den Niederungen lagerte bereits tiefe Dämmerung. Im Westen war die Sonne niedergesunken und am Horizont glänzten nur noch einige Lichtstreifen, um allmählig in der Dunkelheit zu erbleichen. Ein kühler Herbstwind strich über die Haide und trieb am Wege dürre Blätter vor sich her; er schüttelte unwirsch die Kronen der schlanken Tannen, die sich wie zum Schutz über ein ärmliches, mit Stroh bedecktes Haus neigten, und schwenkte einen hölzernen, rothangestrichenen Eimer, der als Wirthshauschild unter dem Dache hing, heftig hin und her.

Durch die kleinen erblindeten Fenster der Herberge drang kein Lichtschimmer in die Dunkelheit; nur eine dünne Rauchsäule, die aus dem Rauchfang emporstieg, verrieth, daß noch Bewohner im Hause seien.

Es war öde und still vor der Hütte, der Wind trieb ungestört sein Spiel weiter und erging sich in lustigen Sprüngen bald hierhin, bald dorthin; ein haufälliger Schuppen, der sich vor Altersschwäche vornüber neigte und hilflos an die Hütte lehnte, erlag fast den ungestümen Windstößen. Unter ihn hatte sich der einzige Wächter des Hofes, ein struppiger Schäferhund, in's Stroh geflüchtet, und überschaute mit klugen Augen von hier aus das Terrain, das von ihm bewacht wurde.

Es war eine traurige, böse Zeit; die Brocken im Hause wurden immer kleiner, der Hausherr sah verdrossen vor sich hin und hatte

keinen Blick für seinen ehemaligen vierbeinigen Begleiter; die Knechte und Mägde, welche sonst dem Hunde das Futter reichten, waren fast alle fort. Gab es doch selten einen Gast mit fröhlichem Wellen anzumelden und die kleine Heerde, die er Abends heimgetrieben, war theils verkauft, theils dem Brodherrn von schlimmem Raubgesindel gewaltsam genommen worden.

Die Herberge „zum rothen Eimer“ lag hart an der Straße, die nach Livland hineinführte, etwa eine gute Stunde von der herzoglichen Residenz Mitau entfernt. Der Eimerwirth war den Reisenden, sowie den Fuhrknechten eine willkommene Erscheinung. Er hatte ein freundliches Gesicht für alle Fremde, einen guten Trunk für die Durstigen und eine weiche Streu für die Müden. Der alte Schuppen am Hause beherbergte ehemals oft die erschöpften Thiere der Fahrgäste und gewährte dem mageren Klepper wie dem wohlgenährten Roß eine bequeme Fütterung an seiner Krippe. Es war einst ein Schaffen und Rennen von Knechten und Mägden im Hause bis spät in die Nacht hinein. —

Nichts von alledem war jetzt zu sehen; das frühere rege Treiben war verschwunden und hatte einer trostlosen Stille Platz gemacht; denn seit die Schweden Kurland bedrängten und allerlei Gesindel die Gegend unsicher machte, saß der Bauer in seiner Hütte, die Hände muthlos und träge im Schoß, der schlimmen Dinge harrend, die noch kommen mußten. Die Felder standen ungebaut, Gewerbe und Handel lagen darnieder, seit feindliche Truppen Geld und Korn aus dem Lande schleppten; was Wunder, wenn nun auch der gesellige Verkehr stockte und kein Gast sich zeigte, der sich gegen Holz und Getreide vom Wirthe einen Trunk einschenken ließ.

In dem eigentlichen Gast- oder Schenckzimmer des Hauses sah es eben so öde und still aus, wie auf dem Hausflur; die Wände aus rohem Holz, der Fußboden aus Lehm und hartgetretener Erde, trugen wenig zur Verschönerung des Innern bei.

Hinter einem vergitterten Holztisch stand der Eimerwirth und schaute mit gerunzelten Brauen düster vor sich hin; ein brennender, in eine Wandlücke eingeklemmter Spahn verbreitete ein trübes Licht

im Schenktzimmer. Er beschien eine robuste Gestalt von ungewöhnlicher Größe. Der Wirth trug einen groben Leinenkittel und ebensolche Hose von zweifelhafter Farbe. Die rechte Faust hielt das im Gurt steckende Messer, welches dem Bauern beim Essen und bei der Arbeit diente, fest umspannt. Zuweilen öffneten sich die festgeschlossenen Lippen und über dieselben glitt ein leiser Fluch, wenn in der angrenzenden Kammer laute Tritte erschallten, die von Reiterstiefeln herzurühren schienen. Draußen am Fenster, das nach der Haide hinauslag, wieherte ein Pferd und nagte ungeduldig an den morschen Läden, derweil da drinnen sein Reitersmann sporenklirrend einherschritt.

„Noch immer Nichts, Sainneets*)?“ erscholl jetzt plötzlich eine rauhe Stimme und eine breite Gestalt erschien im Thürrahmen der Kammer; „gieb Acht,“ sprach der Mann gebieterisch, „daß der Herr, welcher zu mir will, mich ungestört sprechen kann und schicke mir den Boten, der aus Daunenthal eintreffen muß, ohne Verzug hierher!“

Die Thür fiel dröhnend zu und gleich darauf setzte der Fremde in der Kammer mit wuchtigen Schritten seinen Spaziergang fort; der Wirth brummte ein Paar unverständliche Worte vor sich hin, zog gleichmüthig sein Messer hervor und begann, unbeirrt durch seinen nächtlichen Gast, neue Spähne zur Beleuchtung des Zimmers von einem langen, dünnen Stück Holz zu schneiden. Draußen hatte der Sturm die Wolken zertheilt und der Vollmond schaute leuchtend auf die Erde herab; die Haide lag tageshell da und die Tannen warfen ihre Schatten in langen, dunklen Streifen über den Weg. Der Wind hatte sich gelegt, nur der Wald rauschte noch mächtig, so daß es dem einsamen Wanderer, der quer über die Haide eiligen Schrittes sich dem Hause näherte, fast wie Meeresbraudung in's Ohr tönte.

Um eben dieselbe Zeit, noch bevor der Mann das Haus erreicht hatte, kam ein Wägelchen, von einem schwächtigen Pferde gezogen, langsam die Landstraße daher.

*) Lettiisch; bedeutet: „Wirth.“

Der Gaul trabte bis zur Thür und blieb dann ruhig stehen. Der Haushund hatte seinen Platz verlassen und sprang wedelnd am Wagen empor, aus dem sich jetzt ein rothbehaarter Kopf erhob, der einem 13 bis 14 jährigen Knaben angehörte. Der Junge hatte sich unterm Heu im Wagen vor Wind und Wetter geborgen und auf den Instinct des Thieres vertrauend seine Heimfahrt verschlafen. Jetzt saß er gähmend da, dehnte sich träge, rieb sich die Augen, kratzte sich den Kopf und traf keine Anstalten den Wagen zu verlassen. Da flog die obere Hälfte der Hausthür auf und eine alte Frau, den Kopf mit einem Tuch unförmlich umwickelt, schaute zornig heraus:

„Wie?“, rief sie; „Du fauler Sack, ist das die Zeit, wo Du ankommen mußt? Mach' hurtig, daß Du ins Haus kommst und vergiß nicht die Ueberreste aus der Schwedenküche für Deine Großmutter mitzunehmen, die Du in der Gesindestube als meinen Gaj vorfinden wirst!“

Sprachlos starrte der Bube die Alte an; „die Großmutter hier?“ murmelte er erschrocken; „so hast Du ihr verrathen, daß ich bei Euch bin!“ rief er und sprang mit einem plumpen Sack aus dem Wagen.

„Was sollt ich thun?“ entgegnete das Weib; „mach's mit ihr aus! — Doch still!“ Sie deutete mit der Hand leise flüsternd auf die Hausthür, und Beide schritten, vom Hunde begleitet, durch eine Seitenthür in die Gesindestube.

Der nächtliche Wanderer hatte jetzt das Haus erreicht und begab sich ungehindert durch die offenstehende Thür in's Schenkzimmer. Auf seinen freundlichen Gruß in lettischer Sprache musterte ihn der Eimerwirth mißtrauisch und wies dann schweigend auf die halbgeöffnete Thür der angrenzenden Kammer, in welcher sich der Reitersmann befand; dieser stand bereits auf der Thürschwelle und rief unmuthig:

„Bei meinem Bart, Rittmeister, Ihr habt's nicht eilig, wenn Ihr von Eurem Vorgesetzten befohlen seid!“

Der Fremde trat gebückt in die Kammer und hinter ihm fiel die Thür in's Schloß. Eine Wachskerze verbreitete hier ein helleres

Licht und ihr Schein ließ die Gestalt des Ankömmlings deutlich erkennen. Seine tadellose Haltung verrieth den Mann von höherem Stande; tiefdunkle Augen blickten ernst auf den Bärtigen, der ihn so ungaßlich bewillkommnet hatte, auf der hohen Stirn lag eine Wolke des Unmuths und der Sorge. Doch verlieh ein Zug von Freimuth um den feinen Mund dem Gesicht etwas ungemein Anziehendes. Er mochte höchstens 30 bis 32 Jahre zählen; dunkelblondes Haar bedeckte sein Haupt und bei heitern Eindrücken mußte dies Antlitz den Ausdruck eines Jünglings haben. Der Andere ließ sich ihm gegenüber am Tisch nieder und ein Paar blitzende, von dichten Brauen beschattete Augen hefteten sich lauernnd auf den vor ihm Stehenden. Ein breitkrämpiger Hut bedeckte fast ganz die obere Hälfte des Gesichts, das Kinn war von einem vollen Knebelbart beschattet; ein Lederkoller und hohe Reiterstiefel vervollständigten seinen Anzug; sein Degen lag abgeschnallt auf dem Tisch vor ihm. Der schlanke Fremdling trug die schwedische Uniform und einen grauen Mantel darüber.

„Nun, Bengt-Ström,“ rief der Bärtige, „setzt Euch hierher; die wichtigsten Dinge wollen mit Bequemlichkeit besprochen werden. Ich harre nun schon seit einer Stunde in diesem stinkenden Loch des Boten, der mir vom General Douglas aus Daunenthal geschickt werden soll; das verfluchte Wetter muß ihn vom Wege verschlagen haben! Doch kommt er nicht bald, so soll ihm mein Reitknecht statt des versprochenen Trinkgeldes die Haut über die Ohren ziehn!“

Der Andere schaute den erzürnten Sprecher erstaunt an und entgegnete ruhig: „Obriß Skytte, ich bin überrascht, Euch hier zu finden, da jener geheimnißvolle Zettel, den ich empfang, mich eher den Douglas als Euch hier vermuthen ließ!“

„Pst, pst!“ machte der Obriß; „nur keine Namen; wir könnten belauscht werden!“

Der schlanke Herr warf seinen Mantel ab, legte seinen Hut vor sich auf den Tisch, strich sein langes, feuchtes Haar aus der Stirn und saß bald dem Andern gegenüber.

„Nun Bengt=Ström,“ begann dieser, „haltet Kopf und Sinne klar und gebt nur vernünftigen Gedanken Raum!“

„Wollt Ihr nicht die Namen fortlassen, Herr Obrist?“ sagte der mit Bengt=Ström Angeredete.

„Ah,“ erwiderte der Obrist, „der Eure thut Nichts zur Sache, denn bis jetzt hat Euer hübsches Gesicht mehr Aufsehen gemacht, als Euer Name.“

„Jawohl,“ entgegnete der Andere mit feinem Lächeln, „ich mißbrauchte ihn nie!“

Der Bärtige pfiß leise vor sich hin und begann nach einer Weile:

„Ihr seid mit allen Ereignissen, die vorgehen, vollständig vertraut und ich will daher sogleich auf den Zweck unserer Zusammenkunft losgehen. — Wie Ihr wißt, hat der kluge Herzog Mitau mit 13 Bastionen und das Schloß ebenfalls mit 5 Bastionen nach dem neuen System befestigt; alle Bedientenhäuser auf der Nordseite des Schlosses, die mit Stroh gedeckt waren, sind abgetragen, die Wälle erhöht, die Gräben vertieft worden, und ein Brückenkopf beschützt die Einfahrt in die ehemalige Ordensburg. Der schlaue Fürst ist trotz aller Friedensverträge und Contributionen dennoch mißtrauisch; auch soll er 14—15,000 Mann im Geheimen ausrüsten, ein Zeichen, daß der kluge Herr sich den Rücken zu decken versucht. Dem aber müssen wir zuvorkommen, noch ehe seine Kriegsmacht vollständig organisirt ist. Ich habe vom Feldmarschall den Befehl erhalten, so schnell als möglich einzuschreiten und brauche dazu natürlich treue und zuverlässige Landsleute. Für einen solchen halte ich Euch, und da Ihr längst auf ein Obristenpatent hofft, so bietet sich hier eine Gelegenheit, dasselbe leicht zu verdienen.“

„Herr Obrist,“ entgegnete Bengt=Ström, „erklärt Euch deutlicher! Wenn dieser Dienst sich mit meiner Ehre und mit meinem Gewissen verträgt, so wißt Ihr wohl, daß ich vor keiner Gefahr zurückschrecke!“

„Laßt Euer Gewissen aus dem Spiel, Eurer Ehre wird nicht allzuviel zugemuthet werden!“ lachte der Andere, „doch nennt mich immerhin Obrist; deren giebt es hier Viele, während man den königlichen Reichsrath Skytte genauer kennt. — Hört mich an: Der Feldmarschall Douglas hat vor Kurzem vom König den Befehl erhalten, dem Herzog energisch auf den Leib zu rücken und wenn es nicht anders geht, ihn mit List oder Gewalt machtlos zu machen und in Haft zu bringen. — Mich dünkt“, setzte er lächelnd hinzu, „dem Könige ist der kurische Herzog als Regent zu groß, und er fürchtet den Rivalen. Daher beeilen wir uns und zwar auf des Königs Befehl, dem kühnen Falken die Flügel zu stutzen, damit ihm die Lust vergehe, dem schwedischen Nar die Bahn zu durchkreuzen. Ich habe zwar allen Grund, mit der herzoglichen Gastfreundschaft zufrieden zu sein, denn im Schlosse lebt sich's gut, wenn nur nicht die Frau Herzogin gar zu oft durch ihre betschwesterlichen Sitten und tugendhaften Marotten mir die fröhlichen Augenblicke verleidern wollte. Ja, Rittmeister, die herzogliche Frau haßt die Schweden, und wird, bei meinem Bart, von ihnen auch nicht auf Rosen gebettet werden.“

Ein hämisches Lächeln glitt über die Züge des Obristen, während er, eifrig mit den Fingern einen Soldatenmarsch auf den Tisch vor sich hin trommelnd, den Rittmeister prüfend anschaute. Mit einer raschen Wendung begann er wieder:

„Doch nun zu dem eigentlichen Zweck unserer Verhandlung! Es soll nach des Königs Beschluß noch diesen Monat ein Resultat herbeigeführt werden; wie ich Euch sagte, erwarte ich Botschaft von Douglas und erfahre, welcher Tag dazu bestimmt ist, und wie unsere Truppen, die bei Doblen und Dannenthal stehen, instruirt sind. Douglas streut dem Herzog Sand in die Augen, denn er thut, als wolle er mit dem Heer nach Lithauen ziehn, er wird aber in Dannenthal stehen bleiben, unter dem Vorwande, seine zahlreichen Kranken einzuschiffen, und der Herzog wird wohl noch die Böte und den dazu gehörigen Proviant geben müssen.“

Bengt=Ström's Lippen bebten leise bei dieser Eröffnung und mit Haft unterbrach er den Reichsrath.

„Um Gotteswillen!“ rief er, „heute erst hat der König dem Herzog ein Mandat ausstellen lassen, in welchem er bei seiner königlichen Ehre versichert, nicht nur Neutralität, sondern auch Schutz vor allen feindlichen Angriffen, eigenmächtigen Einquartirungen, Raub, Plünderung und Contributionen zu gewähren; ich habe es mit eigenen Augen gelesen, und nun —“

„Ja, mein guter Freund, nun stehen die Sachen anders!“ lachte Skytte, „denn im Kriege ist jede List erlaubt. Ich frage Euch daher, wollt Ihr an dem Tage, wo wir Eure bedürfen, thätig sein, so werdet Ihr die Parole nebst anderen Instructionen empfangen. Ihr seid der Landessprache einigermaßen mächtig und könnt uns daher von großem Nutzen sein. Auch rechne ich im Voraus auf Eure Zustimmung, denn bei jedem Widerspruch kommt Ihr in den Verdacht, ein Abtrünniger zu sein, und ich habe den Befehl, Euch als Hochverräther zu verhaften!“

Bengt=Ström sprang erregt auf, seine Züge erbleichten; während er mühsam seinen Born zu unterdrücken suchte, ergriff ihn plötzlich ein Gedanke. Er faßte sich und sprach mit erzwungener Ruhe:

„Bevor ich weiß, welcher Art mein Dienst sein soll, kann ich Euch meiner Zustimmung nicht versichern; sobald mein König der Hand eines Ehrenmannes bedarf, soll sie ihm pflichtschuldigst dienen und wenn hier die List keine Gewalt ist, so findet Ihr mich bereit. Indessen harre ich der Befehle meiner Vorgesetzten bis zur Stunde, wo man meiner bedarf. — Doch es wird spät, mein Weg ist ein weiter; die schwedischen Offiziere passiren nur bis zur zehnten Stunde und da ich den Weg zu Fuß hierher gemacht, fällt mir die Heimkehr schwerer als Euch, der Ihr zu Pferde gekommen seid.“

Mit einem raschen Griff hatte er seinen Mantel um die Schulter geworfen und langte nach seinem Hut.

„Oho!“ rief der Reichsrath; „der Mond steht noch hoch am Himmel, und da es nicht der Dienst ist, der Euch heimruft, so wird es wohl Euer blondes Weibchen sein, nach dem Ihr Sehnsucht verspürt! Es ist wahr, Rittmeister, die Kleine ist hübsch und um ihretwillen lohnt es sich, ein Paar Stunden früher das trauliche Nest zu erreichen!“

Ein Blick der Verachtung traf den Sprechenden und mit Beziehung entgegnete Bengt=Ström:

„Leider ist dies eine so thatenlose Zeit für ein gesundes Heer, daß dem Mann von Ehre dabei wehe zu Muthe wird! Die Schweden sind für Kurland weiter Nichts, als ein Schwarm Heuschrecken; denn wo sie sich niederlassen, wird Alles rasch verzehrt.“

Der Reichsrath lachte wohlgefällig und strich sich den Bart er gefiel sich darin, den Rittmeister zu reizen.

„Was gehen mich die Heuschrecken an! Ich zähle mich zu den Falken und zwar zu den Taubenfalken, denn ich habe in Kurland so manches Täubchen angetroffen, gegen das unsere blonden Schwedinnen reine Spazgen sind!“

„Genug, Reichsrath!“ sagte Bengt=Ström ernst, „ich trage kein Gelüste, Eure Täubchen kennen zu lernen und schätze die Frauen nach ihrem Character und nicht nach ihrer Schönheit. Gehabt Euch wohl!“

Mit raschen Schritten war Bengt=Ström hinaus und verbucht schaute der Obrist dem Davoneilenden nach.

„Der Narr!“ sagte er, „wenn er nicht so viel Muth und Tapferkeit besäße, ich scheerte mich den Teufel um ihn! — Doch wo bleibt der rothhaarige Bube?“

Er erhob sich und schritt in das Schenkzimmer; dieses war leer und der brennende Spahn verglommte eben, als die Thür aufflog und die Alte mit dem Jungen eintrat.

„Wo, zum Teufel, warst Du so lange, Du Sohn einer Fuchsin?“ schrie der Obrist unwirsch und griff den Jungen rauh an.

„Gnädigster Herr!“ sagte Jener in schlechtem Schwedisch, „ich sah, daß Ihr nicht allein wart und zögerte absichtlich, denn

nur Euch allein darf ich den Zettel einhändigen. Der große Herr hat es mir streng befohlen.“

„Gieb her! — Verflucht, nun ist er fort! Dieser nichtsnutzige Bube ist im Hause und ich mußte ihn ohne Instruction fortlassen!“ polterte er; „wo hast Du den Brief?“

Das Weib hatte sich dem Jungen zu Füßen auf die Diele hingekauert und war bemüht, ihm die mit Schnüren umwundenen Bastischeuhe abzulösen. Einzelne Lumpen fielen von den bloßen Beinen des Knaben herab und mit ihnen ein zusammengefalteter Zettel.

„Ein sauberer Briefbehälter!“ murmelte Skytte, nahm das Papier, warf dem Jungen ein Geldstück zu, welches dieser auffing, und, nachdem er dem Obrist dafür hastig den Rock geküßt, schleu- nigst der Alten folgte, die wieder der Thür zuschritt.

Der Obrist trat in die Kammer, faltete den Brief auseinander und las eifrig die Instruction des Feldmarschalls Douglas. Sein Hut war ihm entfallen, bei dem hellen Schein der Kerze gewahrte man ein zwar regelmäßiges, aber von Pockennarben durchfurchtes Gesicht, das einen breiten Mund und dicke, sinnliche Lippen zeigte, während die Augen, von dunkler Farbe wie der Bart, keine un- schöne Form hatten.

„Also am 30. September!“ sagte er und faltete das Schrei- ben zusammen, „da müssen wir eilen! — Und der Ort der Ver- sammlung hier! Das wird eng werden! — Nun, meinethwegen! Doch gut, fort nach Hause! Mein armer Gaul ist ohnehin schon ungeduldig; es ist hohe Zeit, deun ich habe die größte Eile, einen Humpen herzoglichen Weines zu leeren. Der letzte Malvasier war deliziös!“

Mit diesen Worten nahm er die Kerze vom Tisch, schritt durch die Wohustube, wo ihn der Wirth schweigend empfing und in den Hausflur geleitete. Der Bube harrete mit dem Pferde bereits vor der Thür. Die Kerze verlöschte im Winde und dem Wirth ein Geldstück zuwerfend, schwang sich der Obrist auf's Pferd und sprengte in scharfem Galopp die Straße zur herzog- lichen Residenz dahin.

Kapitel II.

Ueber Herzog Jacob's Regierungsantritt.

Vor mehr denn 200 Jahren, um ebendieselbe Zeit, wo unsre Geschichte beginnt, stand in der Brückengasse*) zu Mitau ein freundliches, strohgedecktes Haus, mit hellglänzenden Fenstern, und mit einer massiven Thür versehen, die einen gewaltigen Klopfer aus Messing trug und allerlei Zierrath aus geschnitztem Holz aufwies. Die geräumige Wohnstube war mit einfachen, etwas plumpen Möbeln ausgestattet, die, mit großblumigem Kattun überzogen, sich freundlich ausnahmen. Ordnung und Behaglichkeit herrschten in diesen Räumen, wo jeglicher Luxus ausgeschlossen schien, und der gewaltige Ofen, aus blauen, mit biblischen Darstellungen bemalten Kacheln strömte eine behagliche Wärme aus. An einem der Fenster saß eine schlanke junge Frau; dicke blonde Flechten legten sich wie ein Kranz um ihr anmuthiges Haupt, das sie sorgenvoll in ihre Hand gestützt hatte.

Draußen dämmerte es bereits und die junge Frau erhob von Zeit zu Zeit ihr Antlitz um bei herannahenden Tritten erregt zu lauschen.

Dann senkte sie wieder, wenn sie sich in ihren Erwartungen getäuscht sah, mit einem tiefen Seufzer den schönen Kopf, um auf's Neue in schwermüthige Gedanken zu versinken.

Plötzlich ertönte lautes Klopfen; die junge Frau erschrak, doch ein freundliches Lächeln verklärte bald ihr liebliches Gesicht, als die

*) Jetzt „Schloßstraße.“

Thür aufging und ein kleiner schwächtiger Herr in langem, grauem Rock, schwarzseidenen Strümpfen und braunen Schuhen, auf welchen hellpolirte Stahlschnallen glänzten, in's Zimmer trat. Der kleine Mann hatte ausgeprägte Gesichtszüge, große graue Augen blickten ebenso klug als freundlich, das Haar trug er in kurzen Locken; eine tadellose Halskrause und schneeweiße Spizenkanten an den Handgelenken vervollständigten seinen Anzug. Nach einem freundlichen Gruß stellte er seinen silberbeschlagenen Stoc in eine Ecke und ergriff dann beide Hände der jungen Frau, die sich erhoben hatte, um ihn willkommen zu heißen.

„Gott zum Gruß, Frau Rittmeister!“ sagte er; „ich sehe, daß Ihr wieder allein seid; denn wenn die Weibsen Langeweile haben, weinen sie zum Zeitvertreib. Ich will flugs frohe Botschaft zu Euch in's Haus und Sonnenschein auf Euer liebes Gesichtchen bringen. Die Kleine hält wohl noch ihren Nachmittagschlaf?“ fragte er, während seine Augen im Zimmer umherschweiften; „dann wollen wir weniger Lärm machen!“ Und er ließ sich leise auf einen der Stühle nieder. „Nun wird's mit dem Heimweh bald ein Ende nehmen,“ fuhr er fort, „und die Frau Rittmeister kann das widerwärtige Kurland mit ihrem lieben Schweden vertauschen. Meinem Herrn und Gebieter wird endlich einmal die Aussicht, von seinen zudringlichen Gästen erlöst zu werden, denn heute hat der General Douglas eine öffentliche Bekanntmachung ergehen lassen, daß er über den Frieden mit dem Herzog verhandelt habe und zum Beweis, daß er es aufrichtig meint, hat er mit seinen Truppen gleich darauf Miau verlassen und steht jetzt in Dannenthal, um von dort weiter zu ziehen. Doch das müßt Ihr ja bereits wissen durch den Rittmeister, Euren Mann!“

„Nein,“ sagte die Frau, „der Rittmeister erhielt eine Botschaft, die ihn nach auswärts berief; nun ist es bereits Abend und ich erwarte ihn noch immer vergebens.“

„Hm, Hm,“ machte der Kleine, „das nimmt mich Wunder! Bengt-Ström muß nicht in der Stadt sein und im Accisehause, wo ich ihn zu finden hoffte, war er auch nicht. Jedenfalls bringt er

mehr Aufschluß über alle erfreulichen Dinge und ich weiche nicht eher, als bis ich ihn erwartet!"

„Das ist sehr schön von Euch, denn ich fürchte mich so sehr!“ sagte die junge Frau; „mein Herz ist so schwer, so zum Sterben traurig!“ und sie brach plötzlich in krampfhaftes Weinen aus.

Der kleine Herr war aufgestanden und maß mit hastigen Schritten das Zimmer; dann blieb er vor der jungen Frau stehen und sagte mit bewegter Stimme, indem er ihr die Hand bot:

„Ihr seid krank, Frau Rittmeister! Die drückende Stubenluft — auch fehlt's Euch an Berstreuung. Bis der Rittmeister heimkehrt, will ich Euch von meinem Herzog erzählen und von meiner Frau Herzogin, die Euch diesen Apfel für Euren kleinen Posaunenengel sendet.“ Und er legte der jungen Frau einen Apfel von besonderer Schönheit in den Schoß und ließ sich dann ihr gegenüber nieder.

„Habt Dank, Meister Brandt!“ sagte sie; „oh, Ihr müßt mich für recht kindisch halten, doch von so trüben Gedanken ist meine Seele bewegt, daß mir die Kraft fehlt, die Thränen zurückzudrängen! — Ach, wenn wir nicht als so zudringliche Gäste hier in Kurland ständen und ich nicht um meiner Landsleute willen zu erröthen brauchte, würde ich mich um die Gunst Eurer Herzogin, dieser edlen Frau, bemüht haben. Allein ich wage es nicht, denn ich fühle wohl, daß eine Schwedin einer Herzogin von Kurland nie nahen darf, ohne in der hohen Frau bittere Gefühle zu erwecken.“

„Nun, nun, meine Herzogin ist auch kein so hartes Eisen, wie Ihr es Euch vorstellt! Denn hat sie nicht, als sie Eurer Amme mit der Kleinen in den fürstlichen Gärten begegnete, das Kind gestreichelt und ihm einen silbernen Fünfer geschenkt, an dem das Kind noch jetzt seine Freude hat, wenn er ihm, an einem Bändchen befestigt, um den Hals gelegt wird?“

Frau Bengt-Ström lächelte und sagte:

„Ja, wenn mein Mann nicht den guten Herrn Casimir Brandt, den geheimen Kammerdiener und Silberwärter der herzoglichen Familie, zu uns gebracht hätte, so wäre Kurland ein gar trauriger Aufenthalt für uns geblieben.“

„Doch sagt mir, liebster Meister Brandt, wie ist es dem Herzog möglich geworden, sein Land zu heben, da die Einheimischen noch so roh und uncultivirt sind, wie ich es namentlich an den Bauern Kurlands bemerkt habe? Die Leute in ihrem Stumpfsinn können doch unmöglich so künstliche Arbeiten ausführen, wie sie aus den Fabriken des Herzogs hervorgehen?“

Der alte bewegliche Herr ergriff eifrig die Gelegenheit, die junge Schwedin eines Besseren zu belehren und erfreut, ihren traurigen Gedanken eine andere Wendung geben zu können, begann er:

„Die Bauern thun es auch nicht, meine liebe Frau Rittmeister, denn wenn unser Landesherr nicht mit vielen Ausländern in Verbindung stände, so hätten wir weder eine Eisengießerei noch eine Glashütte; auch würden uns eine Tapetenfabrik und eine Wollspinnerei total abgehen, wenn nicht jeder Werkstatt ein ausländischer Meister vorstünde. Schon als Erbprinz und mehrere Jahre vor seinem Regierungsantritt hatte sich Herzog Jacob mit dem Handel, besonders mit dem zur See, beschäftigt, hatte Schiffe befrachtet, sie nach nahen und entfernten Ländern ausgesandt und an den meisten Höfen Agenten gehalten, die ihn nicht nur von den politischen, sondern auch von den commerciellen Verhältnissen benachrichtigten. Diese Verbindungen haben unserem guten Herrn eine Menge Vortheile gebracht und ich habe große Stöße von Berichten aus dem Haag, aus Wien, Paris, London und Stockholm in das herzogliche Archiv niederlegen müssen und manchen Blick hinein gethan, wenn es galt, fremdländische Weine für die Tafel zu empfangen und kostbar getriebenes Silber für die Familienfeste der hohen Herrschaften zu bestellen. Ich glaube, am Hofe Karl X. geht es nicht so fein und prächtig her, wie in unserm Herzogschloß.“

„Ja, ja,“ lächelte Frau Bengt-Ström, angeregt durch die Schilderung des Silberwärters, „und ich gedenke noch immer des festlichen Kirchgangs der Herzogin an dem Tage, wo sie ihr Hoffräulein zum Traualtar führte. Doch erzählt weiter, mein guter Meister Brandt!“ bat sie; „es thut mir wohl, zu hören, wenn Ihr mit so vieler Liebe von Eurem Herzog berichtet. Nur habt Ihr uns noch

nie Etwas aus des Herzogs Jugendzeit mitgetheilt. Ihr habt ihn ja in seinen jungen Jahren nach Schweden begleitet, wo er sich auch die Achtung meiner Landsleute erworben haben soll. Etwas aus des Herzogs Jugend zu hören, wäre mir sehr interessant. Doch erlaubt, daß ich, bevor Ihr beginnt, die Kerzen anzünde und ist es Euch genehm, so bringe ich auch von dem Wein, den Ihr so gerne mit dem Rittmeister trinkt."

Die junge Frau erhob sich, zündete die Kerzen an und stellte eine Flasche und einen Pokal aus getriebnem Silber auf den Tisch. Der Alte prüfte erstaunt die herrliche Arbeit an dem Becher.

"Ei, ei," sagte er, "das ist ein feines Krüglein! Ich sah's bis jetzt noch nie! Es scheint von einem großen Meister gefertigt zu sein, denn die Figuren drauf sind schön getrieben und das Weinlaub raukt sich prächtig um den Fuß des Pokals. Habt Ihr noch mehr dergleichen werthvolle Dinge, Frau Bengt-Ström?"

"Ach, mein Freund, die Geschichte dieses Pokals müßt Ihr Euch einmal von meinem Manne erzählen lassen. Er gehört ihm und soll von unserm großen König Gustav Adolf herkommen." Brandt stellte, nachdem er getrunken, den Becher behutsam zurück und war im Begriff, seine Erzählung zu beginnen, als die Thür aufging und die schwedische Amme, mit einem lieblichen Kinde auf dem Arm, eintrat. Der Fremde und die junge Frau eilten auf das Kind zu; während es noch halb verschlafen sein geröthetes Gesichtchen an der Brust der Mutter barg, hielt Brandt seine beiden Händchen in den seinen und bald hatte er die Kleine zu sich herangeschmeichelt. Auf seinen Knien sitzend, empfing sie jauchzend den rothwangigen Apfel und suchte aufmerksam die Stelle, wo sie mit den kleinen Zähnen hineinbeißen könnte. Ein graues Windspiel, das mit Amme und Kind zugleich sich in's Zimmer geschlichen hatte, legte sich zutraulich zu den Füßen des Silberwärters nieder, spitzte verständig die Ohren bei dem Lallen der Kleinen und ließ sich den schlanken Kopf gern von der jungen Frau streicheln.

„Und nun, meine liebe Frau Rittmeister,“ sagte Brandt, „derweilen des Kindes Aufmerksamkeit sich auf das schöne Spielwerk richtet, nehmen wir den Faden unseres Gespräches wieder auf. Vom Diebste bin ich bis zur Abendtafel dispensirt und habe noch zwei volle Stunden Zeit, Euch durch meine Plauderei die Zeit zu verkürzen.“

Die junge Frau nahm eine Spindel aus einer Ecke des Zimmers und bald lief der Faden rasch durch ihre feinen Finger, während ihre tiefblauen Augen dann und wann freundlich zu dem alten Herrn hinüberschauten.

„Meines Herzogs Kindheit,“ begann jetzt Brandt, „ist ein Punkt, der schmerzliche Erinnerungen weckt; er entbehrte früh den Vater und wurde der mütterlichen Pflege seiner Tante, der Herzogin Elisabeth Magdalena übergeben. Sein Vater, Herzog Wilhelm, lebte mit den Gebrüdern Molde in heftigem Streit; diese Edelleute widersezten sich ihm auf's Hartnäckigste und wurden in Folge dessen auf seinen Befehl ermordet. Deshalb wurde er 1616 seines Lehens entsezt und gezwungen, Kurland zu verlassen. Nachdem Wilhelms Gemahlin gestorben, die er leidenschaftlich geliebt, that er das Gelübde, sich nie wieder zu vermählen, und hielt es bis an sein Lebensende. Prinz Jacob wuchs also unter der Obhut seiner Tante auf, seine Erziehung war, wie die seines Vaters und seines Oheims, eine verständige. Der Herzog besitzt viele Kenntnisse und ist besonders der lateinischen Sprache vollkommen mächtig; seine Studien vollendete er in Leipzig, wo er die Würde einer rector magnificus erhielt. Bei seiner großen Gelehrsamkeit ist mein Herzog aber ein vollkommener Kaufmann; die schöne Insel Tabago, ein Pathengeschenk des Königs Jacob I. von England, hat ihn schon als Erbprinz lebhaft beschäftigt und nachdem er zur Regierung gekommen, war sie der Gegenstand seiner besonderen Sorge. Er hat in Kurland Städte erbauen, Pflanzungen anlegen und Colonien gründen lassen. Dies kostete große Opfer, doch seine Mühen sind reichlich belohnt; Mitau ist ein Stapelplatz westindischer Waaren und ein wohlhabender Ort geworden, was Wunder,

wenn Eure Landsleute ein Gelüft verspüren, auch einen Theil der Ergebnisse dieses Fleißes dem Herzog freundschaftlich abzunehmen. Nun muß aber mein Herr die rauhe Seite herauskehren, denn sonst steckt Euer König das gesegnete Kurland in seinen Schnappack!"

Die junge Frau erröthete und neigte das Haupt tiefer, indem sie sich bemühte, den plötzlich gerissenen Faden wieder anzuknüpfen.

„Verzeiht, Frau Rittmeister!“ rief der Alte bestürzt, „da ist mir der Verstand mit der Zunge davongelansen!“

Er küßte das Kind und wandte sich wieder zu der jungen Frau:

„Wo blieb ich nur stehen? — Ja, so! — Durch den westindischen Handel und durch ausländische Verbindungen hat mein Herr sein Land erstaunlich emporgebracht, daß es unter den Händen seiner Unterthanen, wenn sie nur geringen Fleiß anwenden, überall grünt und blüht und reiche Saaten trägt. Leider aber kann er es nicht ändern, daß die Knechtschaft der Bauern, die im Frohndienst des Edelmanns stehen, so sclavisch ist; obwohl unser Herr es mit Gesetz und Ordnung unerbittlich streng nimmt, so bleibt er liebevoll genug, auch im Geringsten seiner Unterthanen den Menschen zu achten. Die Fürbitte unserer hohen Frau gilt viel, wenn es Noth thut, einen armen, in Strafe verfallenen Sünder loszumachen.“

„Es wäre aber gut, wenn der Herzog für die Bildung des Volkes sorgte,“ meinte Frau Bengt-Ström, „wie es in Schweden der Fall ist. Ich bemerke oft, wie träge und stumpfsinnig der Bauer seiner Arbeit nachgeht, wie wenig er für die Verbesserung seiner Wohnung und für Reinlichkeit sorgt. Er verschmäh't es selbst, seine Nahrung wohlschmeckend zu bereiten, weil er sich weder Lust noch Zeit dazu nimmt und nach vollbrachter Arbeit mit thierischer Trägheit in seine Hütte kriecht. Welch' ein Unterschied ist doch zwischen meiner schwedischen Magd und der kurischen Dirne, die ich zu meinem Hauswesen hinzugezogen habe; die erste sorgsam, reinlich, behende und dienstwillig bei allen Arbeiten, die andere plump, unreinlich, voll knechtischer, stets von einem heimtückischen

Seitenblick begleiteten Unterwürfigkeit. Mich dauert dieses Volk, denn in einem so wohlgepflegten Lande sollten auch des gemeinen Mannes Gemüth und Geist gebildet werden.“

„Ihr mögt Recht haben und mein Herzog mag Aehnliches denken,“ nickte Brandt, „allein der kurische Adel ist hart hinsichtlich dieses Punktes; er befürchtet, und zwar mit Recht, daß, wenn dem Volke Aufklärung wird, es auch nach Selbstständigkeit streben könnte und mit dem Moment, wo der Arbeitsmann zu denken anfängt, er Versuche machen dürfte, seine Knechtschaft abzuschütteln. Man weiß aus Erfahrung, daß ein einziger Grübler im Volke oft im Stande ist, die Flammen der Rebellion anzufachen. Auch unter uns giebt es solch einen gefährlichen Mann; es ist der Amtmann Lust, ein Mensch mit scharfem Verstand, an Weisheit und Umsicht Vielen überlegen. Seinen einzigen Sohn nahm er schon als kleinen Knaben mit sich in Wald und Flur, und lehrte ihn die wohlthätigen sowohl, als auch die unheilvollen Kräfte der Pflanzen kennen; den Einfluß der Planeten auf die Erde hat er ihm schon frühzeitig zu erklären gewußt und nun, da der Junge zwölf Jahr alt ist, geht er bereits mit dem Gedanken um, ihn auf die hohe Schule zu schicken. Natürlich ist dieser über seinen Stand gebildete Bauer den Edelleuten ein Dorn im Auge und wo sich eine Gelegenheit darbietet, ihm Etwas am Zeuge zu flicken, da thun sie es nicht mehr wie gerne. Selbst unsern Herrn haben sie gegen ihn aufgestachelt, so daß es ihm viel Mühe kosten dürfte, die gute Meinung, welche der Herzog von ihm hegte, wieder zu gewinnen; gegenwärtig aber scheint er sich wenig darum zu bemühen, denn er spricht seine Ansicht gegen Hoch und Niedrig unverholen aus, unbeirrt, ob dies ihm Schaden oder Vortheil bringt. Daß aber ein solches Benehmen ein gefährliches Unterfangen ist, werdet Ihr zugeben, denn, wer niedrig steht und sich gegen eine höhere Gewalt aufzulehnen wagt, dessen Haus ist auf Trieb sand gebaut. Alles aber, was der Alte sagt, ist so glaubwürdig, daß man ihn „den Propheten“ nennt und ihm allerlei übernatürliche Kräfte zuschreibt. Im Vertrauen gesagt,“ flüsterte

Brandt „ist der Herzog nicht ganz von Aberglauben frei und man hat ihm bereits den Meister Lufft als Hexenmeister verdächtigt.

Die junge Frau schüttelte ungläubig den Kopf und entgegnete:

„Wahrscheinlich ist er dem Herzog nie zu Gesicht gekommen und die Verläumdung haftet nur so lange an ihm, bis er sie durch seine Erscheinung und durch die Macht seines Geistes vernichtet. Ich wollte, er begegnete mir und ich zählte einen Freund mehr im fremden Lande.“

Sie legte die Spindel bei Seite, stand hastig auf und näherte sich dem Fenster.

„Noch immer kommt er nicht!“ seufzte sie beklommen; mein Gott, wenn ihm nur kein Unfall begegnet ist!“

„Verlaßt uns nicht Frau Rittmeister, die Kleine verlangt nach Euch!“ unterbrach sie Brandt. Schnell kehrte die junge Frau zurück und der Alte legte das Kind in ihre Arme. „Seht nur, wie schön sich die Löckchen bei der Kleinen kräuseln und wie artig und still unser Täubchen heute ist!“ Brandt streichelte die runden Händchen des Kindes, während die junge Frau ihre Lippen auf die blonden Haare ihres Lieblings drückte. „Nun noch ein wenig vom Herzog!“ begann Brandt, der froh war, die Aufmerksamkeit der jungen Frau auf das Kind gelenkt zu haben; „ich habe Euch zu erzählen vergessen, daß mich die alte Herzogin Elisabeth zum geheimen Kammerdiener und Silberwärter meines Herrn ernannte; dies geschah, als ich mit dem Prinzen aus der Fremde heimkehrte und er die Regierung antrat. Unser Herzog regiert bereits seit 16 Jahren und wenn seine Thätigkeit auch auf einen kleinen Raum beschränkt ist, so kann doch kein Fürst mehr als er die Kenntnisse und Erfahrungen eines Regenten schöner und besser verwerthen. Nicht nur durch Studien, sondern auch durch Reisen gebildet, kennt er die politischen und commerciellen Bedürfnisse der Länder und benutzt dieses für unsere Verhältnisse. Er treibt einen ausgedehnten Seehandel an der nordeuropäischen Küste, mit England und Frankreich hat er Verträge geschlossen; es ist ihm möglich, eigenes und lithauisches Getreide, so wie andere Produkte zu weit billigeren

Preisen zu liefern, als es Riga, das durch hohe Zölle gedrückt wird, zu thun vermag. Mit Dänemark und dem russischen Hof steht er ebenfalls in freundschaftlicher Beziehung, nur Schweden allein betrachtet seine Unternehmungen mit eifersüchtigen Blicken und obwohl er sich jetzt durch große Opfer gesichert glaubt, so mißtraut er dennoch seinem königlichen Vetter, der ihm auch genug Grund dazu giebt. Die besten Freunde sind ihm Frankreich, England und Holland und sollte ihm eine Unbill widerfahren, so werden diese für ihren Verbündeten gewiß eintreten.“

Der Hund schlug jetzt laut an; die Thür ging auf und mit einem Freudenschrei lief das Kind dem eintretenden Vater entgegen. Der Rittmeister hob die Kleine in seine Arme, küßte sie und gab sie der Mutter zurück, die mit glänzenden Augen, aber stumm, in's Antlitz ihres Mannes schaute. Er umschlang sie schweigend und reichte dem Alten freundlich die Rechte.

„Gott zum Gruß, Meister Brandt!“ sagte er müde; „hab Dank, daß Ihr den Meinen ein Stündchen Eurer Zeit geopfert! Ich habe einen weiten Weg machen müssen und Sturm und Wetter waren schlimme Gefährten auf diesem Gange. Jetzt, wo ich bei Euch bin, genieße ich die Ruhe doppelt und preise den Mann glücklich, der ein so trautes Heim wie das meine besitzt!“

Das Kind strebte zu ihm und während das Hündchen sich wedelnd an seine Knie schmiegte, reichte die junge Frau ihm den mit Wein gefüllten Becher mit freundlichem Lächeln dar.

„Trink und ruhe aus, lieber Mann!“ sagte sie; „dann erst wollen wir wissen, wohin die heutige Botschaft dich abgerufen und ob Du Deine Mission glücklich vollendet.“

Der Rittmeister leerte hastig den Becher, streichelte die schlanke Hand seiner Gattin und wandte sich dann zu Brandt:

„Meine Pflicht habe ich allerdings insofern erfüllt, als ich dem Befehl meines Obristen nachgekommen bin; was ich aber vollbringen soll, ist mir noch nicht klar.“

„Jedenfalls wird mir in nächster Zeit hierüber Aufschluß werden;

dann, ja dann, nehme ich das auf mich, was sich mit meiner Ehre verträgt!“

Er brach ab und schaute düster vor sich hin.

„Nun, Rittmeister!“ lachte Brandt, „das schlimme Wetter hat Euch das Gemüth verdüstert! Seid munter, denn Ihr habt ja die beste Aussicht, Euer Vaterland bald wiederzusehen, und es eröffnet sich dann ein Feld ehrenvoller Thätigkeit für Euch; obwohl ich die Deugt=Ströms lieber auf kurischem Boden einheimisch sähe, so gönne ich ihnen doch von Herzen, daß sie diesen Ort bald mit ihrem Vaterlande vertauschen. Der Gedanke an den Abschied von dem kleinen Schelm hier, ist für mich wahrlich kein rosiges!“ Und er streichelte wehmüthig die Wangen der Kleinen.

„Die Hoffnung, daß Ihr noch dereinst, wie ehemals, nach Schweden kommt, werde ich stets zu nähren suchen, mein theurer Freund,“ sagte die junge Frau, „ich werde mich bemühen, Eure Sprache, so wenig ich sie auch kenne, nicht zu vergessen, während Ihr das Schwedische im Gedächtniß behaltet, damit wir uns so prächtig wie jetzt verständigen können.“

„Doch Ihr scheint wenig Sehnsucht nach Eurer Heimath zu haben,“ wandte sich Brandt zum Rittmeister, „Ihr hängt trüben Gedanken nach, während wir uns Trennung und Wiedersehen ausmalen. — Sagt mir, saht Ihr den Skytte nicht?“ fragte plötzlich der Alte; „im Schlosse ist er nicht, denn seine Dienerschaft plagt in seiner Abwesenheit die unsrige; er ertheilt gern in eigener Person die rauhesten Befehle. Hier sagt man mit Recht: „Wie der Herr, so der Knecht,“ denn sein Kammerdiener ist sein würdiges Ebenbild.“

„Aber bester Mann,“ begann die junge Frau, „wie bleich Du bist! Sprich, beunruhigt Dich Etwas? Du schaust so zerstreut drein und die Frage unseres Gastes beantwortest Du nicht!“

„Ich fühle mich müde, verzeiht, guter Brandt!“ sagte der Rittmeister, „ich kann Euch nicht viel über den Reichsrath sagen; zwar sah ich ihn wohl — doch davon ein ander Mal!“

Er brach hastig ab und wandte sich zu seiner Frau: „Mit

dem Nachtmahl kannst Du ein wenig warten; ich gedenke unserm Freunde eine kleine Strecke Weges das Geleit zu geben —“

„Dessen ich garnicht bedarf!“ unterbrach ihn Brandt; „denn Ihr seid ermüdet und bedürft der Ruhe! — Aber ich triufe noch einen Becher Wein mit Euch zusammen, derweilen Eure Frau das Kind zur Ruhe bringt,“ setzte er hinzu, als er bemerkte, daß ihm der Rittmeister heimlich einen Wink gab. Nachdem nun das Kind dem Vater und dem alten Freunde das Mündchen zum Kuß gereicht, begab sich die junge Frau mit demselben in Begleitung des Windspiels in das Nebenzimmer. Kaum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, als Bengt-Ström auffuhr, sich unstät umschaute und dann krampfhaft die Hand des Silberwärters ergriff. Seine Finger brannten fieberheiß in der kühlen Handfläche des Alten.

„Meister Brandt!“ flüsterte er, „sowie der rauhe Herbitwind heute alle Blüthen abgestreift und sie getödtet hat, so ist unsere Hoffnung auf einen rechtschaffenen Frieden dahin! Was ich jetzt thue, ist ein Verrath gegen meinen König, doch ich kann nicht anders, so wahr mir Gott helfe! Als Euer Freund und als ein Mann, dem jede Unehrenhaftigkeit ein Gräuel ist und der niemals gegen einen so achtungswerthen Regenten, wie Euer Herzog, ein Bubenstück ausüben wird, beschwöre ich Euch, gebt nicht allzu großen Hoffnungen Raum, traut den Friedenserkklärungen und Versprechungen des Generals Douglas nicht und —“ setzte er fast athemlos hinzu — „sagt dies Euerm Herzog, doch laßt meinen Namen niemals über Eure Lippen kommen, bei Allem, was Euch heilig ist!“

Brandt fuhr bestürzt zurück.

„Rittmeister, Ihr redet im Fieber und ich glaube, Ihr seid in der That krank!“ rief er. „Hat denn nicht heute Mittag ein öffentliches Schreiben des Generals Douglas das friedliche Einvernehmen zwischen Curland und Schweden bestätigt? Geld und Producte unseres Landes hat der Herzog langmüthig mit dem unersättlichen Feinde getheilt; jetzt, wo wir durch ein königliches Wort sicher stehen, wäre es thöricht, sich unnützen Besorgnissen hinzugeben!“

„Sprecht leise!“ flüsterte Bengt=Ström, „mein gutes Weib da drinnen soll durch Nichts beunruhigt werden! sie hat in diesem Lande genug erduldet, und schwer dafür gebüßt, daß sie nicht davon abließ, mich hierher zu begleiten.“

„Aber Freund,“ sagte Brandt, „was beunruhigt Euch? Ich glaube nicht an einen Wortbruch und noch weniger an einen hinterlistigen Ueberfall.“

„Es ist genug,“ entgegnete der Rittmeister, „daß ich Euch warnte; mehr zu sagen ist mir nicht möglich! Bei dieser Warnung setze ich mein Leben auf's Spiel. Doch sei dem, wie ihm wolle, zu Bubenstücken zwingt mich selbst die Disciplin nicht und ich mag keine Anerkennung für eine Verrätherei erlangen!“

Brandt schritt erregt im Zimmer auf und ab; dann blieb er plötzlich stehen und begann:

„Im schlimmsten Falle ist unser Land vor einem Ueberfall gesichert, denn mein Herzog hat auch nach dieser Richtung hin seine Vorkehrungen getroffen.“

„Zu spät, zu spät!“ seufzte Bengt=Ström; „es hat Eile und noch heute müßt Ihr Euern Herzog aus seiner Zuversicht stören! Thut es mit Vorsicht und Klugheit, erwähnt aber meiner nicht dabei, denn Ihr gebt mich der Gefahr preis, als Spion und Verräther dem schmachvollsten Ende zu verfallen!“

Brandt stand mit gesenktem Haupte dem Rittmeister gegenüber, dann schloß er ihn tiefbewegt in seine Arme und rief:

„Bengt=Ström, Ihr seid ein wahrer Mann und sollt es nie bereuen, groß und edel gehandelt zu haben! Bei meiner Seele, der Brandt hält zu Euch, so lange er lebt und auch der Herzog wird des namenlosen Warners in Gnaden gedenken! Lebt wohl, mein Freund, mein Bruder!“ Er schüttelte dem Rittmeister beide Hände und verließ dann eilig das Zimmer.

Lange saß Bengt=Ström da, in tiefes Brüten versunken; dann seufzte er schwer auf und schritt in die anliegende Kammer, wo eben die letzten Töne eines Wiegenliedes verklangen.

Kapitel III.

Herzog Jacob und sein Hof.

Draußen verkündete die Thurmuhre die neunte Abendstunde; die langgezogenen Glockentöne verhallten weit über der herzoglichen Residenz und mahnten die Bewohner, von den Mühen des Tages auszuruhen. Die Kirche, welche im Mittelpunkt der Stadt lag, war ein fester Bau, mit einem viereckigen Thurm versehen, um den eine Gallerie lief, von wo aus der Thürmer früher nach dem Stande der Sonne die Stunden berechnet hatte, was freilich bei trübem Wetter oft Veranlassung zu allerlei Irrthümern gab. Diesem Uebel abzuhelpen, hatte der Herzog zugleich mit dem neuen Altarbild ein kunstreiches Glockenspiel aus England kommen lassen, das, mit einem Uhrwerk verbunden, bei Ablauf einer jeden Stunde ertönte. Rings um die Kirche lagen anspruchslos die Häuser der Einwohner, einstöckig und mit Schilf oder Stroh gedeckt; die Straßen waren höchst mangelhaft gepflastert und der Weg für Fußgänger zu beiden Seiten derselben auf Bretterstiegen hergerichtet, eine Vorkehrung, die unbedingt nöthig war, wollte der Wanderer nicht bis an die Knöchel im Lehmboden versinken. Dessenungeachtet sah man die Straßen auch bei dem schlechtesten Wetter belebt; schwedische und kurische Soldaten, Edelleute und Bauern gingen eifertig an einander vorüber und manche Edelfrau besuchte, ohne sich von dem bösen Wetter einschüchtern zu lassen, zu Fuß ein benachbartes Haus, um mit der Nachbarin sich über die bedrohlichen Zeitläufte zu unterhalten. Dort sprengte eben ein Reiter durch

das Schloßthor, ohne dem wachhabenden Söldner die Parole zuzurufen, der wegen der verletzten Ordnung dem Davoneilenden einen lauten Fluch nachrief; denn nach 9 Uhr durfte Niemand den Schloßhof betreten, der dazu nicht ein besonderes Recht hatte. Der Reiter aber nahm seinen Weg quer durch den Schloßhof bis zum linken Flügel, wo er sein schweißbedecktes Pferd einem herbeieilenden Lakaien übergab, diesem einige kurze Befehle erteilte und dann eiligen Schritts in dem Corridor verschwand.

Der rechte Flügel des Schlosses war hell erleuchtet und im gelben Saal der Herzogin erklangen lebhafte Tanzmelodien, die von einem Saiteninstrument herrührten; dieses hatte die anspruchslöse Form eines Tisches, wurde weder Fortepiano noch Flügel genannt, sondern führte den merkwürdigen Namen „Clavizimbal“ und galt für ein Wunder der Zeit.

Im gelben Saal, so nach seiner mit Goldfäden gestickten Tapete benannt, gab der französische Tanzlehrer den herzoglichen Kindern Tanzunterricht und die Herzogin spielte in höchsteigener Person die schönsten Weisen dazu. Monsieur Duval, der Tanzmeister, welcher schon vor Jahren am Hofe des Herzogs erschienen war, um die junge Herzogin in der Kunst neuer französischer Tänze zu unterweisen, hing mit gewissenhafter Amtstreue an dem herzoglichen Hause, dessen heranwachsende Generation er jetzt unterrichtete.

Mit der ganzen Leichtigkeit und Grandezza von ehemals tanzte Monsieur Duval soeben den herzoglichen Kindern eine der schwierigsten Passagen vor, welche nachzuahmen jene eifrig bemüht waren. Die Herzogin lächelte zufrieden vor sich hin und während ihre feinen Finger über die Tasten glitten, traten die mit hohen Absatzschuhen bekleideten Füße den Tact dazu.

„Un, deux, trois!“ zählte jetzt Monsieur Duval; „ich bitte fürstliche Hoheit, diese entrechas genau zu bemerken! Voyez, was ich Sie vormachen!“ sagte er ziemlich echauffirt und trocknete sich dabei die Schweißperlen von der Stirn.

Plötzlich erscholl aus den jugendlichen Kehlen ein lautes Lachen; durch einen ungeschickten Sprung des Prinzen Friedrich wäre der

eifrige Tanzmeister beinahe umgeworfen worden, und nur dem Beistande eines zarten kleinen Mädchens, das schnell nach seinem Arm gegriffen, hatte er es zu danken, daß er einem bösen Fall entging.

„O mon Dieu, Sie aben eine fleckte pas gemacht und id dispenfire fürstliche Höheit von heutige contre-danse!“ lächelte der alte leichtfüßige Herr mit einer graziösen Verbeugung. Die Herzogin erhob sich.

„Für heute soll es genug sein;“ sagte sie; „denn Monsieur Duval ist müde und Fritz mag morgen besser tanzen, wenn die kleine Barbara Blomberg ihre neuerlernten Tänze dazu spielt.“

Und sie streichelte die üppigen Locken des schönen, kleinen Mädchens, das den Tanzmeister unterstützt hatte und jetzt Hand in Hand mit dem Erbprinzen vertraulich plaudernd dastand. Die Kinder nickten Monsier Duval ihren Dank zu, und küßten der Herzogin der Reihe nach die Hand, während Duval in gebückter Haltung dastand, bis seine Gebieterin den Ausgang des Saales erreicht hatte. Die Gemahlin Jacobs, Louise Charlotte, Prinzessin von Brandenburg, war eine Frau von liebenswürdigen Eigenschaften und hervorragender Bildung. Die etwas starken, aber geistreichen Züge waren von angenehmem Schnitt, dazu ein rosiger Teint und weiche braune Locken, die zu beiden Seiten der Schläfen von glänzenden Spangen zusammengehalten wurden; dies Alles verlieh ihr einen unbeschreiblichen Reiz. Die Gestalt war voll und groß, doch von edler Form; bei Gesprächen welche die Herzogin mit regem Interesse führte, bewegte sie anmuthig die schön geformten Hände, die sie gleichsam als Commentare zu der ihr eigenthümlichen kurzen Redeweise gebrauchte. Sie gehörte zu jenen Frauen, die mit dem Sinn für eine edle Häuslichkeit auch zugleich den Geschmack an der Kunst entfalten und mit der natürlichen weiblichen Anmuth stets eine Geistesklarheit vereinen, die sie auch in den schwersten Situationen immer das Rechte finden läßt. Daher vermuthete man, und vielleicht mit Recht, daß die Herzogin bei politischen Verhandlungen großen Einfluß habe, man schrieb ihrem persönlichen Muthе bedeutende Erfolge bei wichtigen Angelegenheiten zu und verglich ihren Geist mit dem ihres

Bruders, des großen Kurfürsten von Brandenburg, dessen Lieblingschwester Louise Charlotte war. Wer sie im blühenden Kreise ihrer Kinder sah, mochte sie für keine Freundin von Staatsangelegenheiten halten, allein der freundliche Ausdruck ihrer glänzenden Augen, die so glücklich auf ihre Lieben blickten, war ein ganz anderer, wenn dieselben prüfend auf wichtigen Schriftstücken ruhten. Die sonst so lieblichen Züge hatten dann den Ausdruck der strengsten Festigkeit und unverkennbarer Energie. Schon seit längerer Zeit begann sich die harmlose Munterkeit und die lebhaft Theilnahme, welche die Herzogin im engeren Kreise zu entfalten pflegte, zu vermindern und sie gab sich nicht mehr den sorglosen Plaudereien mit ihren Kindern hin; ein wehmüthiges Lächeln umspielte oft ihre Lippen, wenn der Herzog sie mit seinen kühnen Plänen bekannt machte; denn seit die Schweden in Kurland Fuß gefaßt und selbst das Schloß nicht von feindlicher Einquartirung frei war, gab es keine sorglose Stunde mehr für die herzogliche Frau und die kurzen Momente, welche sie im Kreise ihrer Kinder verlebte, waren die einzigen, die bei ihr das heitere Lächeln von ehemals hervorzuberten, das wie ein flüchtiger Sonnenstrahl ihr umflortes Antlitz erhellte. Nach beendeter Tanzstunde begab sich die Herzogin in ihr Cabinet, um für die Abendtafel eine festliche Kleidung anzulegen; denn der Herzog gab seinen Getreuen ein Abendessen, das man heute ein Souper nennen würde.

Meister Brandt hatte vollauf zu thun, die Tafel zu schmücken und einen Silberpokal nach dem andern auf den mit seinem Linnen bedeckten Tisch zu stellen. Vasen und Schüsseln folgten und ebenso die hochausgeschweiften silbernen Kannen mit reicher Vergoldung, die, vom Mundschenk des Herzogs mit fremdländischen Weinen gefüllt, prächtig in Lichterglanz funkelten.

„Vergeßt nicht, Konrad, den Ungarwein in diese Kanne zu füllen und sie an den Platz des Reichsraths Skytte zu stellen,“ sagte Brandt, indem er Jenem eine zierliche Kanne aus getriebenem Silber reichte, „denn er ist capabel, seine Unzufriedenheit in des Herzogs Gegenwart zu äußern und wieder Anstoß und Aergerniß

zu verursachen, wie neulich, wo unsere hohe Frau bei seinen plum-
pen Scherzen beinahe ohnmächtig wurde!"

"Herr Silberwärter," sagte Konrad, "wenn ich an Eurer Stelle
wäre, ich gäbe ihm eine Kanne mit vergiftetem Boden und gösse ihm
Drachmilch statt dieses edlen Getränkes hinein, damit er daran sein
Ende trinke; denn, weiß Gott, wenn ich diesen Unhold sehe, scheint
es mir immer, als komme durch ihn noch ein entsetzliches Unglück
über unser Haus und Land! — Gestern Abend hättet Ihr ihn sehen
sollen, als er bei Sturm und Regen durch die Schloßpforte jagte
und der wachhabende Söldner beinahe unter die Hufe seines Pfer-
des gerieth; ich befand mich eben im linken Corridor, um mein Zim-
mer aufzusuchen und sah, wie ihm sein Kammerdiener mit einer La-
terne entgegenstürzte. Sein großer grauer Bluthund sprang mit
lautem Gebell an ihm empor und er streichelte das Thier mit wil-
der Freude; dann wandte er sich zum Diener und sagte: Das
Thier bringst du morgen in der Frühe nach Dannenthal in Sicher-
heit; Du überlieferst Diane nur der Douglas'schen Dienerschaft!"

"In Sicherheit, sagte er?" fragte Brandt betroffen.

"Ja," entgegnete Konrad, "als ob die Bestie im herzoglichen
Schlosse nicht gut genug aufgehoben wäre!"

"Sollte Bengt-Ström Recht haben?" murmelte Brandt; "und
ich habe noch keine Gelegenheit gefunden, den Herzog heimlich zu
sprechen! Diese täglichen Berathungen führen zu Nichts und rau-
ben nur Zeit." "Höre, Konrad!" fuhr er laut fort; "heute Abend,
wenn Du dem Herzog den Nachttrunk hinstellst und er in seine Be-
trachtungen versunken am Tische sitzt, suche seine Aufmerksamkeit auf
Dich zu lenken und dann melde mich bei ihm; es ist freilich die Zeit,
wo er zu Ruhe geht, aber es thut Noth, ihm ein Stündchen der-
selben zu rauben! — Ich bedanre, daß ich zu alt bin, um dem
Herzog, wie ehemals, beim Auskleiden behülflich sein zu können;
da ließ es sich so schön mit ihm plaudern und nur seiner besonderen
Rücksicht auf meine abnehmenden Kräfte verdanke ich die Entlassung
von diesem, mir einst so lieben Amte!"

„Das hat nun freilich der dienstthuende Kammerdiener von Geldern,“ sagte Konrad, „doch habt Ihr ja die Ehre, ihn niemals zu verlassen, wenn er auf Reisen geht, und bleibt stets in seiner Nähe bei Tisch und bei andern Gelegenheiten.“

„Ja, Gott sei Dank!“ sagte Brandt gerührt; „für den Herzog gebe ich meinen letzten Blutstropfen und wenn meine geringen Kräfte ihm nützen können, so soll das die Freude meines Lebens sein!“

Und er wischte mit einer raschen Bewegung eine Thräne aus den grauen Wimpern.

„Die Hand gebe ich Euch darauf, Meister Brandt,“ sagte Konrad, „daß ich heute Abend nicht eher weiche, als bis Ihr zum Herzog hinein könnt, obwohl er Euch schwer verzeihen wird, wenn Ihr ihn über seinen Rechnungen stört.“

Brandt reichte Konrad die Rechte und wandte sich wieder zur Dienerschaft, welche hohe Sessel um die Tafel stellte; zwei Gärtner schmückten den Tisch mit riesigen Blumensträußen, die in mächtigen Krystallschalen einen süßen Duft ausströmten. Zwei Stühle aus massivem Eichenholz, mit gewaltig hohen Rücklehnen, auf denen schön in Silber gearbeitete Herzogskronen prangten, rückte Brandt eigenhändig an das obere Ende der Tafel, denn hier saßen der Herzog Jacob und seine Gemahlin. Der Saal war mit blauem Tuche ausgeschlagen und Thüren und Möbel aus braunem Eichenholz. Breite Schränke, welche das Tischgeräth enthielten, bekleideten fast ganz die eine Seite des Zimmers und nur ein einziges Bild, das in goldenem Rahmen vier tanzende Genien, die Symbole der vier Jahreszeiten, darstellte, hing zwischen den Fenstern; die kräftigen Figuren trugen theils Blumen, theils Garben, theils Weinreben, eine von ihnen schwang eine Fackel und hatte einen Tannenzweig in das Haar geflochten. Zwei Leuchter, in Gestalt silberner Pyramiden, hielten in ihren kunstreich verschlungenen Armen fast dreißig Lichte; sie standen auf einem Tische unter dem Bilde, während die Tafel vier solcher lichtausströmenden Pyramiden aufzuweisen hatte, deren Glanz bei eintretender Dämmerung mit dem der Sonne wetteiferte. Der Schweizer öffnete die Thüren und

dienstbeflissene Leute breiteten bis zur Tafel eine große Decke aus, die, von ausländischem Geflechte, dem Herzog als eine kunstreiche Arbeit seiner Kolonisten von der Insel Tabago übersandt worden war. Seinen silberbeschlagenen Stoc hob der Schweizer Blasius gravitatisch in die Höhe und die mit den kurischen Farben geschmückte Brust dem Konrad zuwendend, sagte er:

„Somit wären wir fertig! Doch wie es scheint, habt Ihr die Tafel noch nicht vollständig geordnet und es ist die Zeit schon da, wo die Herrschaften zu erscheinen pflegen; auch sehe ich bereits die herzoglichen Kammerherrn kommen. — Nun, seid Ihr noch nicht fertig, Konrad?“

„Erhitzt Euch nicht, guter Blasius!“ sagte Konrad lächelnd; „Alles ist in Ordnung und meine Pflicht erfüllt. Doch soll Eure Mahnung nicht umsonst gewesen sein. — Nicht wahr, Meister Brandt?“ wandte er sich an diesen, nahm ein gewaltiges Glas und füllte es mit goldgelbem Wein.

„Da, nehmt, alter Kamerad!“ sagte er und reichte das volle Glas dem Schweizer; dieser schmunzelte vergnügt und ließ den Wein in einem Zuge die durstige Kehle hinabrollen. „Der Konrad ist so schlimm nicht, wie ich dachte,“ fuhr er, sich den Mund wischend, fort; „denn er versteht mit seinen Amtsgenossen in Eintracht zu leben. Meiner Treu, das nenne ich höflich und dieser Wein hat eine so belebende Kraft, daß ich den Muth haben werde, dem verdamnten Skytte die Thür nicht zu öffnen, wenn er zur Tafel kommt! Ha, ha, das soll einen Heidenpaß abgeben!“

„Mensch, seid Ihr toll geworden?“ rief Brandt; „das wäre der schlechteste Dank, den Ihr jemals für ein Glas Wein abgestattet, und vor allen Dingen würdet Ihr Euch selbst am schlimmsten dadurch dienen! Ich glaube, der Skytte schlägt Euch mit Eurem eigenen Stocke den Kopf zu Brei, denn er ist nicht gewohnt, irgendwo auf kurischem Boden Widerspruch zu dulden.“

„Na, wie Ihr wollt!“ meinte Blasius; „meiner Treu, ich dachte mich Euch so recht gefällig zu erweisen, da ihr doch des vermaledeiten Schweden Freund nicht seid; doch Undank ist der bösen Welt

Lohn!“ Bei diesen Worten schwenkte er seinen Stock und stellte sich kerzengerade an der Thür auf.

In den Gängen rauschte es von seidnen Roben und der Herzog und die Herzogin naheten in Begleitung der Hoffräulein, denen sich wiederum eine Anzahl Kavalierere anschloß, in munterer Unterhaltung dem Speisezimmer; den Zug beschloßen die herzoglichen Kinder mit ihrem Hofmeister, der mit seinen Böglingen am untern Ende der Tafel Platz nahm. Barbara Blomberg wurde vom Erbprinzen zierlich am Arme geführt und Beide hatten so viel zu lachen und zu scherzen, daß der Hofmeister, Dr. Diebig, den Kindern einen strengen Blick zuwarf, während er dem Leibarzt, Dr. Harder, einen Sitz an seiner Seite anwies. Mittlerweise hatte der Herzog Platz genommen und mit ihm die Herzogin und sämtliche Anwesende; Brandt stand dicht hinter des Herzogs Stuhl, während Konrad dem fürstlichen Wundtschenk und Vorschneider die, von den Bedienten herbeigebrachten Schüsseln überlieferte.

Herr von Földersahm, der Kammerjunker des Herzogs, von Kleist, der Stallmeister, von Torck, von Buttler, von Bockum, von Buchholz, die herzoglichen Oberhauptleute, saßen zur linken Hand des Fürsten, während an der anderen Seite die Herzogin mit ihren Hofdamen Platz genommen hatte, unter denen besonders die schönen Fräulein von Buttlich und von Brinden auffielen, die kaum 18 Jahre zählen mochten. Die Frauen der Oberhauptleute von Buttler und Földersahm saßen zunächst der Herzogin und so ging es nach Alter und Rang weiter mit der Eintheilung der Sitze an der herzoglichen Tafel. Weiter unten saßen noch die jüngsten Kammerjunker, von Galen und von Firkß, beide junge Leute, kaum dem Knabenalter entwachsen; nur zwischen den Hauptleuten Bockum und Torck war noch ein Sessel frei, der auf einen noch zu erwartenden Gast schließen ließ. Die Herzogin sprach ein kurzes Tischgebet; kaum war das „Amen“ verklungen, als die Thür mit lautem Geräusch aufstog und Blasius mit gebeugtem Rücken, doch mit zorngeröthetem Antlitz, einen Mann in silberbespornten Reiterstiefeln einließ. Es war der Reichsrath Skytte, welcher sich, ohne der Herzogin die übliche Ver-

beugung zu machen, auf seinen Platz niederließ, während die Kavaliere sich entsetzten Blickes anschauten und der Herzog die Stirn in tiefe Falten zog.

„Ew. Liebden,“ begann die Herzogin mit mühsam unterdrückter Erregung, „geruhten uns vorhin über die Falkenjagd zu unterhalten, und ich bin begierig zu erfahren, ob Euch die Zähmung jenes wilden, rauflustigen Vogels gelungen ist.“

„Ach, herzogliche Gnaden haben Falken gezähmt?“ lachte Skytte; „das ist eine sehr nutzlose Beschäftigung; ich lege mich stets auf die Zähmung von Menschen und nur dann und wann zähme ich mir zum Vergnügen ein wildes Täubchen!“

Und er schaute mit frechen Blicken zu den beiden Fräulein Puttlich und Brincken hinüber.

„Und doch,“ entgegnete der Herzog, „glaubte ich Euch so eben erst von einer Bärenjagd heimgekehrt, denn Euer Pferd und Euren Spieß habt Ihr uns zu Ehren unten gelassen, während Ihr die Jagdstiefel an die herzogliche Tafel mitbrachtet.“

Ein unterdrücktes Lachen ließ sich jetzt überall hören und selbst die Herzogin machte dabei keine Ausnahme; nur der Hofmeister zog abermals die Stirn in tiefe Falten. Skytte ließ sich ein großes Glas mit Wein füllen und sagte boshaft, nachdem er es auf einen Zug geleert hatte:

„Nicht doch, Herr Herzog, die Stiefel gelten weder der Jagd, noch sind sie sonst Jemandem zu Ehren an meinen Füßen. Die Zeit war zu kurz, um mich ihrer zu entledigen, als ich heimkehrte, denn ein Abschiedsritt führte mich zum General Douglas, der Ew. Liebden seinen Gruß entbietet. — In den nächsten Tagen verläßt der Feldmarschall Dannenthal,“ setzte er mit Betonung hinzu; „ich bin scharf geritten, um die Speisen warm vorzufinden; auch möchte ich nicht gern allein essen und eine so liebreizende Gesellschaft wie die heutige werde ich wohl nicht mehr lange genießen, zumal auch ich gesonnen bin, den General zu begleiten.“

Die Herzogin athmete tief auf und schaute die Damen Torck und Brincken bedeutungsvoll lächelnd an, während Konrad, neben

Brandt stehend, mit dem Finger drei Kreuze in die Luft zeichnete und Barbara Blomberg den Erbprinzen vor Vergnügen in den Arm kniff. Brandt aber seufzte unwillkürlich schwer auf, so daß Skytte aufmerksam zu ihm hinschaute und, ihm zuwinkend, lächelnd sagte:

„He, Alter, steht nicht so müßig! Meine Kanne ist leer und Ihr kennt den Wein, den ich liebe!“

Mit diesen Worten deutete er auf die vor ihm stehende Weinkanne.

„Nicht doch, Herr Reichsrath!“ sagte der Herzog ernst; „Brandt ist wohl mein Diener, doch nicht der Eure! die Andern Alle, die stehen Euch zu Gebote!“ Er gab Konrad einen Wink und fuhr fort: „Dieser ist mein Getreuer und darf der Gunst nicht verlustig gehen, seinem Herzog allein zu gehören und nur dessen Befehle mit Liebe und Gehorsam zu vollziehen.“

Brandt küßte gerührt den Arm des Herzogs; dieser ergriff sein Henkelglas, dessen Deckel mit einer Herzogskrone geschmückt war, ließ es von Konrad füllen und sagte:

„Da, nehme Er, Brandt, und trinke er auf das Wohl seines Herrn! Das Glas aber behalte er zum Andenken an den heutigen Tag!“ dann wandte er sich zu seinen Kavalieren:

„Und nun, meine Vasallen, laßt uns jetzt ein wenig zur *historia lettica* übergehen, denn ich gedenke eine Veränderung des Ackerbaus unter den Bauern einzuführen. Auch hoffe ich, im Felde, im Gartenbau und in *oeconomicis* es besser einzurichten; ich habe einen Plan nach holländischem Muster, der sich auch dem kurischen Boden sehr gut anpassen ließe. Nur gilt es, dem Bauernvolk erst den richtigen Begriff und die rechte Auffassung der neuen Methode beizubringen und alles dies, *si diis placet*, muß noch diesen Herbst zu Stande kommen, damit der Frühling eine reiche Ausfaat auf kräftigem Boden zulässig macht und der nächste Herbst eine volle Ernte einbringt, denn es thut Noth, den Schaden wieder gut zu machen, den mir die Gäste meines königlichen Betters angerichtet,“ und er sah bedeutungsvoll zu Skytte hinüber. Dann wandte er sich zu Buchholz und sagte: „Sprecht Hauptmann,

habt Ihr nicht auf Eurem Edelhofe einen Mann, der mit gehöriger Kraft und richtiger Einsicht die Bauern regiert? — Ich erwarte aus Holland einen neuen Pflug, der den Boden acht mal so schnell aufreißt, als unsere kleine Egge mit einem Menschen es zu thun vermag; ich gedenke zuerst in Eßhof anzufangen, denn ich entsinne mich, daß ich dort vor einigen Jahren eine Generalversammlung veranstaltete und der Amtmann Lustt aus Neugut mir den dortigen Boden als ergiebig anpries.“

„Herzogliche Gnaden,“ sagte Buchholz, „wenn es der Lustt war, der dieses als Kenner des kurischen Bodens aus sagte, so geruhen Ew. fürstl. Durchlaucht ihn doch bei diesem Unternehmen als Oberaufseher anzustellen, denn der Mensch ist bei seinen Standesgenossen beliebt und soll außerdem auch treu und klug sein.“

„Ja, und auch eigensinnig!“ entgegnete der Herzog; „denn er hat seine Ideen und die läßt er sich nicht ansprechen, selbst wenn er mir gegenüber stehen sollte. — Brandt, höre Er,“ wandte er sich an diesen, „schicke er morgen einen Boten nach Neugut und bestelle er den seltsamen Kauz in mein Bibliothekzimmer!“ Dann fuhr er fort, seinen neuen Plan zu besprechen. „Ich habe ferner, meine lieben Getreuen,“ begann er, „die Absicht, den schmalen Landstrich bei Schloß zu durchstechen, die Na unmittelbar in's Meer zu leiten und dadurch Mitau zu einem Stapelplatz des nordischen Handels zu machen. Nicht wahr, meine Edlen, dieser Plan ist gut und bei der nächsten Landtagsversammlung soll er von allen Seiten gründlich beleuchtet werden; indeß für's Erste legen wir diese Sachen ad acta!“

So redete der Herzog und seine Blicke leuchteten vor Freude, als er die Ueberraschung der Anwesenden wahrte.

Der rege Geist des thatkräftigen Fürsten schlummerte keinen Augenblick und ließ ihn schon im Voraus die schönsten Ergebnisse seiner Arbeit und Mühe schauen. Er sah, durch die Besprechung seiner Lieblingsideen angeregt, heute wohler denn je aus; das schwarzeidene Wams, mit einem Spitzenkoller und einer schweren

Goldkette geschmückt, die auf seine breite Brust herabhing, verlieh ihm ein besonders stattliches Aussehen.

Der Herzog mochte einige vierzig Jahre zählen und doch war sein Knebelbart schon mit grauen Haaren untermischt; seine Augen blickten klug und freundlich, der Mund war wohlgeformt, doch streng, die Nase edel; es befanden sich aber über derselben zwei tiefe Falten, die sich in Zorn- oder anderen Gemüthsausbrüchen so drohend zusammenzogen, daß dann das edle Gesicht des sonst so freundlichen Fürsten eifern und unheimlich wurde. Seine Gestalt erinnerte an die der alten Germanen, denn sie war hoch und muskulös.

Der Herzogin, die heute schweigsamer denn je an der Seite ihres Gemahls saß, schien die Gegenwart Skyttes unangenehm zu sein, denn sie sprach wenig und hörte nur mit regem Interesse den Aufschlüssen des Herzogs zu. Sie war blaß und ihre Augen richteten sich oft mit wehmüthigem Ausdruck auf ihren Gatten, wenn er seine Gedanken und Pläne verfolgte. Ein gelbseidenes Kleid mit reicher Spitzengarnitur umfloß ihre volle Gestalt und stand sehr gut zu ihrem dunklen Lockenhaar, durch welches, als einziger Schmuck, mehrere Reihen weißer Perlen, von einer Brillantagraffe gehalten, geschlungen waren. Von den Damen wurde die Unterhaltung leise geführt, sie flüsterten sich nur einzelne Worte zu. Die Kavaliere indessen ließen es sich angelegen sein, die Aufmerksamkeit der jungen Hoffräulein durch kleine Galanterien zu gewinnen und Földersahm hatte bereits der hübschen Barbara, welche ein großes Gelüste nach einer der Blumen in der vor ihr stehenden Vase zeigte, eine purpurrothe Nelke zugesteckt, während Prinz Kasimir sich angelegentlich mit dem Hofmeister Rangner zu unterhalten schien, indeß seine Augen eifersüchtige Blicke nach Földersahm schleuderten. Unterdessen aß der Leibmedicus Harder wacker drauf los und trank noch mehr dazu; er glaubte sich unbeachtet und merkte daher nicht, daß die kleine Prinzess Amalie unter dem Tisch mit Daumen und Zeigefinger die Länge und Breite jedes Bissens angab, den der hochgelehrte Dr. Harder mit Blitzesschnelle zu den andern hinunter sandte, zur Verwunderung des neben ihm sitzenden Erbprinzen

der von der ganzen Mahlzeit nur sehr wenig genossen hatte. Die Schüsseln gingen ordnungsgemäß der Reihe nach herum und wohl mehr als zwölf Gänge hatten die Runde gemacht; auch der Wein wurde reichlich credenzt, denn die Kannen verschiedener Gäste waren bereits zum dritten Male gefüllt. Der Herzog genoß den Wein in kleinen Zügen und trank wenig, denn oftmals schienen auch ihn andere Gedanken zu beschäftigen, als die, welche er eben seinen Hauptleuten enthüllt hatte. Auch Skytte mochte nicht besonders rosig Gedanken verfolgen, denn er schaute zerstreut drein, und gab seinem Nachbarn Torf, der ihn pflichtschuldigst zu unterhalten suchte, höchst unklare und abgerissene Antworten. In der That hatte auch der Reichsrath Benedict Skytte genügenden Grund zum Nachdenken, denn bei seiner Heimkehr vom General Douglas fand er eine Botschaft des Königs vor, die ihn unverzüglich nach Preußen abrief. Jedenfalls kam es nun dahin, daß er dem Könige über sein Wirken in Kurland Rechenschaft ablegen mußte, und da seine Anwesenheit in Mitau keinen besonderen Nutzen im Sinne seines Herrn getragen, so war das Ergebniß seiner Sendung für Karl X. kein vortheilhaftes, zumal Skytte seinen Aufenthalt beim Herzog nur dazu benutzte, allen Vergnügungen nachzugehen und sich nach Kräften jeder Ausschweifung hinzugeben. Sein Leichtsinn hinderte ihn daran, die Vortheile seines Landes in's Auge zu fassen und er hatte die Lithauer so in Zorn gegen die Schweden gebracht, daß sie beschlossen, seiner und des Generals de la Gardie habhaft zu werden und ihnen den Uebermuth und die Vergehungen, welche sich die Schweden ungestraft zu Schulden kommen ließen, nachdrücklich zu vergelten. Namentlich haßten sie den Reichsrath, denn er hatte den lithauischen Abgeordneten, welche nach Mitau gekommen, um sich bei ihm über die Zügellosigkeit seiner Leute zu beschweren und um Abhülfe zu bitten, schnöde abgewiesen und mit ausgesuchter Geringschätzung behandelt. Nun war Skytte vor einigen Tagen, im Vertrauen auf seine hohe Stellung, nach Lithauen hineingeritten, um dort mit dem General de la Gardie, welcher mit seinem Regimente auf lithauischem Boden stand, eine Besprechung

abzuhalten. Doch kaum ahnten die Lithauer die Anwesenheit Skytte's, als eine Kotte lithauischen Volkes, von Nachedurst getrieben, das Lager umzingelte. Der Reichsrath, so wie de la Gardie, gefolgt von mehreren vornehmen Offizieren, erreichten nur mit genauer Noth die kurländische Grenze. Es beschlichen beunruhigende Gedanken den sonst so fecten Skytte und seine Sorge vermehrte sich noch, als er seine plötzliche Berufung nach Preußen vorfand; jetzt, vor der Katastrophe, wo sich das Glück Schwedens entscheiden sollte, beschied ihn der König zu sich, ein Zeichen, daß er mit seinen Leistungen nicht zufrieden war. Gegenwärtig aber gab Skytte sich die größte Mühe, seinen Verdruß im Weine zu ertränken, und so kam es denn, daß er die Herrschaft über sich verlor, und seine Augen wie im Nebel um sich blickten. Er schaute unverwandt zu dem Fräulein von Puttkitz hinüber und sagte dann, indem er sich an Torck wandte:

„Hauptmann, meiner Seel', ich habe das kleine Mädchen, die Pu—Puttkitz immer so schön gefunden, aber ich bemerke, daß sie heute einen bösen Blick hat. Ich leide die Janusgesichter nicht! Jetzt neige ich mich zu der Anderen, bei meiner Ehr', ich nehme die Andere!“

Ein derber Rippenstoß von Seiten Torcks brachte ihn zum Stillschweigen; der Herzog schaute stirnrunzelnd nach ihm hin.

„Seid Ihr toll, Reichsrath?“ flüsterte Torck, „der Herzog ist ja noch da!“

„Meinetwegen,“ brummte Skytte, „er wird bald nicht mehr da sein!“ Er lachte vor sich hin und goß den letzten Rest des Weines aus der silbernen Kanne in sein Henkelglas; die Herzogin aber wandte sich zu ihrem Gemahl:

„Verzeiht, Ew. Liebden, daß ich die Tafel aufhebe; allein ich fühle mich unwohl und gedenke mich in meine Gemächer zu begeben.“

Der Herzog erhob sich und mit ihm die ganze Gesellschaft; seiner Gemahlin den Arm reichend, sagte er:

„Und somit, meine Getreuen, heben wir die Tafel auf! Was

ich unterdessen erwogen und beschlossen, tauschen wir im nächsten Landtage aus, und nun Gott zum Gruß!"

Die ganze Gesellschaft schritt nach Rang und Alter der Thür zu, welche Blasius geöffnet hatte. Dann eilte dieser in den Speisesaal und sah zu seiner Verwunderung den Reichsrath fest eingeschlafen in seinem Sessel sitzen. Brandt und Konrad indeß besorgten unbekümmert um den Schlafenden das Abräumen der herzoglichen Tafel, und die herbeieilende Dienerschaft bemühte sich, ihren Befehlen nachzukommen. Blasius trank bereits den nachgebliebenen Wein aus einer der Kannen und reichte diese dann mit wichtiger Miene einem kleinen Burschen, der sie in eine Schüssel tauchte und mit einem weißen Tuche reinigte. Dann sagte der Schweizer, nachdem er vom nächsten Teller eine Rehkelle erbeutet:

„Meiner Treu, mein Liebling ist eingeschlafen! Der hat heute wieder versucht, seinen inneren Menschen mit Wein rein zu waschen und ist darüber kraftlos geworden. „Und wenn ich nun,“ setzte Blasius hinzu, „so von ungefähr das Ende meines Stockes, an dem sich der silberne Knopf befindet, auf seinen Schädel fallen ließe, ich glaube, es wäre die richtige Arznei, um unser Land vom Krebschaden zu heilen. Meiner Treu, Meister Brandt, auf diesen Gedanken ist außer den Lithauern noch keiner als ich gekommen!“ Und er schwang seinen wuchtigen Stock auf eine bedenkliche Weise.

Da ertönten Schritte und der Diener Styttas, in Begleitung eines andern Lakaien, trat ein:

„Mein Herr soll noch bei Tische sitzen, sagte mir einer Curer Flegel draußen auf der Treppe,“ ließ sich unwirsch der Kammerdiener des Reichsraths vernehmen. Lakonisch entgegnete Blasius, indem er sich aus einer Kanne den darin enthaltenen Rest Weines in das Glas des Reichsraths goß:

„Wäret Ihr selbst draußen geblieben, so hättet Ihr auch den Flegel draußen gelassen.“

Zeit gab seinem Begleiter stillschweigend einen Wink und beide hoben den Stuhl, worin ihr Herr den Schlaf des Gerechten schlief, empor; an der Thür warteten noch zwei Bursche und so

wurde denn der königliche Reichsrath Benedict Skytte von vier seiner Getreuen in seine Gemächer gebracht, um nach einigen Stunden in einem bereit stehenden Wagen in Begleitung seines Kammerdieners nach Berlin abzureisen.

Brandt hatte die Kostbarkeiten seines Herrn unter Schloß und Riegel gelegt und ging jetzt im Gespräch mit Konrad die Treppe hinunter, während Blasius die Thür verschloß und seine, in einem Seitengang belegene Wohnung aufsuchte. Eine tiefe Stille herrschte jetzt in dem vor Kurzem so belebten Saale, und nur die Uhr auf dem Kamin ließ ihr regelmäßiges Tick-Tack ertönen.

Kapitel IV.

Jan Laps, der Rothhaarige.

Am Abend des 30. September sahes im Krüge zum „rothen Eimer“ anders aus, als sonst; das Gastzimmer enthielt mehrere Gäste von wüstem Aussehen, die den Wirth mit Schmähungen und Drohungen überhäuften, bis er ihnen einige Krüge des beliebten Birkwassers vorsekte; denn das Bier war nur ein Getränk für den Edelmann und der Bauer bereitete sich an Stelle deffen aus Buschäpfeln einen Labetrunk oder er zog das Wasser aus stämmigen Birken, das durch langes Liegen an einem kühlen Orte einen angenehmen Geschmack erhielt und nur an Sonn- und Festtagen genossen wurde.

Einer der Gäste, ein Mensch in grobem Kittel mit einem breitkrämpigen Hut, trank fast allein einen der Krüge leer und ließ sich endlich, zu seinem Nebenmann gewandt, vernehmen:

„Wißt Ihr, Nicole, daß wir den Lithauern nicht trauen dürfen, denn das Volk ist wüthend auf den Reichsrath und so habe ich denn für das Unternehmen der heutigen Nacht noch ein Corps der tüchtigsten Leute ausgesucht, wovon Ihr, Nicole, nicht ausgeschlossen seid. Die Sieben, die dort an jenem Tische sitzen, sollen die Bäte mit dem Rest der sogenannten Kranken vom Schlosse hinunterschaffen; dieses Manöver hat heute schon den ganzen Tag gedauert, um den Herzog irre zu führen.“ „Ich glaube,“ fügte Wenzel leise hinzu, „man führt heute Nacht einen Gewaltstreich aus und wir

haben nur auf das Erscheinen des Generals und des Rittmeisters Bengt-Ström zu warten, der die lettische Parole kennen soll, um uns den Schlagbaum der Stadt bei Nacht zu öffnen.“

„Na,“ meinte Nicole, „das könnte schlimm ablaufen, denn ich weiß, daß der Adel bereits vom Herzog instruiert ist, sich Tag und Nacht zur Vertheidigung bereit zu halten, und daß Bürger und Hofknechte vollständig bewaffnet sind, um bei dem geringsten Verdacht des Herzogs in Reih' und Glied zu treten!“

„Oh, seid unbesorgt, Nicole,“ sagte Wenzel und seine Augen leuchteten wild, „es ist Alles wohl vorbereitet und ein lettischer Kobold, der sich wenig aus seinem Vaterlande zu machen scheint, ist schon längst ein prächtiger Spion für unsere Landsleute, die, seit sie Kurland besetzt haben, diesen Jungen zu allerlei Dienstleistungen und Botschaften benutzen; er ist schlau und gewandt wie eine Schlange und spricht Schwedisch, wenn auch nur gebrochen, so doch deutlich genug, um sich zu verständigen, und wo die Worte fehlen, hilft er sich durch Pantominen und Gesten.“

„Hört, Gevatter,“ sagte Nicole, „wenn wir nun unsere Haut zu Markte tragen, was wird uns für unsere Mühe und Anstrengung?“ Er kraute sich bedenklich den Kopf.

„Dummkopf, der Ihr seid!“ schrie Wenzel; „wenn der rothhaarige Laps so in der Gunst des Generals gestiegen ist, daß er von diesem täglich für seine Dienste mit Geld und Leckerbissen überhäuft wird, so werdet Ihr doch wenigstens Feldwebel werden! Ich für meinen Theil bleibe gern der Diener meines Herrn, denn wenn wir heimkehren und der Auftrag des Königs gut erfüllt ist, wird mein Herr auch für mein Fortkommen sorgen, und da ich was gelernt habe, hoffe ich einen schönen Platz zu bekommen.“ Und Wenzel schaute selbstzufrieden zu den Anechten hinüber, die bereits den Rest ihres Trankes in die durstigen Kehlen gossen.

„Wann wollte der General mit der übrigen Mannschaft eintreffen?“ fragte Nicole, „ich bin ein Feind des langen Wartens und liebe das „entweder — oder!““

„Das ist unbestimmt, aber ich glaube vor Ablauf einer Stunde,“ entgegnete Wenzel.

„Ist denn der Skytte auch dabei?“ fragte der Andere.

„Nein,“ entgegnete Wenzel, „er hat, wie der General sagte, vom König den Befehl erhalten, sobald als möglich Mitau zu verlassen und sich nach Preußen zu begeben.“

„Ein Teufelskerl ist dieser Skytte!“ lachte Nicole, „wie schade, daß er heute nicht unter den Anführern ist! Bei Gott, wenn ich mich nicht dem General verschrieben hätte, ich wäre für mein Leben gern der Diener des Reichsraths! Das müßte ein lustiges Dreinschlagen an seiner Seite geben!“

„Du könntest Dich irren, Gevatter,“ sagte Wenzel, „denn in Gefahr begiebt Skytte sich nicht; er vermeidet alle Balgereien aus dem Grunde, weil er keinen ehrlichen Kampf liebt, und nur, wo es gilt, durch Ränke ohne Gefahr in die Höhe zu steigen, ist er der Mann am Plage und dann — doch war das nicht Pferdegetrappel da draußen? Ich glaube, sie kommen!“ Wenzel stand auf, indem er den anderen Leuten einen Wink gab, sich weiter im Hintergrunde zu halten.

Die Thür öffnete sich, und in Begleitung seines Reitknechtes und seines Dieners trat Bengt-Ström, in einen Mantel gehüllt, in die Schenkstube, indem er sich im Halbdunkel zu orientiren suchte.

„Guten Abend, Ihr Leute,“ sagte er, „ist der General hier, wie ich erwarte, so führt mich schleunigst zu ihm, denn ich habe Eile und jede Minute Verzögerung könnte Gefahr bringen!“

„Mein Herr muß gleich hier sein, denn er versprach, bei einbrechender Dämmerung erst seine Reiterei zu schicken und dann selbst mit einigen Ergebenen einzutreffen,“ entgegnete Wenzel.

„Und Ihr seid ein Geworbener des Generals?“

„Nein,“ versetzte Jener, „ich bin der Kammerdiener des Generals und die grobe Bauertracht schützt mich vor neugierigen Blicken.“

„Schafft Licht!“ rief Bengt-Ström unmutig und warf sich auf eine Bank, während sich die beiden Leute, die mit ihm gekom-

men, in einer Ecke postirten. Wenzel nahm ein Bündel Spähne, das in einer Ecke des Zimmers lag, steckte einen der längsten zwischen die Dachsparren und schlug mittelst Zunder und Feuerstein, die er bei sich trug, Feuer an; bald braunte der Spahn und warf sein grolles Licht auf die dunkeln Gestalten, die bewegungslos an den Wänden umherstanden.

Draußen hörte man Männertritte, von Pferdegetrappel unterbrochen, gleich darauf ertönten hastige Schritte und Wenzel öffnete die Thür, den Schritt seines Herrn erkennend. Dieser war ein Mann von hoher Gestalt, in einen dunkeln Mantel gehüllt und trug einen breitkrämpigen Hut; seine Stimme klang scharf und unmuthig, als er, Bengt=Ström nicht gewahrend, Wenzel fragte:

„Der Rittmeister noch nicht da?“

„Guten Abend, General!“ sagte Bengt=Ström aufstehend und näherte sich Douglas. Dieser flüsterte Wenzel einige Worte zu und gleich darauf verließen die Reitknechte das Zimmer, während Wenzel zur Erhaltung der Beleuchtung dablieb und von Zeit zu Zeit die abgebrannten Spähne durch neue ersetzte.

„Weshalb gehen diese da nicht mit?“ fragte der General und deutete auf die dagebliebenen Leute Bengt=Ströms.

„General,“ entgegnete Bengt=Ström, „diese Weiden sind treu und verschwiegen und wenn Ihr es erlaubt, können sie wohl ihren Platz behalten.“

„Um so besser,“ sagte Douglas, „es können dann Eure treuen Diener zugleich Zeugen sein, wie ich die Untreue und den Verrath ihres Herrn bestrafe!“ Hohnlachend stellte er sich vor Bengt=Ström hin und fuhr fort: „Wißt Ihr auch, Rittmeister, daß Ihr dies Zimmer nicht lebend verlassen werdet, wenn Ihr nicht einen feierlichen Eid schwört, daß Ihr bereit seid, meinen Befehlen unbedingt Folge zu leisten! Zuvor aber rechtfertigt Euch in Bezug auf die Fragen, die ich Euch vorlegen werde.“

Bengt=Ström war leichenblaß geworden und sagte dumpf:

„Ich bin begierig, zu erfahren, mit welchem Rechte mein

General so zu mir spricht, als habe er einen gemeinen Verbrecher vor sich.“

Und er griff in seine Brust, um sich zu überzeugen, daß die bewußte Schutzwaffe gegen einen Ueberfall da sei, während seine Leute sich in seiner Nähe aufstellten.

„Habt Ihr, Rittmeister Bengt=Ström, der Ihr in königlich-schwedischen Diensten steht, eine vertraute Bekanntschaft mit dem Kammerdiener und Silberwärter Brandt?“ fragte der General kurz.

„Ja,“ sagte Bengt=Ström fest, „Brandt ist ein Ehrenmann, und ich sowohl als mein Weib achten ihn hoch, zumal er schon früher zufällig in Stockholm Gast im Hause meiner Eltern war, als er Schweden mit seinem jungen Herrn bereiste; seine liebevolle Art gewann ihm schnell unsre Herzen. Ich war damals ein Jüngling, mein Weib ein zartes Kind und Meister Brandt streichelte oft ihre seidenweichen Locken, wenn sie begierig seinen Erzählungen lauschte.“ Bengt=Ström hatte seine Rede fast heiter beendet.

Der General runzelte die Stirn und sprach mit mühsam unterdrücktem Zorn:

„Um so schlimmer! Ihr werdet nicht ermangelt haben, ihn aus Rücksicht für diese Freundschaft im Interesse seines Herzogs zu warnen. Ist dem so? Redet!“ rief er rauh.

Bengt=Ström seufzte schwer und entgegnete:

„Ich wußte zu wenig, um ihm etwas Bestimmtes zu sagen und gesetzt, ich hätte Alles gewußt, so hätte ich es für unnütz gehalten, auf Einzelheiten einzugehen, denn wie Ihr selbst wohl wißt, General, konnte mir der Reichsrath die bestimmten Maßregeln, die Ihr zu nehmen gesonnen seid, nicht mittheilen, weil ja Euer Bote erst nach mir eintraf.“

„So habt Ihr aber dennoch dem Brandt unbestimmte Warnungen zukommen lassen, ja oder nein?“ schrie der General.

„Ja!“ sagte Bengt=Ström und richtete sich hoch auf, „ich mag nicht lügen, selbst wenn ich dadurch mein Dasein zum Para-diese umgestalten könnte.“

Douglas schritt im Zimmer hastig hin und her, wie um einen bestimmten Entschluß zu fassen; dann blieb er vor dem Rittmeister stehen und sagte kalt:

„Und somit hättet Ihr als Landesverrätther Euer Leben verwirkt! Nur Eins kann Euch retten! Ihr schwört nämlich, genau das zu thun, was ich Euch auf Befehl des Königs zu thun heiße!“

„Ich höre,“ entgegnete der Rittmeister, „o Magda, mein armes Weib!“ flüsterte er vor sich hin, „Deine Angst war nicht umsonst, als ich diesen Gang antrat!“ Er kreuzte seine Arme über die Brust und stand gefaßt vor Douglas da.

„Hört mich an!“ sagte dieser, „ich gebe Euch eine Abtheilung Leute, die, als Kranke verkleidet, doch wohl bewaffnet, unter Eurem Befehl stehen; eine andere Abtheilung übernehme ich selbst, Ihr jedoch müßt voraus, denn Ihr kennt das Letztliche und im Nothfall werft Ihr die Wache nieder, einerlei auf welche Art und Weise; denn Ihr habt den Zugang zum Schlosse zu erzwingen und von Euerm Freunde Brandt die Schlüssel zum Archiv, sowie zu den Silberschränken des Herzogs zu fordern und wenn die Uebergabe derselben erfolgt ist, Euch seiner Person zu bemächtigen. Er soll den Ort wissen, wo die Herzogin ihre Briefe, die sie aus Polen und von dem Kurfürsten, ihren Bruder erhält, aufbewahrt; dann gedenken wir auch im Archiv die Correspondenz des Herzogs mit dem Zaren Alexei zu finden. Dieses besonders laßt Euch angelegen sein, während ich die herzogliche Familie bewache. Das sind die Befehle Eures Königs und Eure Freundschaft mit Brandt könnt Ihr nun zum Vortheil Eures Vaterlandes ausnutzen, wofür Euch, trotz voreiligen Warnens, dennoch ein Obristenpatent sicher sein könnte, denn ich verpflichte mich, Euren vorherigen Verrath zu verschweigen, insofern Ihr Eifer und guten Willen für Euren König zeigt. Eine einzige verdächtige Bewegung indeß hat Euern augenblicklichen Tod zur Folge, denn ich werde nicht ermangeln, Euch streng beaufsichtigen zu lassen. Jetzt entschließt Euch kurz und sagt, was Ihr zu thun gedenkt, Rittmeister!“

„Wohlan,“ sagte Bengt=Ström, „ich bin entschlossen, diesen Euren Befehl nicht auszuführen, denn ich machte mich dadurch der gemeinsten Verrätherei schuldig! Ich selbst also soll die Raubgesellen in die schlafende Stadt führen, ich selbst soll es sein, der über sein eigenes Haus Mord und Brand bringt und sein Weib den Händen roher Horden preisgiebt! Ich soll es sein, der einen alten Mann verräth, welcher sich eher für seinen Herzog morden ließe, als daß er ein Geheimniß desselben preisgäbe, ich, o ich, soll die Freundschaft dieses Mannes so schnöde vergelten und sein Vertrauen so teuflisch mißbrauchen, daß ich mir, über seiner Leiche hinweg, als Dieb und Mörder Silbergeräthschaften aneigne und schließlich das Archiv seines Herrn plündere, um ein Obristpatent zu erringen! Ha, ha, das ist glorreich! Rittmeister Bengt=Ström, was besinnst Du Dich, Dein König befiehlt es ja!“ lachte er voll Ingrimm. — „Und weshalb dies friedliche Land verwüsten und zerstören, weshalb einen Mann wie Herzog Jacob durch Wortbruch hintergehen? Weil er, geliebt von seinen Unterthanen, befreundet mit allen großen Mächten, nur von den Schweden mit neidischen Augen angesehen und mit begehrllichem Herzen bedrängt wird! — Nein, tausend Mal nein, General!“ rief er, „ich gebe meine Hand zu keinem Schurkenstreiche her und nur in ein offenes Gefecht, dem Feinde Aug' in Aug', schickt den Bengt=Ström! Da thut er seine Pflicht und setzt den letzten Tropfen seines Herzblutes für sein Vaterland ein! — Jetzt thut, was Ihr wollt! Ich fürchte den Tod nicht, einem Ehrenmanne wird er leicht!“

Erschöpft wandte er sich ab, um eine schwere Thräne zu verbergen; sie galt seinem Weibe und Kinde daheim.

Das Zimmer hatte sich auf einen Wink des Generals wieder mit seinen bewaffneten Söldnern gefüllt.

„Nehmt diesen Mann in strenge Haft!“ gebot Douglas und deutete auf Bengt=Ström; doch ein Schwertthieb traf den Ersten, der sich dem Rittmeister näherte. Sein Reitknecht und sein Diener zeigten unter ihren Kitteln eine vollständige Bewaffnung.

„Laß es gut sein, Valentin!“ sagte Bengt=Ström zu dem Ersten; „wir können unmöglich gegen diese Uebermacht kämpfen, denn —“

Er hatte noch nicht geendet, als ihn hinterrücks ein entsetzlicher Schlag traf; er wankte und schlug nach hinten über. Valentin stürzte auf ihn zu, doch ein Stich traf ihn in's Auge und ein Strom von Blut überschwemmte sein Gesicht; er stürzte mit dem Rittmeister zu Boden und über ihnen stand auf einem Tisch Jan Laps, der Rothe, mit einem wuchtigen Knittel bewaffnet; das blutige Messer, womit er Valentin geblendet, im Munde haltend, schlug er auf den herbeieilenden Diener Bengt=Ströms los. Dieser hieb mit dem Schwert nach dem rothhaarigen Kobold und traf ihn quer über das Gesicht; zugleich erhielt aber auch der letzte der Leute Bengt=Ström's einen Stich in den Rücken und nun lagen Herr und Diener, in ihrem Blute schwimmend, am Boden.

Während dieser Scene stand Douglas mit verschränkten Armen da und schaute ruhig der Gräueltthat zu; dann wandte er sich zu Wenzel und sagte rasch:

„Wenzel, Ihr wißt, um was es sich handelt! Wollt Ihr nun an Stelle des todten Thoren treten, so habt Ihr das zu thun, worüber ich mich in Eurem Beisein ausgesprochen; nur soll Euch bei der Forderung der bewußten Schlüssel Euer Better zur Seite stehen. Im Fall der Alte sich weigert, habt Ihr ihn unschädlich zu machen! Bei der Einfahrt, wo die Wache steht, antwortet Ihr auf den Anruf derselben nur das Wort „Draugi*)“, und ich werde rasch hinter Euch sein, um das Thor zu gewinnen. Für die Nacht droht ein Unwetter und hält die faulen Bauern unter Dach und Fach. Es ist keine Zeit zu verlieren, vorwärts! Hier ist unsere Aufgabe zu Ende! Der Laps mag Euch das Geleit geben!“ Und er ging, gefolgt von den Söldnern, hinaus, während der Rothhaarige, sich scheu umblickend, nachschlich. Draußen am Brunnen wusch er sich die blutenden Wunden und ließ sie von einem Söldner verbinden, dann warf er sich auf ein Pferd und folgte den Reitern in gestrecktem Galopp. —

*) Lettisch; bedeutet: „Freunde.“

Dorn, ein Schwedenkind.

Raum war der letzte Hufschlag verhallt und die frühere Stille wieder eingetreten, als sich ein Mann unter dem Schuppen erhob; nachdem er vorsichtig umhergeschaut, ging er eiligen Schrittes auf das Haus zu und klopfte an die Thür der Gesindestube.

„Kommt nur, Gevatterin!“ rief er laut; „kommt nur zum Vorschein! Sie sind fort, die verdammten Schweden! Deffnet die Thür, ich bin's, der Wirth, und leuchtet mir ein wenig, damit ich sehe, was die Unholde unter meinem Dache angerichtet! Ich wollte nicht Zeuge ihrer Schandthaten sein, daher flüchtete ich mich hinaus, als sie unter einander uneinig wurden!“

Die Thür ging auf und die Alte trat, einen brennenden Spahn in der Hand, hinaus.

„Gott sei Dank, Ihr seid's!“ rief sie; „ich war die Einzige im Hause, denn die Base ist mit dem Knecht und dem Hunde in den Wald geflohen. Mir schien es, als ob wir von den Schweden nicht viel zu befürchten hätten, denn mein Enkel, der Jan, ließ sich nicht zurückhalten; er war bald mitten unter ihnen und wurde von ihnen wie ihresgleichen behandelt.“

„Der Junge treibt ein falsches Spiel, Altmutter; ich selbst, sein Brodherr, weiß nicht, ob er zu unseren Freunden oder Feinden gehört!“ sagte unmuthig der Wirth.

„Wo aber mag er denn jetzt stecken?“ fragte die Alte.

„Bei den Schweden, wie immer! Ich wollte, Ihr hättet ihn lieber zur Gänsehütung geschickt, als in mein Haus; denn Arbeit ist ihm ein Gräuel und in der Schenkstube ist er der beste Gast bei den Krügen,“ sagte der Bauer und schritt durch die weitgeöffnete Thür in das Gastzimmer: „Leuchtet, Grete!“ rief er plötzlich.

Beide wichen vor dem Anblick, der sich ihnen bot, entsetzt zurück.

„Mein Jesus,“ schrie Margarethe, „hier ist ein Mord geschehen, und das habt Ihr unter Eurem Dache geduldet!“

Der Wirth stand regungslos, während sich die Alte den Daliegenden näherte.

„Stecht den Spahn in den Sparren und helft mir den Mann emporheben!“ bat sie. Der Wirth gehorchte schweigend.

„Ja, der ich steif!“ rief sie mitleidig; „der braucht Nichts mehr! Die Spitze des Schwertes ist ihm durch und durch gedrungen!“

Sie lehnte den Leichnam zurück. „Hier helfst, bei diesem scheint das Leben noch nicht entflohen zu sein! Faßt an und zögert nicht, Mann, wenn Euer Nächster in Noth ist! So, legt ihn herum!“

Beide richteten den Reitknecht auf.

„Du lieber Gott, das Auge haben sie ihm ausgeschlagen! Doch er athmet; legt ihn, bis die Andern heimkehren, an die Wand!“ sagte die Alte. „Hier ist auch noch Leben,“ fuhr sie fort, indem sie dem Rittmeister das Blut aus dem leichenfahlen Antlitz wusch. „Gott sei Dank, da sind die Base und der Peter! Nun kommt näher und steht nicht müßig, denn es gilt Menschenleben zu erhalten!“

Die beiden Heimgekehrten griffen schnell zu und bald lag der Rittmeister auf der Streu in Gretens Kammer, während sich der Reitknecht in der Pflege der Andern befand, die ihm sein blutendes Auge mit kühlendem Wasser wuschen.

„Was jetzt beginnen?“ fragte der Wirth und trat in Margarethens Kammer.

„Gebt mir frische Lappen und kaltes Wasser!“ befahl die Alte; „legt solche auch dem Andern auf das kranke Auge. Das ist die einzige Kur, die ich zu unternehmen wage.“

Also sprechend hatte sie neue Lappchen mit frischem Wasser getränkt und um die geschwollene Stirn des Rittmeisters gelegt; dann bemühte sie sich, mit einem Zinnlöffel etwas Wasser über die schmerzlich verzogenen Lippen des Schwerverwundeten zu bringen. Der Wirth ging jetzt hinaus, um für Valentin zu sorgen, während die Alte mit Sorgfalt die blutigen Haare des Rittmeisters zu reinigen suchte. Bald kehrte der Krüger mit einem Bündel Spähne zurück und theilte ihr mit, daß Laps nicht zu finden sei; auch habe der Knecht die Leiche des Zurückgebliebenen in die Scheune gebracht und dem Valentin das Auge ausgewaschen. Er sei aber noch ebenso bewusstlos wie sein Herr und keine Aussicht vorhanden, ihn bald wieder zur Besinnung zu bringen.

„Wißt Ihr auch, Gevatter, daß der Jan mir große Sorgen

macht; denn, wenn ich bedenke, daß der Junge den Schweden hold ist, so drückt es mir das Herz ab! Wie leicht könnte es dem Herzog berichtet werden und da er noch minderjährig ist, wird man keinen Andern als mich zur Rechenschaft ziehen, wenn mein Enkel es mit dem Feinde hält.“

So sprach die Alte und der Wirth hörte gedankenvoll zu; dann sagte er:

„Gutes ist es nicht, was er treibt, denn es fehlt ihm nie an Geld und unsere Kost berührt er selten. Auch hat er für mich noch keine Arbeit verrichtet und wenn ich ihn daran mahne, sagt er, er esse mein Brod nicht, folglich brauche er auch nicht für mich zu arbeiten.“

„Nun,“ rief die Alte, „wenn sich der faule Junge zeigt, soll er es bitter von mir fühlen! Ich habe ihn von meiner Tochter, der seine Geburt das Leben kostete, als eigen Kind angenommen und werde ihn in strenge Zucht nehmen, sobald er sich einfindet!“

„Was beginnen wir mit den Kranken?“ fragte sorgenvoll der Wirth; „wenn sie nur zur Besinnung kämen! Dann wüßte man, ob man es mit Schweden oder mit Kurländern zu thun hat; da sie keine Waffenröcke tragen, so ist es schwer, das zu ergründen.“

„Der nächste Morgen wird uns Aufklärung bringen,“ tröstete Margarethe; „mein Kranker scheint ein vornehmer Herr zu sein, das zeigen die feine Wäsche und der goldene Ring am Finger. Mich dünkt, sein Athem geht regelmäßiger und einmal schien es mir, als öffnete er die Augen. — Geht, legt Euch zur Ruh', Alter, derweil ich hier bis zum Morgen wache, Angst und Sorge haben mir den Schlaf geraubt!“

Der Wirth bot Margarethe die Hand, zündete einen Spahn an und verließ leise das Zimmer; die Alte faltete still die Hände und schien zu beten. Dann versank sie in tiefe Gedanken und das Haupt auf die Brust gesenkt, saß sie leise athmend da. Das flackernde Feuer beleuchtete die bleichen Züge des todtkranken Rittmeisters und auch die wohlgebildete Gestalt der Alten, die Nichts

gemein hatte mit dem plumpen Körperbau einer lettischen Bauerfrau; das fast greise Haar umrahmte ein blasses, leidvolles Antlitz mit großen verständigen Augen, die sich auf die gefalteten Hände gesenkt hatten. Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust Margarethens, und, wie im Traum befangen murmelte sie leise unverständliche Worte; sie merkte nicht, daß der Spahn langsam verglimmte. Der Schlaf hatte sie übermannt und sie mochte wohl von vergangener Zeit träumen, wo sie noch jung und schön an der Seite einer frommen Mutter lebte. Diese war keine gewöhnliche Bauerfrau, obwohl sie die grobe Tracht einer solchen trug; sie nannte sich Monheim und war durch Geschicke und Drangsale in tiefe Armuth gerathen. Da kam einstmals aus fernen Landen ein längstverschollener Neffe und kehrte in der niedrigen Hütte der armen Muhme ein; er sah die blühende Tochter der Alten, und nahm sie zum Weibe. Margarethe folgte ihm willig nach einem nahegelegenen Orte, wo er von seinen Ersparnissen ein Stückchen Land kaufte und mit fleißigen Händen ein dazu gehöriges Häuschen wohnlich für sein junges Weib einrichtete. Der Mann war jung und stattlich, man nannte ihn nur den „klugen Monheim,“ denn er wußte viel zu erzählen von fremden Ländern, Sitten und Gebräuchen und hielt sich für einen Verwandten jenes Monheim, der das Schloß zu Doblen erbaut; auch hoffte er noch dereinst durch Fleiß und Sittlichkeit eine Stelle als herzoglicher Amtmann zu erwerben. Die junge Frau galt als Glückliche unter den Weibern und manche Nachbarin beneidete sie im Stillen. Da traf es sich, daß Jacob Monheim eines Tages einen fremden Mann in seine Hütte brachte, der, als sein ehemaliger Genosse, seine Gastfreundschaft in Anspruch nahm und nun auch als nützlich Mitglied des Hauses den kleinen Acker fleißig bestellen half; auch gefiel ihm die Frau seines Freundes. Er verzögerte seinen Abschied und dachte bald nicht mehr daran, das Haus, das ihm nur für kurze Zeit Aufnahme gewährt hatte, zu verlassen. Eines Tages kehrte Jacob vom Felde heim und sah zu seinem Schrecken sein Weib in den Armen des Freundes. Sie wehrte nach Kräften seine Liebkosungen ab; jener versprach ihr ein

besseres Loos und bot ihr an, sie mit sich zu nehmen, wenn sie ihren Mann verlassen wollte. Bleich vor Zorn stand Jacob auf der Schwelle und ohne zu wissen, was er that, schwang er den Spaten und streckte den falschen Freund zu Boden. Mit Entsetzen sah die Frau, wie ihr Mann mit den Füßen auf ihm trat, bis er sich nicht mehr regte. Sie verlor das Bewußtsein und als sie erwachte, hatten die Gerichtsdienere bereits den Jacob gebunden; die Leiche des Getödteten lag draußen, von Schaulustigen umgeben, auf dem Rasen. Jacob wurde als Mörder halb zu Tode gepeitscht und starb im Gefängniß, während die arme Margarethe eines frühzeitigen Töchterchens genas. Jetzt begann eine jammervolle Zeit für die Unglückliche und eine lange Reihe von Jahren kämpfte sie mit Elend und Dürftigkeit. — Mittlerweile war ihr Kind groß geworden und hatte die schönen, dunklen Locken und den hohen Wuchs des Vaters; doch war es blaß und zart und die Leute nannten es nur, „der alten Margareth Edelsträulein.“ — Unweit Pokain lebte ein reicher Bauer, der eine Frau schon zu Grabe getragen hatte und dem die arme Margarethe tief verschuldet war. Er lieb, trotz seines Geizes, der armen Wittve bereitwillig Korn und Gemüse und in der Zeit der höchsten Noth versorgte er ihr Haus sogar mit einer Kuh und zwei Schafen. Auch wußte er die Alte für sich zu gewinnen, so daß sie ihm, als er darum anhielt, bereitwillig ihr Kind zur Frau gab. Das arme Mädchen empfand zwar keine Neigung zu dem alten, rothhaarigen Mann, doch als stilles, folgemes Kind erfüllte es den Willen der Mutter. Schon im ersten Jahr ihrer Ehe offenbarte sich jedoch der häßliche Charakter ihres Mannes, der allen seinen Leidenschaften freien Lauf ließ und die junge Frau durch Geiz und rohes Betragen fast zu Tode quälte. Sie nährte sich nur noch von Thränen, während er viel trank und wenig arbeitete; denn er hatte sich bei einem Edelmann als Braunknecht verdungen, um ohne große Kosten seiner Liebhaberei nachgehen zu können. So kam er denn eines Abends betrunken nach Hause und sah sein Weib, das 14tägige Kind auf dem Schoße, traurig sitzen. Sein Zähzorn erwachte und er schalt sie faul und träge,

während andere Weiber dem Manne bei der Arbeit behülflich seien; sie sah ihn verächtlich an und er, gereizt durch ihr Stillschweigen, das er für Troß hielt, ergriff einen hölzernen Schemel und schleuderte ihn nach dem Kopfe des armen Weibes; sie schrie laut auf und sank blutend zur Erde, während er fluchend das Haus verließ. Als am andern Morgen Margarethe kam, um ihre Tochter zu besuchen, fand sie diese auf ihrem Lager, dem Tode nahe. Sie übergab ihrer Mutter das weinende Kind und bat sie, es zu lieben und groß zu ziehen. — Erst spät taumelte Konrad nach Hause und fand seine Kammer leer; sein Kind war fort und sein Weib lag draußen in der Scheune bleich und still und alle Thränen hatte der Tod getrocknet. Er blickte entsezt auf die stillen Züge, die freundlich und versöhnlich zu ihm sprachen; und gerade dies war es, was ihm wie tausend Messerstiche in's schuldbeladene Gewissen drang. Der Rausch war verflogen und, sich die Haare ausraufend, stürzte er davon und seit jener Zeit sah ihn Niemand wieder. Das Haus verfiel, denn nie betrat es Margarethe; und als sich nach Jahr und Tag der Besitzer nicht wiedersand, wurde das Gesinde verkauft und das daraus gelöste Geld der Margarethe Monheim zur Erziehung des kleinen Jan, ihres Großkinds, übergeben.

Das mochten wohl die Träume sein, die Margarethe beunruhigten; sie stöhnte tief, und sank dann wieder in sich gekauert zusammen. Plötzlich schreckte sie auf; es war ihr, als hörte sie das Jammern ihres Mannes, wie zu jener Zeit, wo er die furchtbare Strafe erlitten. Ein unennbares Weh, wie damals, erfüllte ihr Herz und aufmerksam lauschte sie im Finstern diesen Klagetönen. Da leuchtete ein greller Schein am Horizonte auf und erhellte die finstere Kammer; die Alte legte bebend die Hand auf die Brust ihres Schüklings, um zu erfahren, ob er noch zu den Lebenden gehöre. Sie nahm dann wieder den Zinnlöffel, nezte die geöffneten Lippen des Kranken und kühlte seine Stirn.

Draußen war die Gluth am Himmel stärker geworden und nun vernahm sie ganz deutlich Schüsse und Glockenläuten, untermischt von einem wirren, seltsamen Geräusch.

Da riß der Wirth die Thür auf und rief:

„Altmutter, es brennt in der Stadt und ich will nicht selig werden, wenn die Schweden nicht Mitau überfallen haben!“

„Gott erbarm sich unser!“ betete Margarethe; „verlaßt mich nur nicht, denn was soll ich mit den beiden Verwundeten anfangen, wenn Ihr davongeht?“

„Leider Gottes sind die beiden Andern schon auf und davon!“ sagte der Krüger; „die Furcht jagt sie tiefer in die Wälder hinein! und sie überlassen uns die Kranken.“

„O mein Jesus, steh mir bei!“ stöhnte die Alte, als abermals eine hohe Feuer säule aufstieg; „ich glaube, die Lithauer verheeren die andere Seite von Mitau! Wie soll ich nun den Weg finden, um nach Hause zu gelangen, welche Unglücksstunde trieb mich hierher?“

So jammerte Margarethe; da erscholl plötzlich lautes Klopfen und eine Männerstimme rief:

„He, Holla! Ist Niemand da, der Reisenden aufmacht?“

Margarethe war vor Schreck in die Knie gesunken; doch alsbald erkannte sie die Stimme und eilte zur Thür.

„O, Gott sei gepriesen, den Mann schickt uns der Himmel! Laßt mich hinaus, damit ich ihn bewillkommne, es ist der Amtmann Lufft!“

Mit diesen Worten eilte sie hinaus, wo ihr alsbald ein Mann entgegnetrat, der von ihr freundlich begrüßt wurde.

„Nun, Mutter Grethe,“ sagte er, „treffe ich Euch hier! Doch wie kamt Ihr in die Haideschenke?“

„Mich trieb die Sorge um mein Enkelkind her, lieber Herr,“ entgegnete Grethe, „und gesegnet sei der Augenblick, da ich Euch sehe, denn Ihr kommt zu uns in der Stunde der Noth! Es sind Kranke, Schwerverwundete hier im Hause, zu deren Pflege unsere Weisheit nicht ausreicht. Ihr aber tragt die rechte Arznei und Hilfe stets bei Euch, und so werdet Ihr auch uns in unserer Bedrängniß beistehen. Vielleicht gestattet Ihr mir, Euch zu begleiten, wenn Ihr heimkehrt.“

„Mein Weg führt mich nach Mitau,“ entgegnete Lufft; „der Herzog hat mich zu sich entbieten lassen und ich beeile mich, seinem Befehl nachzukommen.“

Margarethe führte den Amtmann an das Bett des Rittmeisters, und während Lufft mit sanften Händen die Wunde sondirte, hörte er mit Erstaunen den Bericht der Alten an.

„Es muß eine gewaltige Feuersbrunst sein, die die Stadt verheert, Gott sei unserm Herzog gnädig!“ sprach er erregt.

„Hört nur Herr, wie deutlich die Schüsse und das Klagegeschrei zu vernehmen sind!“ seufzte Margarethe und hielt das Ohr an die Fensterscheiben.

„Jetzt ist es unmöglich, unangefochten seines Weges zu ziehen,“ sagte Lufft, „und ich muß wohl oder übel so lange hier bleiben, bis wieder Ruhe einkehrt.“

„Ja, Herr Amtmann, und als gute Christen dürfen wir diesen hier nicht seinem Elend überlassen!“ sprach die Alte und deutete auf den Kranken; „es werden die Seinigen um ihn in Sorge sein und bis ihm von denen Hilfe wird, ist es unsere Pflicht, über ihn zu wachen!“

Der Amtmann nickte zustimmend und begleitete den Wirth in die Kammer, wo bewußtlos der Geblendete lag.

Draußen brachte des Amtmanns Knecht den müden Gaul unter den Schuppen, zog den Wagen nach und entnahm ihm die Kräuter und Arzeneien, die der Amtmann auf seinen Ausflügen stets mit sich zu führen pflegte.

Kapitel V.

Eine Schreckensnacht.

Der Herzog hatte heute früher als gewöhnlich sein Arbeitskabinet aufgesucht und saß um dieselbe Zeit, als Douglas in der Haideschenke eintraf, vor seinen Büchern und Papieren, in die Arbeit vertieft.

Sein Arbeitskabinet war ein mittelgroßes Zimmer, mit dicken Tapeten bekleidet, und empfing sein Licht durch halbrunde Fenster; es lag von den andern Gemächern abge sondert auf der Westseite des Schlosses.

Hier verbrachte der Herzog einen großen Theil seiner Zeit mit Nachdenken, Zeichnen und Rechnen, hier stand auch in einer Nische sein Ruhebett, von grünen, goldbefranzten Vorhängen umgeben. Ein weißer Marmorkamin, hochlehnige, massive Möbel und ein Betpult mit dem Bilde des Gekreuzigten vollendeten die Ausstattung dieses Zimmers. Zur Seite des Bettes bemerkte man eine schöngestickte Decke, auf der eine Anzahl Waffen gruppiert war. Vor dem Tisch, auf einem Feldstuhl, saß der Herzog, zeichnete, rechnete und sprach leise vor sich, während Konrad lautlos hin und her schritt, um das Feuer im Kamin zu schüren oder die Lichte zu putzen, die auf dem Kamin und auf dem Arbeitstische brannten. Er zog sorgfältig die Fenstervorhänge zusammen und entfernte sich dann leise durch die Thür. Bald darauf schob sich der Vorhang wieder zur Seite und Brandt erschien mit dem silbernen Geschirr,

das den Nachtrunk des Herzogs enthielt; er setzte Kanne und Becher in dessen Nähe nieder und puhte die fast noch hellbrennenden Lichte. Es war umsonst; der Herzog blickte nicht auf und rechnete laut. Brandt zog sich zurück und stieß im Versehen an den kleinen Betischemel.

„Sei er kein Tölpel, Konrad!“ sagte der Herzog und schrieb eifrig weiter.

„Verzeihen Herzogliche Gnaden,“ begann jetzt Brandt, „ich bin's, der Silberwärter Ew. Hoheit, und bitte unterthänigst um ein geneigtes — —“

„Schweig Er jetzt still, Alter, und rühr' Er sich nicht! Ich bin im Begriff den Plan von wegen des Durchbruchs der Ma bei Schloß zu verwirklichen; ich habe bereits die Stelle bestimmt, wo man einen höhern und festen Stapelplatz für die ankommenden und fortzuschaffenden Güter bauen soll und bin gleich mit der Berechnung der Gesammtsumme in Ordnung; unterdessen Brandt, wie ich ihm sagte, rühre Er sich nicht!“

Und der Herzog rechnete weiter.

So mochte ungefähr eine Stunde verstrichen sein; das Feuer im Kamin war verglimmt und die Uhr zeigte soeben die elfte Abendstunde. Da schaute der Herzog zufrieden von seiner Arbeit auf und that einen Trunk aus dem silbernen Becher. Brandt hatte sich auf den kleinen Betischemel niedergelassen und harrete geduldig des Augenblicks, wo er seinen Herrn ausruhen sah; dann räusperte er sich wie von ungefähr, worauf der Herzog lachend sagte:

„Schon gut, Alter, ich vergaß fast, das Er noch da ist, nun komme Er immer her! Da Er mein erster Diener ist, so soll Er auch mein erster Bewunderer sein; schau Er mal hin! Das wird auch Ihm gefallen, nicht wahr?“

Und er zeigte dem Alten einen großen Bogen mit Strichen, Zahlen und kleinen Anmerkungen. Brandt schaute zerstreut die wunderlichen Linien und Figuren an und begann dann, noch ehe ihm der Herzog die Zeichnung erklären konnte: „Herzogliche Gnaden,“ sagte er, „wenn Ew. Durchlaucht mir gestatten, so sind jetzt mein

altes Herz und mein müder Kopf nicht fähig, die hohen Gedanken meines Herrn zu fassen, denn eine große Sorge erfüllt so sehr mein Gemüth, daß ich keine Ruhe finde, bevor mir nicht mein Herr ein geneigtes Ohr geliehen hat!“

„Na, so lasse Er hören! Ich weiß schon, Er kommt mir wieder mit den Schweden und sieht lauter Gespenster und riecht lauter Blut, obwohl die Ersteren uns jetzt weniger denn je bedrohlich sind! Auch habe ich es Ihm selbst vor mehreren Tagen gesagt, daß ich dem Feinde den letzten Rest der Kontribution gezahlt und daß mein Land, laut königlichem Versprechen und schriftlicher Erklärung des Generals Douglas, so ziemlich sicher ist; es trifft ja der Leptere Anstalten, Kurland zu verlassen; heute den ganzen Tag schifft er seine Leute ein, und Kranke und Gesunde rudern in meinen Bötten seit einigen Tagen die Na hinunter. Der General weiß, daß meine Vasallen unter Waffen stehen und selbst der Stytte hat Kenntniß, das Bürger und Köstnechte zu jeder Tageszeit auf ihrer Hut sein müssen, sobald der Schwede die geringste verdächtige Bewegung macht. — Doch weil Er es ist, Brandt, so erzähl' Er mir Seine Molesten und ich werde ihm eine kleine Zeit Gehör schenken. Und dann, Alter, geh' Er in's Bett! Ich thue desgleichen und damit bis morgen — Finis!“

Der Herzog schenkte sich einen Becher voll und, seinen Anebelbart streichend, sah er Brandt freundlich in's Gesicht.

Dieser fing nun an, ihm seine jüngsten Erlebnisse mitzutheilen und sagte, die Hände über die Brust zusammensaltend:

„Ja, herzogliche Gnaden, der Warner wollte nicht genannt sein, obwohl er ein Ehrenmann ist, doch beschwöre ich Ew. Hoheit, dem Douglas nicht zu trauen, denn er ist dem Lande und Ew. Durchlaucht viel gefährlicher, als es der Stytte war!“

Der Herzog hatte die Stirn gerunzelt und seine Augen blickten ernst und finster, seine Lippen preßten sich fest aufeinander und eine eiserne Strenge lagerte auf dem sonst so freundlichen Gesichte.

„Nun, wohl, Brandt,“ sagte er, „ich werde Seine Warnung nicht in den Wind schlagen und morgen lasse ich das Schloß mit

Bewaffneten umstellen; auch sollen sich beständig in den Straßen Bürger und Kopfnechte in voller Bewaffnung ablösen und den Brückeneingang will ich scharf bewachen lassen; es sollen die Wachen darauf sehen, daß — doch was ist das für eine Tumult bei nächstlicher Weile?“ fuhr er auf; „schau Er mal hinaus, Brandt, woher kommt das Geräusch? Der Wind kann doch unmöglich solchen Lärm machen!“

Brandt war mit zitternden Gliedern an's Fenster gestürzt, hatte den Vorhang zurückgezogen und sah nun eine hohe, helle Fenersäule emporsteigen; entsetzt sank der Alte in die Knie.

„Herr Gott, Durchlaucht!“ stöhnte er; „sie sind es! Sie haben bereits die Brücke genommen und stürmen die Stadt.“

Der Herzog rief einen Dolch von der Wand und rief:

„Auf, Alter! Sei er keine Memme! Es gilt zuerst, die Herzogin vor Gefahr zu schirmen! Geh er rasch in mein Archiv,“ fuhr der Herzog fort, „und such' er den kleinen braunen Koffer zu retten! Die Papiere in demselben dürfen nicht in die Hände der Feinde fallen! Ich eile die Herzogin aufzusuchen! Dort findet Er mich, Brandt,“ rief der Herzog den Forteilenden nach. Er wollte eben durch die Thür in die Gemächer seiner Gemahlin eilen, als Konrad, bleich wie der Tod, auf der Schwelle erschien.

„Durchlaucht,“ stammelte er, „sie haben bereits das Schloß erstürmt und selbst die Zimmer der Herzogin verschonen die Frechen nicht!“

„So mach' er Platz, daß ich noch zu rechter Zeit hinkomme!“ schrie der Herzog, „Gott verdamme die Verräther!“

Und er stürzte hinaus, während Konrad rathlos da stand.

Da keuchte Brandt mit beflügelten Schritten herein und schob ein braunes, mit Messingreifen beschlagenes Kästchen in eine Wandvertiefung, vor welche er das Betpult stellte; dann wandte er sich an Konrad und sagte hastig:

„Gieb mir die Schlüssel, die dort am Fenster liegen, ich habe sie vorhin vor Schreck verloren! Ich muß uoch der Herzogin Sil-

hervorrath in Sicherheit bringen und auch der Familienschmuck darf den Bestien auf keinen Fall in die Hände fallen!"

Konrad reichte ihm die Schlüssel und rief mit bleichen Lippen:

„Hört Ihr, wie sie jubeln! Seht, dort brennt es in der Brückengasse. Horch! das war ein Nothschrei in den Gemächern der Herzogin!“

„In der Brückengasse brennt es, Konrad?“ rief Brandt, „um Gotteswillen, Mensch, schlage Dich bis dorthin durch in das Haus der Bengt-Ströms, denn wer weiß, ob unsere Kurländer nicht das Haus anzünden, weil es von Schweden bewohnt ist! Hier Konrad, bringe der Frau diesen Schlüssel!“

Er löste von dem Ringe, an dem viele große und kleine Schlüssel hingen, einen ab, „nimm diesen,“ fuhr er fort, „und gieb ihn den Bengt-Ströms; es ist der Schlüssel zu der Herzogin Beichtstuhl und führt in die innere Sakristei. In der Kirche sind sie sicher, bis es ruhig wird und ich nach ihnen sehen kann. Da, nimm den Krug mit Wein, den ich zum herzoglichen Nachttrunk hierherbrachte, und bringe ihn den Bedrängten mit einem Gruß von mir; sage der Frau, der Schlüssel schließe die kleine Thür an der Nordseite. Und nun, Gott befohlen! Eile durch die entlegensten Gänge und Du wirst unangefochten hinkommen; mein Platz ist an des Herzogs Seite. Nun geh', mein Sohn, und bedenke, daß das Leben einer ganzen Familie von Deiner Klugheit abhängt!“

Mit diesen Worten drängte Brandt ihn zur Thüre hinaus und schlüpfte selbst in einen dunklen Nebengang, wo er verschwand. Unterdessen hatte der Herzog kaum den Corridor erreicht, der zu den Gemächern der Herzogin führte, als eine Abtheilung schwedischer Dragoner, unter Anführung des Obristen Armfeldt, dem Fürsten den Weg versperrte; der Generaladjutant Krasting trat ihm entgegen mit der höflichen Bitte, ihm unverzüglich in sein (des Herzogs) Cabinet zu folgen, da Noth kein Gebot kenne und er auf Befehl seines Königs diese ihm nicht angenehme Pflicht erfüllen müsse.

Der Herzog war so betäubt, daß er den Generaladjutanten sprachlos ansah; ein Schauer durchrieselte den sonst so starken Mann, über den an ihm verübten Verrath. Wie im Traum schien es ihm, daß er jetzt, in seinem Schlosse der Willkühr seiner Feinde preisgegeben, so ganz allein einer bewaffneten Macht gegenüberstand, er besann sich jedoch, daß Widerstand vergeblich sei, richtete sich stolz auf und schritt zwischen Armsfeldt und Krasting seinem Kabinet zu.

Der Tumult im Schlosse wurde immer größer, man hörte Schüsse und das Geschrei der plündernden Schweden, die Alles, was nicht fortzubewegen war, gewaltsam zerstörten.

Brandt hatte durch einen kleinen Nebengang das Zimmer der Herzogin erreicht und blieb entsetzt auf der Schwelle desselben stehen. Er sah die Kammerfrau der Herzogin ohnmächtig am Boden liegen und den wachhabenden Pagen erschlagen mitten auf dem Teppich ausgestreckt. Unweit der Leiche stand die Herzogin im Nachtgewande, mit bloßen Füßen, während schwedische Soldaten Schränke und Fächer durchwühlten; mehrere Bediente, die ihre Herrin hatten beschützen wollen, lagen geknebelt in den Ecken. Brandt war im Begriffe, sich der Herzogin zu nähern, als der französische Tanzmeister hereinstürzte, um die Fürstin zu schützen; er hielt einen Degen in der Hand und stellte sich dicht vor die Herzogin. Ein schwedischer Dragoner, der dies für eine Herausforderung ansah, hielt in der Plünderung inne und schrie seinem Nebenmanne, der sich ebenfalls die Taschen füllte, einige Worte zu; dann befahl er dem Tanzmeister, das Zimmer zu verlassen. Als aber Monsieur Duval nicht von seinem Plaze wich, schlug er ihm mit einem Schwertstreich den Arm vom Leibe, so daß Duval blutüberströmt zu den Füßen der Herzogin niederstürzte. Der wachhabende herzogliche Lieutenant, der mit gefesselten Händen in der Nähe der Herzogin stand, richtete sich fluchend auf, doch im Moment traf ihn ein Degenstich. Er fiel rückwärts und sein Blut überströmte das Gewand der Herzogin.

Brandt sah, daß hier mit Gewalt Nichts auszurichten war

und näherte sich langsam, um den beiden Verstümmelten Beistand zu leisten und der Herzogin zu beweisen, daß er gesonnen sei, ihr Schutz und Trost zu bringen. Er kniete zu ihren Füßen nieder und suchte das Blut des Tanzmeisters zu stillen, während der Lieutenant den letzten Seufzer aushauchte. Die Herzogin stand bleich und ruhig da und als Brandt sie anblickte, flüsterte sie:

„Brandt, wo sind der Herzog und meine Kinder?“

Brandt entgegnete leise: „in Sicherheit!“ und machte sich mit dem Verwundeten zu schaffen.

„Sucht meine Papiere zu retten!“ hauchte die Herzogin; „sie sind in meinem Schreibtisch!“

Die Plünderer stießen weiter auf keinen Widerstand, zertrugen Schränke und Fächer, um ihre Raublust zu befriedigen und als sie den Silberschrank der Herzogin erbrochen hatten, war ihre Aufmerksamkeit durch die kostbaren Geräthe darin dermaßen in Anspruch genommen, daß Keiner bemerkte, wie Brandt sich dem offenen Schreibtisch näherte, mit raschem Griff ein Paquet erfaßte und es in seine Tasche steckte; dann lehnte er die Herzogin in einen Sessel und flüsterte:

„Herzogliche Gnaden, ich bin gleich wieder hier! Der Leibarzt muß dem Tanzmeister helfen, wenn er nicht verbluten soll, ich aber sehe, wie es unterdessen meinem Herrn und den fürstlichen Kindern ergangen ist.“ Und er schlüpfte zur Thür hinaus.

Die Herzogin lag starr und bleich im Sessel und sah fast geisterhaft den Räubern zu, die ein Schmuckkästchen aus Rosenholz, dessen Schloß den rohen Fäusten nicht weichen wollte, mit den Füßen zertraten und den Inhalt an Perlen und Geschmeiden weithin auf den Boden austreteten. Als nun die Soldaten angingen, Fenster und Spiegel, sowie Alles, was sie nicht für werthvoll hielten, in Trümmer zu schlagen, da schloß die bleiche Frau die Augen und faltete die Hände zu stillem Gebet. Draußen erscholl die schwedische Losung von den Wällen, die Thore waren gesprengt und die Wachen niedergehauen, Alles verjagt und die Stadt ein Schauplatz wüster Gewaltthaten. Das Rauben und Morden hatte bereits

mehrere Stunden gedauert, vielen braven Bürgern das Leben gekostet und Andere um Hab und Gut gebracht; Feuer verheerte den östlichen Theil der Stadt und Jammer und Wehgeschrei tönend zu dem gefangenen und verrathenen Herzog hinauf. Während sich dieses zutrug, war Douglas mit den Uexküll'schen Dragonern vor die Thenspforte*) gerückt und sah mit Schrecken, welcher Willkür die Bürger preisgegeben waren; unverzüglich commandirte er Einhalt und erreichte endlich das Schloß, wo in seinem Namen der Obrist Armfeldt Ruhe geboten hatte, nachdem bereits alle Schränke erbrochen und das ganze Schloß vollständig geplündert war. Douglas begab sich sogleich in das Kabinet des Herzogs und hatte dort eine lange Unterredung, wahrscheinlich um den Herzog durch falsche Versprechungen zu beruhigen. Der gedemüthigte Fürst, dem es jetzt nur daran lag, seine Familie in Sicherheit zu sehen, war zu Allem bereit, wenn man ihm nur gestatte, mit Weib und Kind die Stadt zu verlassen.

Douglas erklärte, daß er den Willen seines Königs erfüllen müsse; der Herzog dürfe bis auf Weiteres an Abreise nicht denken; dann sandte er den Generaladjutanten Krasting in die Gemächer der Herzogin, um diese in Sicherheit zu bringen und den Kindern ebenfalls seinen Schutz angedeihen zu lassen. Auch entschuldigte Douglas die verübten Gewaltthaten durch die Phrase „Noth kennt kein Gebot“ und bat um den bereits ganz überflüssigen Befehl, die übrigen Thore der Stadt den Schweden zu übergeben, worin ihm denn auch sogleich vom Herzog willfahrt wurde.

Brandt hatte unterdessen wieder seine Herrin aufgesucht, und ihr heimlich zugeflüstert, daß er die Papiere nothgedrungen werde verbrennen müssen, aus Furcht, mit ihnen in die Hände der Feinde zu fallen. „Und nun,“ sagte er, „bitte ich Ew. Gnaden, sich auf meinen Arm zu stützen und mir in die Zimmer der fürstlichen Kinder zu folgen; diese befinden sich unter der Obhut des Hofmeisters und der alten Oberräthin Földersahm.“

*) Jetzt „Annenpforte.“

Dorn, ein Schwedenkind.

Die Herzogin stand auf, war aber so schwach, daß Braudt sich nach einer hülfreichen Hand umsah; da erschien Krasting und mit ihm die Oberräthin Földkerfahm. Die Herzogin wurde mit ihrem Stuhl aufgehoben und zu ihren Kindern gebracht. Braudt schickte sich an, den Verwundeten und Gefnebelten beizustehen und bemerkte dabei, daß die Kammerfrau der Herzogin, an Händen und Füßen gefesselt, noch hülflos dalag. Der arme Tanzmeister war schon vorher fortgetragen und in die sorgfältige Pflege des zum Tode erschreckten Dr. Harber gegeben worden. Es schien wieder einige Ruhe eingekehrt zu sein.

Das Feuer hatte nachgelassen, doch glimmte es noch auf den Brandstätten, und die Herbstsonne des neuen Morgens beschien die verwüstete und zerstörte Stadt Mitau.

Die junge Frau des Rittmeisters hatte an demselben verhängnißvollen Tage mit tiefer Bekümmerniß ihren Gatten scheiden sehen. Auf die Bitten seines Weibes durfte er nicht hören, um nicht für feig und wortbrüchig zu gelten; auch lag ihm viel an einer offenen Unterredung mit Douglas, denn vielleicht gelang es ihm, diesen durch Bitten und Vorstellungen von seinem Vorhaben abzubringen. Diese geheime Hoffnung besetzte den Rittmeister, und da es der General war, der ihn nach dem rothen Eimer beschied, so war ohnehin an Widersetzlichkeit nicht zu denken. Mit schwerem Herzen aber festen Muthes schickte er sich zu diesem Gange an. Als ihn aber seine junge Frau unter Thränen beschwor, sich nicht unnütz Gefahren auszusetzen und das Kind ihm lächelnd den Mund zum Abschiedskusse reichte, da war er in seinem Entschlusse fast wankend geworden. Der Gedanke indeß, daß er nur seiner Pflicht nachkomme, gab ihm seine Kraft wieder. Er riß sich los und verließ mit einem Lächeln auf den Lippen Weib und Kind, um sie vielleicht nie wiederzusehen.

So war es Abend geworden; weinend saß die junge Mutter, ihr schlafendes Kind auf den Knien und zählte die Minuten; mit fieberhafter Spannung horchte sie auf jeden Tritt, der draußen erschallte. Als die Thurmuhre die zehnte Stunde verkündigte, legte sie mecha-

nisch die Kleine in die Arme der Amme und folgte dieser in die Kammer; hier sank sie an dem Bettchen ihres Kindes nieder und barg das Haupt in beide Hände. Leise drückte die Amme die Thür in's Schloß und überließ ihre Herrin mitleidig der Einsamkeit.

Es mochte Mitternacht vorüber sein, als plötzlich die Magd die Kammerthür aufriß; mit einem leisen Schrei erhob sich die junge Frau.

„Hört Ihr nicht, Frau?“; „man schießt bei der Brücke! Ich war draußen um nach dem Herrn zu sehen, da klang plötzlich Lärm und wüstes Geschrei vom Schlosse zu mir herüber!“

Die Frau des Rittmeisters stand aufrecht und horchte athemlos; da ertönte vom Kirchenturm die Sturmglocke und ein wüster Lärm näherte sich immer mehr dem Hause.

„Brennt das Nest des Verräthers nieder und seine Brut, die drin nistet!“ schrie eine rauhe Stimme in schwedischer Sprache, und eine ganze Rote Soldaten folgte dem von Blut und Mord trunkenen Anführer.

„Herrin, das gilt uns!“ stöhnte die Amme und stürzte an's Fenster; zugleich fielen gewaltige Schläge auf die schwache Thür, so daß die Scheiben klirrten; sie gab nach und stürzte mit lautem Krachen zusammen.

Frau Bengt-Ström raffte ihr weinendes Kind auf, wickelte es in eine Decke und wollte durch die Hinterthür, durch die sich die Amme geflüchtet, ebenfalls das Freie gewinnen, allein die Stube war bereits mit den Raubgesellen angefüllt. Die Anführer waren Nicole, der blutdürstige Freund Wenzels, und Jan Vaps, der trotz seiner Wunde, von Rachedurst getrieben, zuerst das Haus Bengt-Ströms aufgesucht, um sich für die empfangene Bücktigung zu rächen.

„Nicht von der Stelle!“ donnerte Nicole der erschrockenen Frau zu; „Euch soll Euer Ende ebenso ereilen, wie den Verräther, Euren Mann!“ Und er wollte die wankende Frau mit roher Faust zurückzerren.

„O, mein Gott!“ flüsterte diese; „Griß, so haben sie Dich

getödtet!“ Und hoch aufgerichtet stand sie vor den rohen Mordgesellen — „Sei still, mein armes Kind, ich werde Dich beschützen,“ wandte sie sich an die Kleine und ihre Blicke irrten unstat im Zimmer umher; plötzlich leuchtete ein Freudenstrahl über ihr bleiches Gesicht, eilig ergriff sie die Lampe und stellte sie hastig auf ein kleines Fäßchen, das in einer Ecke des Zimmers stand.

„Seht her!“ rief sie; „ich entzünde dieses Pulver, sobald Ihr es wagt, Eure verruchte Hand nach mir auszustrecken, und wir machen zusammen die Todesfahrt! Ihr steht in einigen Augenblicken vor dem Richter, der Eure Blutschuld bereits im Buche der Vergeltung eingetragen!“

Sie drückte ihr Kind, das mit verwunderten Blicken seine Umgebung anschaute, an das Herz und küßte es sanft; bestürzt wich die Schaar zurück und Keiner wagte näher zu treten; Laps's glühende Augen suchten zu erspähen, wie er der Frau beikommen könnte, und er schickte sich an, sie zu umschleichen, allein Frau Bengt-Ström lehnte sich an die Wand und ihre Finger umspannten die Lampe auf dem kleinen Fäßchen.

„Es hilft Dir Nichts, Laps!“ sagte Nicole; „das ist ein Teufelsweib! Wir werden sie dennoch in unsere Hände bekommen, jezt mag sie ihren Willen haben!“ Und er war im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als eine Flamme durch die offene Thür hereinleckte. Die Gefahr bemerkend, stürzten die Raubgesellen hinaus und suchten fluchend das Weite; die junge Frau stand eine Weile regungslos da; dann flüsterte sie:

„Herr, mein Gott, ich danke Dir für deinen Beistand in der größten Noth!“

Darauf schritt sie ruhig zu einem kleinen Spinde, nahm einige Kleinigkeiten aus demselben und steckte sie zu sich, hüllte sich und ihr Kind in eine graue weite Decke und verbarg ein Weizenbrod in den Falten ihres Kleides. Noch einen Blick auf den ihr folgenden Hund werfend, verließ sie durch die Hinterthür das brennende Haus. Auf dem Hofe angekommen, blieb sie rathlos stehen, denn sie wußte nicht, welches der sicherste Weg sei, da sich in ihrer Nähe wieder

Lärm erhob. Die Flammen hatten sich bereits nach der Hofseite hin verbreitet und daher mußte sie suchen die kleine Hinterpforte möglichst schnell zu gewinnen. Sie trat zur Thür hinaus; da nahte eilig eine Männergestalt und blieb athemlos vor ihr stehen. Es stand ihr nun Nichts mehr zu Gebote, um sich zu retten, und aller gewaltfam heraufbeschworene Muth wich von ihr, als der fremde Mann ihre Hand ergriff und sie auf die Straße hinauszog.

„Seid Ihr Frau Bengt-Ström?“ flüsterte er hastig und als sie mit stummem Nicken bejahte, fügte er hinzu: „Fürchet Euch nicht! ich komme von Brandt und bin beauftragt, Euch in Sicherheit zu bringen. Hier dieser Schlüssel öffnet die kleine Hinterthür der Kirche und Ihr gelangt da in den Beichtstuhl der Herzogin; kommt, ich geleite Euch dorthin! Die Schweden haben sich weiter hinaufgezogen, die Straße ist ziemlich leer und diese kurze Strecke legen wir noch unbemerkt zurück!“

Mit diesen Worten ergriff er die Hand der jungen Frau, und willenlos folgte sie ihm quer über die Straße, nicht achtend, daß sie sich durch verbrannte und brennende Gegenstände Bahn brechen mußten; wie im Traum tönten ihr das Stöhnen und Wehklagen der Verwundeten in die Ohren; das Kind hatte sein Gesichtchen an ihrer Brust geborgen. So erreichte sie endlich mit ihrem Beschützer die kleine, eisenbeschlagene Hinterthür der Kirche. Konrad, denn dieser war es, nahm den Schlüssel und öffnete lautlos.

„Gott sei Dank, somit wäre mein Versprechen erfüllt!“ sagte er, zog unter dem Mantel eine silberne Kanne hervor und stellte sie zu Füßen der jungen Frau: „Nehmt dies! Brandt schickt es Euch und ich nahm in der Eile aus des Herzogs Zimmer dieses kleine Körbchen mit Brod und Früchten mit; für eine kurze Zeit reicht es wohl aus und nachher werden Brandt und Euer Gemahl Euch in Sicherheit bringen!“

Frau Bengt-Ström zuckte bei der Erwähnung ihres Gatten schmerzlich zusammen und ein Strom von Thränen stürzte endlich aus den starren Augen.

„D,“ flüsterte sie, „wer Ihr auch seid, habt Dank für Euren

Schutz im Namen meines Kindes! Ich selbst fürchte den Tod nicht, seit man mir den Mann erschlagen! Was soll ich hier ohne ihn im fremden Lande?"

Konrad sah die Frau verwundert an und entgegnete:

„Wer brachte Euch die Botschaft von dem Tode Eures Mannes? Waren es nicht Feinde, die sich an Eurem Schmerze weiden wollten? Mir scheint es eine arge Lüge zu sein, um ein armes Weib zu ängstigen!“

„Wollte Gott, dem wäre so!“ rief die junge Frau; „aber die Mordbrenner trachteten nach meinem und meines Kindes Leben und wollten mich dem erschlagenen Verräther, wie sie ihn nannten, nachschicken!“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Die Kleine war von der Mutter Arm geglitten und lief erfreut der Thür zu, denn das Windspiel hatte sich mit eingeschlichen, um die Herrin zu bewachen; den Kopf mit den klugen Augen auf beide Pfoten gedrückt, hatte es sich am Eingang niedergelegt.

„Wie war es Euch möglich, den Mordgesellen zu entrinnen?“ fragte Konrad theilnehmend und führte die junge Frau zum Beichtstuhl der Herzogin: „Laßt Euch hier nieder und gönnt Eurem schwachen Körper eine kleine Erholung!“

Frau Bengt-Ström sank in den Stuhl und begann nach einer Pause:

„Wie ich mich rettete, wollt Ihr wissen? — Die Liebe zu meinem Kinde gab mir eine List ein und Gott half sie mir ausführen. Die rohen Fäuste hatten mich schon gepackt, als mein rathlos umherirrendes Auge auf ein mit Hanfsamen gefülltes Tönnchen in einer Ecke des Zimmers fiel; rasch ergriff ich die kleine Lampe, stellte sie auf das Fäßchen und rief den Mordgesellen zu, daß ich die Macht habe, mich mit ihnen in die Luft zu sprengen, sobald ich das Fäßchen mit Pulver entzünde!“

„Sie ist ebenso muthig als schön!“ sagte Konrad leise für sich, die junge Frau mit Bewunderung anschauend, dann wandte er sich zu ihr: „Gott wird auch ferner Euer Schutz sein! Doch

ich muß fort! Mein Herzog ist in Feindesgewalt. Brandt weicht keinen Schritt aus dem Schlosse, so lange man seiner noch bedarf, und ich, der ich ihm von Herzen ergeben bin, habe mit Freuden auf seinen Wunsch das Möglichste gethan, Euch in Sicherheit zu bringen. Es ist dies die erste Gelegenheit, wo der arme Konrad, den Meister Brandt als Waisenknaben erzogen und zum herzoglichen Diener herangebildet hat, seine Dankbarkeit bezeigen kann und da ich jetzt Niemand kenne, außer Brandt und Euch, so erlaubt mir, daß ich auch Euch ergeben bleibe! Hier," sagte er, seinen Mantel losnestelnd, „nehmt dies! Ich kann es entbehren, aber Euch kann in der kühlen Kapelle ein warmes Kleidungsstück sehr nützlich sein, zumal für die Kleine. Und nun behüt' Euch Gott! Bald sollt Ihr mich und Brandt wiedersehen; doch öffnet nur dann, wenn draußen drei Schläge in kurzen Absätzen ertönen.“

Konrad küßte das Kind und eilte hinaus, noch ehe Frau Bengt-Ström ihm zu danken vermochte.

In der Kapelle war es fast dunkel, denn nur eine kleine Lampe, die von der Decke herabhing und das Bild des Herrn am Delberge beleuchtete, warf einen schwachen Lichtschein auf ihre Umgebung. Diese kleine Lampe wurde auf Befehl der Herzogin beständig unterhalten, denn es gab Tage, wo die hohe Frau in Gesellschaft einer Kammerfrau hier oft Stunden im Gebet verbrachte. Das Gemach grenzte an die Sakristei der Kirche und empfing sein Licht von oben durch ein kleines rundes Fenster; die Tafelung aus braunem Holz über der Mauerwand diente dazu, das Gemach zu verschönern und zugleich die äußere Feuchtigkeit abzuhalten. Unter dem Bilde stand ein kleiner, mit rothem Sammet bekleideter Altar; auf demselben lag eine Bibel mit goldenen Klammern, welche mit dem Wappen eines fremden Reiches geschmückt und wahrscheinlich ein Geschenk des Kurfürsten von Brandenburg war. Unter einer kleinen, goldgestickten Decke befanden sich der Kelch und die Hostienschüsseln, ein weicher Teppich bedeckte fast den ganzen Boden und machte das Gemach zu einem ebenso bequemen als stillen Andachtsorte.

Die junge Frau des Rittmeisters saß in tiefe Gedanken ver-

funken und gab sich der süßen Hoffnung hin, ihren Mann bald wiederzusehen; sie begriff jetzt nicht, wie sie der Nachricht von seinem Tode so schnell hatte Glauben schenken können. Es war ja auch nicht möglich, daß er sterben und sie und sein armes Kind in einer fremden, kalten Welt zurücklassen konnte. Sie hatte die Lage, in der sie sich befand, völlig vergessen und nicht einmal darauf geachtet, daß die Kleine, ihr Köpfchen auf den Rücken des Hundes gelehnt, bald eingeschlafen war. Zulezt sank auch sie, von Müdigkeit überwältigt, in einen leichten Schlummer. Da knurrte der Hund ungeduldig, wagte es jedoch nicht, aufzustehen, um die kleine Schläferin nicht zu stören; die junge Frau fuhr auf und hörte jetzt ein Geräusch, wie es das Schließen einer Thür hervorbringt, und sah nun, daß sich eine solche, die im braunen Getäfel der Wand nicht bemerkbar gewesen, langsam öffnete. Ein kleiner Mann, beladen mit einer Laterne und einem großen Korbe, trat herein und legte seine Bürde keuchend nieder. Dabei gewahrte Frau Bengt-Ström, daß der lange, graue Bart des Alten auf einen Höcker fiel, und daß auch der Rücken der kleinen Gestalt verwachsen war. Er bemerkte in der Dämmerung die neuen Bewohner der Kapelle nicht und schickte sich an, den Korb seines Inhalts zu entleeren; zuerst schlug er die Umhüllung zurück und nahm dann eine Anzahl silberner Leuchter von verschiedener Größe heraus, hierauf noch andere kostbare Geräthschaften und zuletzt ein großes Taufbecken mit allem Zubehör. Er öffnete einen kleinen Wandschrank und wollte eben das letzte Stück hineinlegen, als ein silberner Becher seiner Hand entfiel und fast bis zu den Füßen der jungen Frau hinrollte; der Hund knurrte stärker und entsetzt richtete der Alte seine Laterne auf den Hintergrund der Kapelle, indem er mit einem leisen Schrei die Thür des Schränkchens in's Schloß warf. Dann schritt er zögernd auf die Gruppe, die sich ihm zeigte, zu und schaute verwundert auf das friedliche Bild des Hundes mit dem schlafenden Kinde.

„Gott steh' mir bei,“ rief er, ohne noch der Frau im Beichtstuhl gewahr zu werden, „was soll das bedeuten? Wer kann

dem Kinde diesen Weg gezeigt haben und wie ist es hierher gekommen?"

Jetzt erhob sich die junge Frau, der Alte schien sie für einen Geist anzusehen, denn er bekreuzigte sich und wich einen Schritt zurück. Zu der That sah Frau Bengt-Ström einer überirdischen Erscheinung ähnlich, besonders, da das Licht der Lampe ihre Gestalt größer als gewöhnlich erscheinen ließ; die Blässe ihrer Wangen, das weiße Nachtgewand und die langen blonden Flechten, die aufgelöst über ihre Schultern hingen, gaben ihr das Aussehen einer Heiligen und so stand sie eine Weile, die Hände über der Brust gekreuzt, dem Alten gegenüber.

„Verzeiht,“ sagte sie endlich, „daß ich Euch erschreckte! Allein ich bin eine Unglückliche und diesen Zufluchtsort wies mir der einzige Freund an, den ich in diesem Lande noch unter den Lebenden zählen kann!“

Der Alte sah sie fragend an und seine Furcht wich, als er die sanfte, liebliche Stimme der Frau vernahm; nachdem sie ihm ihre Lage geschildert und den Namen Brandt genannt, trat er freundlich zu ihr und geleitete sie auf ihren Platz zurück.

„Arme Frau,“ sagte er, „von mir sollt Ihr nicht beunruhigt werden, denn der Schützling Meister Brandt's ist mir heilig. Doch muß ich Euch bitten, diesen Aufenthaltsort so geräuschlos als möglich zu benutzen, denn diese Kapelle ist der einzige Versteck, den sie unmöglich entdecken können, selbst wenn sie das Innere der Kirche durchstöbern. Deshalb habe ich den Kirchenschatz hierher gebracht, um ihn vor räuberischen Händen zu schützen. Jetzt ist im Morden und Plündern eine Pause eingetreten, weil der General Douglas Einhalt geboten haben soll; doch noch zeigt sich der Feind außerhalb der Stadt, und daß er wiederkehrt, ist eben so gewiß, als ich der Küster dieser Kirche bin und Meister Brandt mein Vetter ist! Was wir noch erleben, wird nichts Gutes sein; daher rathe ich Euch, diesen Versteck unter keiner Bedingung zu verlassen, bis Brandt selbst Euch abholt. Ich will Euch in der Nacht ein wenig Brod bringen; man wird mich bewachen, damit ich meinen Wohn-

siß im Thurme nicht verlasse, denn ich habe bereits den Befehl des Feldmarschalls empfangen, ein scharfes Auge auf die Umgegend zu haben und bei etwaiger Annäherung der Lithauer sofort Signale zu geben. — Ach, daß es dahin kommen mußte, daß ich jetzt für die Schweden Dienste verrichten muß, während mein Herr, der Herzog, dem schändlichsten Verrathe unterlegen ist. Doch Widerstand verschlimmert nur die Sache und ich alter, ohnmächtiger Krüppel kann vielleicht noch meinem Herrn nützen, wenn ich gute Miene zum bösen Spiel mache!“

Die junge Frau hatte das schlafende Kind auf ihren Schooß gebettet und große Thränen rollten über ihre bleichen Wangen; wieder war alle Hoffnung dahin und sie sah eine trostlose Zukunft vor sich.

„Nun, seid nur recht ruhig und denkt, daß Gott die Seinen stets beschirmt!“ tröstete der Küster; „es leiden jetzt Hunderte mit uns und ringen obdachlos die Hände, unter freiem Himmel die gemordeten Angehörigen beklagend, während Ihr doch noch ein Obdach und gute Freunde habt! — Doch nun muß ich fort!“

Er schloß seine Laterne, untersuchte den Riegel der kleinen Thür und schritt dann, die junge Frau mit wehmüthigem Kopfnicken grüßend, hinter den kleinen Altar, wo er lautlos verschwand.

Die junge Mutter bettete ihr Töchterchen auf den weichen Stuhl, segnete es und kniete dann vor dem kleinen Altar nieder, wo sie im Gebet um Trost und Stärkung von Oben flehte.

Gekräftigt erhob sie sich und richtete aus ihrer Umhüllung und aus dem Mantel Konrads ein nothdürftiges Lager her. Dann lehnte sie ihr Haupt auf die Stufen des Altars und ein sanftes Lächeln verklärte die bleichen Züge der Schlummernden; im Traume sah sie den geliebten Gatten und ihre Heimath wieder.

Kapitel VI.

Herzog Jacob's Bedrängniß.

Das ganze Herzogthum Kurland war im Besiz des Feindes. Karl Gustav, der König von Schweden, hatte sein Wort gebrochen; nur zu gut hatte er die schlimmen Pläne, die er gegen seinen Better Jacob im Schilde geführt, verwirklicht. Er pflegte zu sagen: Mein Better Jacob hat der Schiffe zu viel für einen Herzog von Kurland; man muß sie ihm zu nehmen suchen! — Und was eine offene Fehde nicht vermochte, das hatten Verrath und Hinterlist bewirkt. Rußland und Dänemark waren zwar mächtige Freunde des Herzogs, allein Niemand ahnte den Gewaltstreich, und so war denn Jacob hilflos in den Händen seiner Feinde. Schweden, das durch die Siege Gustav Adolfs erstarkt und durch den westphälischen Frieden zur ersten Macht des Nordens erhoben war, maßte sich gewaltsam Rechte über Kurland an, und Karl X. begann den unternehmenden Handelsgeist des Herzogs und Mitau als Nebenbuhlerin Riga's zu fürchten. Wenn durch die Ausdauer des Herzogs die Na unmittelbar in's Meer geleitet wurde, so konnte Mitau zum Stapelplatz des nordischen Handels werden. Auch konnte der Herzog mit der Zeit die Unabhängigkeit Kurlands und die Erwerbung Lithauens oder wenigstens Szamaitens bewirken und das sollte auf jeden Fall vereitelt werden. Ein offener Angriff war indeß nicht leicht auszuführen, denn der Herzog hatte Anstalten getroffen, sein Land vor fremden Eindringlingen zu

schützen. Unterstützt von einem kriegslustigen, tapferen Adel konnte er leicht ein Heer von 15—20,000 Mann aufbringen, das der nicht großen disponiblen Macht der Schweden und besonders der Besatzung von Riga mehr als gewachsen war. Da offene Gewalt nicht ausreichte und nur List zum Ziele führen konnte, so hatte Douglas ganz geeignete Maßregeln getroffen, seine verrätherischen Absichten auszuführen. Auf seinen Befehl bat der schwedische General Löwen den Herzog um freien Durchzug für einige Tausend Mann, die gegen die Lithauer bei Radwilischef ziehen sollten, aber unter allerlei nichtigen Vorwänden bei Eckhof stehen blieben. Der Herzog war zwar unzufrieden über dieses Verhalten, aber der General verteidigte sich mit der Noth, nahm seinen Weg nach Szagarren, wandte sich aber plötzlich und blieb einige Tage bei Doblen stehen, das nun von den Schweden stark zu leiden hatte. Deshalb hatte Margarethe ihren Wohnort verlassen, um bei ihrem Verwandten, dem Krüger zum „rothen Eimer“ Schutz zu suchen und hoffte ihren Großsohn zu bewegen, daß er, sobald die Schweden Doblen geräumt, mit ihr den Heimweg antrete. Durch den Landmarschall v. Kummel und den Oberhauptmann von Plettenberg remonstrirte der Herzog abermals gegen dieses Verfahren der Schweden, erhielt aber die Antwort, das Heer habe keine Lebensmittel und sähe überhaupt in Lithauen seine Sicherheit bedroht, so lange ihm nicht der Rücken durch die Festung Bauske gedeckt sei, auf deren Uebergabe der Feldmarschall dringen müsse. Nach dieser Erklärung rückten die Schweden näher und lagerten sich an der Swehte, eine halbe Meile von der Stadt.

Bengt-Ström hatte durch seine Unerfrodenheit den Ueberfall nicht verhindern können, er war nur ein Opfer seiner Rechtsschaffenheit geworden; seine Getreuen hatte das gleiche Schicksal getroffen. In der Mitternachtsstunde war Douglas, die Dunkelheit benutzend, verkleidet und unerkannt, bis vor's Schloß geritten, um seine Befehle zur Erstürmung desselben zu ertheilen. Eine Reiter-schaar unter dem Obristen Ueyküll mußte über die Aa setzen, um sich

des Kruges auf dem rechten Ufer derselben, in dem eine kurische Wache stand, zu bemächtigen, was auch über alles Erwarten glücklich gelang. Jan Vapz, Wenzel und Nicole traten mit 13 Dragonern in den Krug, um gleichsam wie zum Abschiede einen Trunk zu thun; die arglosen Bauern ahnten nichts Böses und hielten die Schweden für ihre besten Freunde, als diese ihnen wacker aus ihren Feldflaschen zutranken. Ehe sie sich dessen versahen, waren sie völlig berauscht und konnten mit leichter Mühe gebunden und in den Keller gesperrt werden.

Jetzt nahen die Bote unter Anführung des Majors Nils-Bots, der Bengt-Ströms Stelle eingenommen.

Der Herzog verabschiedete eben Brandt, als die Wache am Schloßthor schon mit den Schweden in Kampf gerathen war; jede Gegenwehr der herzoglichen Söldner war nutzlos, sie mußten der feindlichen Uebermacht weichen. Wer nicht wich, wurde ohne Verzug niedergestossen und so kam es denn, daß die arglosen Schloßbewohner erst die Gefahr erkannten, als schon die Schweden in die innern Räume gedrungen waren. Der Herzog wurde auf seinem Zimmer gefangen gehalten und erhielt täglich Nachricht über seine Familie. Brandt gelangte durch vieles Bitten dahin, ungehindert im Schlosse hin und hergehen zu dürfen, was denn auch der treue Diener mit Eifer und Ausdauer that. Konrad schlich ebenfalls zu den fürstlichen Kindern, um dem Hofmeister und der alten Hofdame, die dieselben unter ihren Schutz genommen, Trost und Speise zu bringen. Blasius stand an der Eingangsthür zum Zimmer der Herzogin und schwur hoch und theuer, er wolle sich eher in Stücke hauen lassen, als daß er seinen Posten aufgebe. Douglas wagte nicht, die Diener von ihrer Herrschaft zu trennen, wohl aber gebot er, daß sich bei Todesstrafe Niemand aus dem Schlosse entferne und namentlich stellte er Brandt und des Herzogs Leibdiener unter strenge Aufsicht. Der Silberwärter hatte ein scharfes Verhör zu bestehen hinsichtlich des herzoglichen Eigenthums und Nicole, der auf Befehl des Generals das äußere Schloßportal bewachte, ließ Niemand ohne specielle Erlaubniß desselben durchschlüpfen.

Mils-Bots konnte nicht gleich nach Einnahme des Schlosses des Silberwärters habhaft werden, um die Befehle Douglas hinsichtlich der Papiere des Herzogs zu vollziehen; der treue Diener hatte sich beeilt, die wichtigen Documente in Sicherheit zu bringen, bevor noch die Gänge und die Gemächer gänzlich vom Feinde besetzt waren. Leider gelang es ihm nicht, die Papiere der Herzogin sicher zu verstecken, und in seiner Angst rannte er in den nördlichen Flügel des Schlosses, in die Wohnung des Schweizers Blasius. In dem kleinen Gemache war es fast dunkel; nur ein kleines Dellämpchen, das auf dem Fußboden stand, beleuchtete kümmerlich das Zimmer des Schweizers, der als Junggefelle allen Aufwand haßte, insofern er nicht zur Leibesnahrung diente. Blasius mußte das Gemach in aller Eile verlassen haben, denn am Boden lagen einzelne Bettstücke, und sein Stab lehnte an dem kleinen Kamin, in welchem noch einige Holzstücke im Berglimmen waren. Brandt nahm die Lampe und zündete schnell ein Bettuch an, warf es in den Kamin und seine Papiere darauf, goß noch aus der Lampe ein wenig Del hinein und eine gewaltige Flamme schlug ihm entgegen. Dann schürte er mit dem Stocke hastig das Feuer an, weil es ihm schien, als näherten sich Tritte; eben war er im Begriff die Thür zu verschließen, als sie aufflog und Blasius bleich und verstört eintrat.

Mit weit geöffneten Augen starrte er Brandt an.

„Meiner Treu, der Silberwärtler ist übergeschnappt!“ murmelte er; „denn statt Hab und Gut seines Kameraden zu bewahren, wirfst er es ins Feuer!“

Brandt wartete, bis die Flamme die Papiere völlig verzehrt hatte und wandte sich dann zu Blasius:

„Nun, alter Freund, starrt mich nicht so verwundert an! Es passiren jetzt viele Dinge, die man nicht begreifen kann, und wenn Ihr das, was ich jetzt bei Euch thue, nicht fassen könnt, so zerbrecht Euch nicht weiter den Kopf darüber und denkt, der Brandt thut Nichts, was nicht unumgänglich nothwendig ist!“

„Meiner Treu, das habe ich immer von Euch gedacht!“ brummte der Schweizer; „aber daß Ihr jetzt in der Zeit der höchsten Noth

in meinem Zimmer hantiert, ist mir noch nicht ganz begreiflich; allein, indessen, was ich noch sagen wollte — Gehet noch nicht, Meister! Ich muß mit Euch berathen, wie wir denn eigentlich gegen die verdammten Schweden auftreten sollen, denn ich habe eben einen harten Strauß mit ihnen bestanden und bin nur mit genauer Noth im Getümmel ihnen entchlüpft. Ihr wißt doch, daß ich vor der Thür unserer kranken Frau Posto gefaßt, um nach Kräften feindliche Eindringlinge abzuwehren," fuhr Blasius nach einer kleinen Pause fort, „man ließ mich auch unangefochten stehen. Gegen die Thür gelehnt, hatte ich einen ganzen Tag auf meinem Posten verbracht und bis dahin nur die alte Földersahm eingelassen, die der Herzogin Nachricht über ihre Kinder brachte, sonst war außer dem Leibarzt und einem Paar Kammerjungfern Niemand gekommen. Da gewahrte ich in einer kleinen Entfernung den Konrad, der eben im Speisesaal die Tafel für die verdammten Schweden anordnen ließ; unser Koch und sämmtliche Dienerschaft hatten alle Hände voll zu thun, Wein und Speisen für die schwedischen Offiziere herbeizuschleppen. Zu mir gelaugte nur der Bratenduft und reizte mich zur Wuth eines wilden Thieres. Meiner Treu, wenn jetzt ein Schwede mit mir Händel angefangen hätte, ich würde ihn ohne Weiteres massacrirt haben! — Doch Ihr seid ungeduldig? — Nu ja! Ich sah also, wie gesagt, von Weitem den Konrad, legte die hohle Hand an den Mund und rief ihm zu: „Konrad wenn Du nicht Mitleid mit Deinem Kameraden hast, so werde ich hier stehenden Fußes umkommen; denn erstens bin ich hungrig und durstig und dann auch noch müde zum Sterben!“ Konrad winkte einem unserer Leute, nahm ihm ein Stück Fleisch und dem folgenden Diener Brod und Wein ab, und steckte mir Alles heimlich zu, mit dem Versprechen, mich baldigst abzulösen. Dann band er mir auf die Seele, ich solle Euch zu ihm rufen, er habe Euch etwas sehr Wichtiges mitzutheilen. Das war ungefähr der Auftrag für Euch, Meister Brandt; doch hört weiter: Als ich meinen bellenden Magen zufrieden gestellt, war eine mächtige Kraft in meine Glieder gekommen. So mochte ich noch etliche Stunden verbracht haben, als sich

plötzlich eine Hand auf meine Schulter legte und Konrad vor mir stand. „Nun macht, daß Ihr fortkommt!“ sagte er; bis zum Morgen bleibe ich hier, denn die Thür der Herzogin darf nur von uns bewacht werden, damit unser Herr wenigstens oft und der Wahrheit gemäß Nachricht über seine Gemahlin erhält; und nun Gott befehlen, Blasius!“ Ehe ich mich's versah, war ich die Treppe hinunter und tastete nach meinem Zimmer, allein es war so kalt darin, daß ich mir erst die Lampe und dann im Kamin ein Feuer anzündete und schlafrunken mein Bett aufsuchte. Doch war ich noch nicht lange eingeschlafen, als ein verworrenes Geräusch mich wieder ermunterte; gleich darauf sprang mit lautem Krachen meine Zimmerthür auf und eine rohe Stimme schrie: „Hier werden wir ihn finden, den alten Fuchs.“ Der helle Schein einer Fackel fiel mir blendend in's Gesicht, ich wurde von rohen Fäusten in die Höhe gezerrt, man riß mich von meinem Lager und ein großer Bauer, der fast wie ein Aurländer ausah, aber das Lettische sehr schlecht sprach, rief einem kleinen rothhaarigen Jungen zu: „Laps, ist das der Silberwärter des Herzogs?“ „Ich glaube wohl!“ lachte der kleine Satan, der seinen dicken Kopf mit einem Tuch umbunden hatte, doch setzte er nachdenklich hinzu, indem er mir die Fackel fast in's Gesicht stieß: „Herr Nicole, ich kann auch irren, denn mir schien der Silberwärter, den ich bei dem schwedischen Rittmeister im Halbdunkel gesehen, fast kleiner und auch älter als dieser!“ „Seid Ihr der Silberwärter?“ schrie jetzt ein Anderer, den ich zuvor nicht bemerkt hatte, „so gebt die Schlüssel zum Archiv und folgt uns, damit Ihr Rede und Antwort steht, wenn unser General sich herabläßt, an Euch einige Fragen zu richten!“ — Ich versuchte es, den von Wein erhitzten Gemüthern klar zu machen, daß ich der Schweizer Blasius sei, allein es half kein Erklären und Widersetzen; man zog mich lachend durch die Corridore und über die Treppen und hielt endlich vor der Thür des gelben Saales, wo ich hineingeschoben wurde und plötzlich vor dem Feldmarschall Douglas stand. Dieser lag ausgestreckt auf dem vergoldeten Divan der Herzogin und seine bespornten Stiefel bohrten sich in den theuren Ueberzug. Ich stellte

mich vor ihm hin und als er mich auch für den Silberwächter hielt, sagte ich wohlgenuth: „Herr General, wenn ich durchaus der Brandt sein soll, so kann das nur gegen meine Ueberzeugung sein, denn seit 14 Jahren nennt mich Alles am Hofe „Blasius, den Schweizer des Herzogs“, und es müßte seltsam zugehen, wenn ich jetzt aufhören sollte, das zu sein!“ Der General schien meine Antwort nicht übel aufzunehmen und sagte lachend zu den vorwärtigen Gesellen, die mich fast nackt zu ihm geschleppt hatten: „Hört, Wenzel,“ so nannte er den, der mir am schlimmsten mitgespielt hatte, „Ihr habt, wie es mir scheint, nicht den Rechten. Auch entfinne ich mich, daß der Mensch hier Blasius heißt und die Erlaubniß hat, vor der Thür der Herzogin zu stehen, um die Aufträge der herzoglichen Familie ausrichten zu können. Weshalb habt Ihr den Mann von seinem Posten geholt?“ fragte er streng. „Meiner Treu, General,“ sagte ich schnell, „aus dem Bett haben sie mich geholt, denn ich bin von dem Tafeldecker Konrad freiwillig abgelöst worden, weil —“ „Genug!“ unterbrach mich Douglas ärgerlich; „Ihr könnt gehen! Doch zuvor zeigt diesen Männern den Aufenthaltsort des Silberwächters und hütet Euch, demselben eine Warnung zuzulüftern!“

Nun ging ich wieder mit meinen Begleitern, die mich wie ein Opferthier in ihre Mitte genommen, in Guer Zimmer, wo wir den Hauptmann Nils-Bots trafen, der Eure Schränke durchsuchte. Der Mensch, welcher Wenzel hieß, flüsterte leise mit ihm und endlich hieß man mich gehen, wohin es mir beliebte, und so eilte ich denn, so schnell ich konnte, den versäumten Schlaf einzuholen. Jetzt, Meister Brandt, laßt mir eine kleine Weile Zeit und sagt dem Konrad, daß ich, ehe der Morgen graut, wieder auf meinem Posten sein werde.“ —

Brandt hatte sich während der langen Erzählung des Schweizers auf dessen Lager niedergelassen und erhob sich nun rasch, um ihm die nöthige Ruhe zu gönnen und um vor allen Dingen Konrad aufzusuchen. Die Sorge um seine Schutzbefohlenen in der Brückengasse beunruhigte den Silberwächter ungemein und doch vergaß er

über der schlimmen Lage der herzoglichen Familie oftmals die bedrängte junge Schwedin. Die Herzogin war erkrankt und eine voreilige Nachricht über ihren Zustand konnte auf die ohnehin sehr gedrückte Gemüthsstimmung des Herzogs von schlimmem Einfluß sein; das zu verhüten war aber nicht leicht, denn eine trostlose Botschaft, von den Schweden mit wenig Schonung gemeldet, konnte dem Fürsten leicht eine Krankheit zuziehen, da er fast Nichts genoß und nur in tiefe Gedanken versunken, auf einem Stuhle am Fenster saß und mit trüben Blicken auf die verheerte Stadt schaute.

Der Kurfürst von Brandenburg hatte zwar Rußland um Hilfe angerufen, auch war Dänemark entrüstet über die Willkür der Schweden, doch konnte kein energischer Schritt gethan werden, weil eben die eigentliche Absicht des Schwedenkönigs noch nicht an's Tageslicht getreten war und der Herzog noch immer in seinem Lande blieb, ohne sich über die an ihm verübte Gewaltthat öffentlich zu beschweren, was ihm natürlich unter der strengen Bewachung der feindlichen Uebermacht nicht möglich war.

Brandt beschloß Konrad aufzusuchen, um von ihm etwas über Frau Bengt-Ström zu erfahren, denn während ihn Blasius durch seine Erzählung aufgehalten, konnte der Zustand der Leidenden Frau schlimmer geworden sein. Brandt eilte daher den Gang hinauf und fand Konrad, der, in seinen Mantel gehüllt, an der Thür lehnte. Er sah bleich und hohlwangig aus und ein Zug tiefer Traurigkeit hatte sich dem sonst so heiteren Gesicht aufgeprägt; stillschweigend reichte er Brandt die Hand und sah sich um, ob in der Nähe kein Verräther lausche. Dann erzählte er mit gedämpfter Stimme seine Begegnung mit der jungen Frau und unterließ auch nicht, seine Besorgniß über des Rittmeisters Abwesenheit und die Botschaft von dessen Tode zu berichten.

„Und nun,“ sagte er, „ist noch ein übler Umstand dabei, nämlich der, daß Douglas den Ausgang aus dem Schlosse versperret; wie sollen wir jetzt der Hilflosen beistehen, wenn sie wirklich den Mann verloren hat, was jetzt fast nicht mehr zu bezweifeln ist?“

„Da sei Gott vor!“ seufzte Brandt und starrte eine Weile rathlos vor sich hin.

„Und dennoch dürfen wir sie nicht dem Elende preisgeben,“ sagte er endlich; „daß sie auf uns warten wird, ist gewiß. Wenn es ihr nun an Speise und Trank gebricht, muß sie mit dem Kinde Hungers sterben und wer wird ihr Schutz gewähren, wenn die Noth sie hinaustreibt? Setzt, wo Freund und Feind raubt und plündert, wird sie nur zu bald in die Hände ihrer eigenen Landsleute fallen, aus denen sie kaum vor Kurzem durch die Gnade Gottes entronnen ist!“

„Nein, nein!“ rief Konrad; „das darf nimmermehr geschehen! Und sollte ich mein Leben für sie auf's Spiel setzen, so thue ich es; erstens, weil ich es ihr versprach und dann, dann — weil sie so schön und unglücklich ist!“

Brandt sah ihn verwundert an. Er wußte wohl, daß Konrad ihm zu Liebe manches Opfer bringen würde; daß er aber soviel Bereitwilligkeit und Aufopferung für seine Schutzbefohlene, die er nur ein Mal gesehen, an den Tag legte, das befremdete den Alten und er schien einen Gedanken, der in ihm aufstauete, gewaltsam zu unterdrücken.

„Armer Junge,“ murmelte er, „wenn Du es wagen wolltest! — Es ist kein leichtes Stück und ich werde meinen alten Kopf anstrengen, wie ich Dir den Ausgang möglich mache; Rath muß geschafft werden, wenn nicht mit List, so mit Gewalt, und zwar schon in der nächsten Nacht! Wenn ich nicht über meinen Herrn wachen müßte, so wäre ich Dein Begleiter, mein Sohn“ — er sagte dieses wehmüthig — „so aber muß ich auf meinem Posten bleiben, denn wer weiß, was man noch gegen den Herzog im Schilde führt. Und wenn ich ihm nicht helfen kann, so will ich wenigstens sein Geschick mit ihm theilen! Du siehst wohl, junger Freund, daß wir gleiches Schicksal haben und Jeder von uns bereit sein muß, der Gefahr mit Muth und Geistesgegenwart zu begegnen!“

„Was meint Ihr,“ fragte Konrad, der bis jetzt seinen Ge-

danken nachgehungen, „wenn ich mir die Kleidung eines Schweden verschaffte, um auf diese Weise die Wache zu täuschen?“

„Das ginge wohl an,“ meinte Brandt, „und besonders, wenn man einen Friesmantel, wie ihn die schwedischen Wachen tragen, bekommen könnte. Das ist aber mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Doch halt! wenn ich Dir den Mantel des Nils=Bots verschaffte und den Hut dazu? Nils=Bots Schlafcabinet liegt nicht weit von meinem Zimmer. Morgen Nacht um 11 Uhr, wenn sich die Offiziere alle zur Tafel begeben, komm in meine Wohnung und es müßte seltsam zugehen, wenn ich Dir bis dahin nicht die nöthigen Kleidungsstücke verschafft hätte. Vor allen Dingen aber versorge Dich mit soviel Nahrungsmitteln für unsere Schüßlinge, als Du unter dem weiten Mantel verbergen kannst; Du mußt den trotzigen Gang des Nils=Bots nachzuahmen suchen und ja nicht den Muth verlieren; Du hast dieselbe Größe wie der Schwede und wirst ungehindert durchkommen.“

Eine Weile hing ein Jeder seinen Gedanken nach; Konrad überlegte den Plan und sann nach, wie er der jungen Frau Hilfe bringen konnte. Er wußte sich noch keine Rechenenschaft über sein Interesse für die junge Schwedin zu geben, aber er hielt es für so natürlich, kein Opfer zu scheuen, um seine Schutzbefohlene wiederzusehen. Er wandte sich daher zum Silberwärter und sagte entschlossen:

„Meister Brandt, ich gehe auf Euern Plan ein! Gegen 12 Uhr erwartet mich bestimmt und sorgt nur dafür, daß kein Hinderniß meinem Vorhaben in den Weg tritt!“

„Es sei so, mein Sohn!“ flüsterte Brandt und wandte sich zum Gehen; „mit dem Morgengrauen kommt Blasius, um Dich abzulösen und dann geh' und versuche zu schlafen, damit Du gestärkt bist zum nächstlichen Abenteuer!“

Er küßte Konrad auf die Stirn und ging eilig die Stufen hinauf, die in den Corridor zu des Herzogs Arbeitskabinet führten. Hier war es still und nur auf dem Betpult brannte ein kleines Lämpchen; eine vollständige Dämmerung ließ keinen einzelnen

Gegenstand unterscheiden, doch gewahrte man in dem Zimmer zwei Personen, die durchaus nicht zusammen paßten.

Auf seinem Ruhebetto lag fast angekleidet der Herzog und starrte mit offenen Augen in die Dämmerung; Nils-Bots hatte die Nachtwache, war aber von der Abendtafel nicht ganz nüchtern hergekommen; er hatte es sich nach kurzer Begrüßung bequem gemacht und des Herzogs Arbeitsstuhl zum Ruhesitz erkoren, wo er denn bald entschlafen war. Sein tiefes, unregelmäßiges Athemholen war das einzige Geräusch, das die einförmige Stille im Zimmer unterbrach. Draußen schritt der wachhabende Soldat auf und ab und sumimte zum Zeitvertreib ein schwedisches Liedchen vor sich hin.

„Guten Abend, Freund!“ sagte Brandt, als er den Wachtposten erblickte; „ich muß noch zum Herzog, denn ich bringe ihm wichtige Nachrichten über das Befinden der Herzogin.“

„Wird wohl bis zum Morgen Zeit haben!“ brummte der Soldat; „habe Ordre, nach 10 Uhr Abends Niemand zum Herzoge zuzulassen.“

Brandt hörte darauf nicht, drückte der Wache ein Geldstück in die Hand, öffnete die Thür und trat in das Cabinet; seine Schritte verhallten auf dem weichen Teppich und Nils-Bots schlief zu fest, um das Nahen einer dritten Person zu bemerken. Leise schlich der Alte bis zum Bett des Herzogs und küßte dessen herabhängende Hand. Der Herzog strich sanft über den grauen Kopf des Silberwärters.

„Ist Er es, Brandt? ich wußte wohl, daß der neue Tag nicht anbrechen würde, ohne daß er mir Trost brächte! Nun sage Er mir, mein Getreuer, wie es mit der Gesundheit der Herzogin steht.“

Brandt kauerte zu den Füßen seines Herrn nieder und unterrichtete ihn über die jüngsten Ereignisse; der Herzog saß mit über der Brust gekreuzten Armen aufrecht im Bett und hörte dem Bericht zu, indem er die Lippen krampfhaft auf einander preßte. In

kurzer Zeit hatte er Alles erfahren und sagte nach einer langen Pause, während sein Blick in düsterem Feuer funkelte:

„Bei Gott und allen Heiligen, sollte ich jemals diesem treulosen Schwedenkönige begegnen, so will ich ihm mit dem Schwerte in der Faust in blutiger Schrift das heimzahlen, was er an mir und meinem Lande verschuldet!“

Brandt blickte erschrocken nach Nils-Bots hinüber, denn der Herzog hatte diese Worte ziemlich laut gesprochen. Doch der Schlafende regte sich nicht und der Alte erzählte weiter mit flüsternder Stimme, daß sich der kurische Adel, empört über die Gewaltthat der Schweden, im Stillen zusammenthue und sich über kurz oder lang der Kurfürst in's Mittel legen werde. Ferner sei der Feldmarschall viel zu schwach, um mit seinem Häuflein Kurland zu behaupten und so sehr er sich auch bemühe, als ein Freund und Allirter des Herzogs zu erscheinen, so glaube es ihm doch Niemand; denn der Treubruch sei zu grell und schreiend und die Thatfache des verrätherischen Ueberfalls zu klar, als daß er noch lange das Land täuschen könne. Auch habe Douglas bereits die Oberräthe, die sich seinen Befehlen widersetzt, gefänglich eingezogen. Vergebens fordere er die Geistlichkeit auf, die Leute zu ermahnen, sich von den papistischen Polen zu den evangelischen Schweden zu wenden und nur einzig der, durch Drohungen eingeschüchterte Superintendent Hoffstein mache Miene zum Nachgeben. — Solches erzählte Brandt und vertraute seinem Herrn, daß er diese Nachrichten dem Konrad verdanke, der bei der Tafel die Unterhaltung der Schweden anhöre und für den es jetzt von großem Nutzen sei, daß er das Schwedische noch nicht verlernt habe. Der Herzog hörte Brandt gespannt zu und eine stille Zuversicht kehrte allmählig in ihn zurück; er gedachte der Anhänglichkeit der Vasallen mit freudiger Rührung und strich, in Gedanken versunken, die Spitzen seines Knebelbartes.

„So wahr mir Gott helfe, Silberwärter,“ sagte er endlich tiefbewegt, „Wir werden es ihnen beweisen, daß Wir ein Fürst sind! Was wir nicht ändern können, lassen wir geschehen zu ihrer

eigenen Schmach, doch sollen sie mich nimmermehr bewegen, den Huldigungsseid zu leisten und den falschen König von Schweden als Lehnsherrn anzuerkennen! Mag kommen, was da will, jede weitere Gewaltthat soll gerächt werden! — Und nun Alter, erzähle Er mir, wie Er die Papiere der Herzogin in Sicherheit gebracht hat.“

„Fürstliche Durchlaucht,“ flüsterte Brandt, „ich trug die Papiere mehrere Tage auf meiner Brust verborgen, obwohl ich die hohe Frau darauf vorbereitet hatte, sie verbrennen zu müssen; doch hoffte ich noch immer, die Briefschaften, sobald sich der Tumult gelegt, in meinem Zimmer verstecken zu können. Allein als ich dieses erbrochen und durchsucht fand und als man sich sogar des Blasius statt meiner bemächtigt hatte, da schien mir die Verwechslung eine Mahnung zu größerer Vorsicht und ich sah mich genöthigt, die Papiere zu verbrennen, damit man der hohen Frau Nichts anhaben könne. Die Documente Erw. Durchlaucht im braunen Kästchen sind gut verwahrt und werden sogar vom Feinde selbst bewacht.“

„Es ist gut, Brandt, ich danke Ihn! Doch nun ich durch Ihn getröstet bin, möchte ich ein Stündchen ruhen, mein Körper ist eben so müde wie meine Seele und ich will mich stärken zu neuen Prüfungen, um gestählt zu sein, wenn es gilt, dem Feinde die Stirne zu bieten!“ Er reichte Brandt die Hand zum Kusse und wandte sich zur Seite.

Der Alte saß noch lange zu Häupten des Bettes; dann rückte er den Schemel näher, legte sein ergrautes Haupt auf denselben und streckte sich auf den Teppich nieder; bald schlief er, so ruhig wie sein Herr, den festen Schlaf nach langer Ermüdung.

Kapitel VII.

Im rothen Simer.

Mehr als eine Woche war seit der Verwundung des Rittmeisters in der Schenke zum rothen Simer verstrichen und sowohl die alte Margarethe als auch Lufft hatten es noch nicht gewagt, den Heimweg anzutreten, aus Furcht, von den zügellosen Schweden und den aufständischen Bauern beraubt oder gar getödtet zu werden. Ein Flüchtling hatte in der Schenke eine kurze Rast gehalten und die Gräuelthaten geschildert, welche sowohl von den Schweden als auch von den Bauern verübt worden. Margarethe hoffte noch immer auf die Heimkehr ihres Enkels, allein so sehr sie sich auch gegen den Gedanken sträubte, daß Jan ein Werkzeug der Schweden sei, so konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß das Gemüth des Knaben schon im zartesten Alter immer Heimtücke und Hinterlist durchblicken ließ, und daß die Nachbarn sehr oft über den bösen Sinn ihres Enkels geklagt hatten. Sie beschloß fest, sobald Jan sich nur wieder einstellte, ihn nicht mehr außer Acht zu lassen und ihn mit aller ihr zu Gebote stehenden Kraft und Strenge zur Arbeit anzuhalten. Das war auch der Gegenstand ihrer Uterredung mit dem Amtmann Lufft, der noch immer keine Hoffnung hegte, die beiden Schwerverwundeten herzustellen, da seine Hilfe nicht ausreichte und in dieser schwerbedrängten Zeit kein Arzt aufzutreiben war. Doch hatte er sein Möglichstes gethan, um trotz seiner ungenügenden Mittel die Schmerzen seiner Pfleglinge zu lindern. So saß er

denn mit der alten Margarethe am Bette des Todtkranken, der jetzt in wilden Fieberphantasieen dalag. Sorgfältig hatte Luftp die Wunden seines Schütlings gereinigt und verbunden und ihn mit fast väterlicher Liebe und Geduld bewacht, wenn sich Margarethe und der Wirth dem Schlafe überließen. Es war, als ob ihnen das Geschick eine Pflicht auferlegt hätte, um ihrer Angst und Sorge über die Noth des Landes und ihrer eigenen Bedrängniß eine andere Richtung zu geben. Der Kranke war ruhiger geworden und Luftp hatte Zeit, mit Margarethe über ihren Enkel zu sprechen. Der Amtmann verhiess der bittenden Frau seinen Beistand und versprach sogar, wenn Jan sich einstellen sollte, ihn als Arbeiter nach Neugut mit sich zu nehmen und ein wachjames Auge auf ihn zu haben. Die Alte dankte dem Amtmanne und sprach dann davon, daß sie doch endlich an ihre Heimkehr denken müsse.

„Wer weiß,“ sagte sie traurig, „ob man mir nicht meine letzte Zufluchtstätte zerstört hat? Gerade in Doblen haben die Feinde ja am ärgsten gehaust und ich fürchte, daß meine Hütte ein Raub der Flammen geworden ist!“

„Laßt es gut sein, Grethe!“ beruhigte sie Luftp; „wenn es so steht, so kommt Ihr so lange zu uns und geht meinen Töchtern zur Hand, bis sich für Euch ein Unterkommen findet. Vor allen Dingen aber müssen wir die Krisis abwarten und ich wünsche Nichts sehnlicher, als unsere Kranken bei Besinnung zu sehen. Der Knecht scheint mir noch schlimmer dran zu sein als der Herr, und übersteht er die Gehirnentzündung, so kann er von Glück sagen, wenn ihm das eine Auge bleibt. Das andere ist nur noch eine leere Höhle und in Folge der entsetzlichen Verwundung sieht er auch mit dem gesunden Auge fast Nichts; jedenfalls müssen es Fremde sein, denn ich verstehe kein Wort, wenn sie in ihren Fieberphantasieen irre reden.“

„Gewiß, Herr!“ sagte die Alte; „wenn wir den Kranken unsere Pflege bis zum neunten Tage, wo die Entscheidung gewöhnlich eintritt, haben angeedeihen lassen, so können wir hier nicht mehr länger weilen; Eure Töchter werden vor Angst um Euch vergehen und auch

ich will Alles wagen, um meine Heimath zu erreichen. Morgen, Herr, ist der neunte Tag; gebe Gott, daß er ein glücklicher werde!"

Der Kranke seufzte tief, erhob sich rasch und rief mit angstfüllter Stimme, entsezt um sich schauend:

„O Magda, Magda!“

Dann wollte er, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, aus dem Bette springen, doch Luft hielt ihn mit starkem Arm nieder; bald verließ den Aufgeregten die Kraft, matt und gebrochen sank er zurück auf sein Lager.

„Diese Nacht wird es sich entscheiden! — Ich glaube, das Wort „Magda“ ist ein Name und zwar ein weiblicher, vielleicht der seiner Mutter oder auch seines Weibes. Armer Fremdling, wer weiß, ob Du sie jemals wiedersehst!“ sagte Luft gerührt und strich sanft über die weiße, magere Hand des Kranken.

„Der Puls geht jetzt ein wenig ruhiger, ich glaube, der Schlaf tritt ein.“

Margarethe erhob sich und schlich zur Thür hinaus; ein kalter Regen trieb sie wieder in den Vorbau des Hauses zurück. Hier stand sie eine Weile, die Hände unter der Schürze, und horchte angestrengt; denn sie vernahm eilige Schritte und athemlos kam der Krüger dahergelaufen.

„Altmutter!“ rief er ihr entgegen, „steht nicht so ruhig, uns droht Gefahr! Ehe wir uns dessen versehen, ist sie da!“

„Ja, was meint Ihr denn?“ preßte die Alte hervor und trat hastig näher.

„Freund und Feind bringt gleiches Elend und ich sage Euch, daß unsere Bauern schonungslos gegen ihre Brüder auftreten und es mit den Lithauern und Schweden im Plündern und Rauben aufnehmen.“

Den Krug vor der Brücke fand ich unverfehrt und bemerkte dort allerlei Volk; eine Anzahl Schweden hatte sich draußen gelagert und der Wirth brachte stets das Verlangte herbei, sogar ein Faß mit Meth wurde für die Durstigen angezapft. Da hättet Ihr hören sollen, Altmutter, was für Spottlieder die Kerle auf den Her-

zog fangen, indem sie ihren Raub unter einander theilten! — Ein Trupp zerlumpter und betrunkenener Kaufbolde, die sich wahrscheinlich mit den Lithauern gebalgt haben, wird wohl bald unsere Straße passiren; denn sie zeigten nach dieser Richtung und ich vernahm das Wort „Riga“ zu verschiedenen Malen. Gott möge uns schützen, wenn ich ihnen Nichts für ihren unerfättlichen Magen aufstischen kann!“

Rathlos schaute Margarethe vor sich hin.

„Was sollen wir beginnen, wenn sie uns hier überfallen?“ fragte sie angstvoll.

„Nichts,“ entgegnete düster der Wirth, „als sich von ihnen niedermeßeln lassen! Wohin wir uns auch wenden, wir fallen doch in ihre Hände; finden sie bei uns Nichts als die Kranken, die sie vielleicht noch als Schweden erkennen, dann, Altmutter, haben wir mit dem Leben abzuschließen!“

„Was giebt es, Ihr Leute?“ fragte Lufft, der langsam heraustrat und die entsetzten Mienen der Beiden sah.

Der Wirth begann jetzt seine Befürchtungen zu schildern und Margarethe schlich weinend in eine Ecke; Lufft schaute ernst vor sich hin, dann sagte er ruhig:

„Sollen wir ein Opfer der Mordgesellen werden, so theilen wir das Schicksal vieler unserer Landsleute, die in diesen Tagen einen grausamen Tod erlitten! Indeß, versuchen wir, uns nach Kräften zu schützen und wenn ich es vermag, mit Worten zu kämpfen, so laßt mich hier allein und geht zu den Kranken!“

Da wies der Wirth auf die Landstraße, auf welcher sich eine dunkle Menschenmenge daherwälzte und rief:

„Seht Ihr wohl, Herr, daß sie nicht lange auf sich warten lassen!“

Ein dumpfes Geräusch, wie Pferdegetrappel und Stimmengewirr, von Schüssen begleitet, kam immer näher; jetzt unterschied man deutlich das Geschrei und Pfeifen der wilden Rotte.

„Laßt mich hier allein! Ich werde versuchen, auf die Gesellen mit Güte einzuwirken! Verhaktet Euch ruhig drinnen und kommt

nur herzu, wenn Alles verloren ist und Ihr mich gegen eine Gewaltthat zu schützen denkt!" rief Lufft.

Wie ein Rudel heulender Wölfe wälzte sich jetzt ein Haufen abenteuerlicher Gestalten heran. Ein Auswurf von Kurländern, Lithauern und Schweden, denen der Krieg eine willkommene Gelegenheit zum Rauben bot, hatte sich hier zusammengethan; Weiber und Knaben, mit Heugabeln und Sensen bewaffnet, bildeten einen Theil des Zuges. Die Anführer waren in trunkenem Zustande und wahnsinnige, blutdürstige Lustigkeit schien die ganze Schaar zu befeelen. Mit heiserer Stimme, hin und her schwankend, sang ein breitschulteriger Kerl einige Strophen eines lettischen Liedes, Geschrei und der Knall einer verrosteten Flinte waren der Refrain desselben. So machten sie vor dem rothen Eimer Halt und ein Knabe, dessen Gesicht fast zur Hälfte von der Mütze bedeckt war, deutete auf den Eingang.

„Hier, Gevatter,“ grinste er, „ist der Krug Peters, des Eimerwirths, und mir, seinem fleißigen Knechte, wird er wohl Aufnahme gönnen, zumal ich ihm so viele gute Freunde mitbringe!“

Rohes Gelächter zollte ihm Beifall und alsbald schritt Laps, denn dieser war es, die Mütze in die Luft werfend, auf den Eingang los; sein rothes Haar flatterte im Winde, und die große Narbe, die quer über die Wange bis zum Kinn hinablief, verlieh seinem Gesichte einen graufigen Ausdruck. Lufft stand mit verchränkten Armen ruhig da; als Laps den Amtmann erkannte, ließ er den Arm sinken und blickte scheu rückwärts, als wüßte er sich im Hintergrunde zu verbergen.

Lufft schritt langsam dem Zuge entgegen und schaute grüßend und unerforschend die Männer an.

„Was giebt's, Ihr Leute?“ fragte er. „Was bringt Ihr für Nachrichten aus der Stadt? — Wie ich sehe, Simon,“ wandte er sich an einen Mann im Vordergrunde, „kämpfe Ihr auch für's Vaterland! Wie geht's Eurem kranken Weibe?“ Und er schüttelte die Faust des Mannes. Dann wandte er sich zu einer Fran, deren Haar aufgelöst über ihre Schultern hing und die in der Hand

einen Knittel trug: „Ei, ei, Lise, Du bist schon wieder genesen und Dein lahmes Bein hindert Dich nicht, einen so weiten Weg zu machen? Ueberlaufe Dir nur nicht den Fuß; Du würdest dann vergebens auf mich warten, denn ich bin schon lange hier, um die alte Margarethe zu pflegen, die aus diesem Hause nicht weiter kann vor Schreck und Kummer um ihr ungerathenes Großjöhnchen“ — und er sah Laps bedeutungsvoll an.

„Wir wollen hier rasten!“ schrie ein Schwede; „gebt uns Bier und Meth!“

„Ja, ja, wir wollen trinken!“ johlten die Uebrigen.

Lufft erhob seine Stimme und überschaute mit funkelnden Blicken die Versammlung.

„Brüder und Freunde, wollt Ihr in ein leeres Haus einkehren, das nur Kranke unter seinem Dach beherbergt? Wollt Ihr Brod und Meth, wo wir selbst am Hungertuche nagen, wollt Ihr mich ausplündern, der ich Euch geheilt und getröstet habe? Wollt Ihr unser Blut und Leben, wohlan so nehmt es hin, wie Ihr vielleicht schon das Leben so mancher Unschuldigen auf dem Gewissen habt! Und Du, Michel,“ wandte er sich an einen kleinen Menschen, der heimtückisch zu ihm aufschaute und ihm trotzig seine Flinte entgegen hielt, „Du, Michel, scheinst den Lufft nicht mehr zu kennen, der Dich und Dein Weib lezthin vor der Peitsche des Gutsherrn geschützt hat?“

„Ich kenne Euch wohl, entgegnete Michel beschämt und ließ die Flinte sinken; „wir thun Euch Nichts! Laßt uns nur das Haus durchsuchen und die Scheune des Eimerwirths aufräumen!“

„Fangt mit der Scheune zuerst an!“ sagte Lufft, „und wenn ihr sie nicht ebenso leer wie das Haus selbst findet, so heilt der Lufft keines Eurer Gebrechen mehr!“

Ein Murreln lief durch die Reihen und ein großer Bauer ließ sich vernehmen, indem er die Mütze abzog:

„Herr Amtmann, nehmt's nicht für ungut! Der Laps meinte, es gebe hier noch genug zu holen!“

„Nein, nein!“ schrie Laps und trat vor; „ich weiß, das die

Schweden vorher hier waren und glaubte, der Krüger habe noch etwas von der Bewirthung übrig!“

Da flog die Thür auf und Margarethe stürzte mit vor Zorn geröthetem Angesicht heraus; sie schien die Gefahr vergessen zu haben, die ihr und den Andern drohte, denn mit geballten Fäusten warf sie sich auf Laps, schlug ihn in's Gesicht und ihre Hände griffen wüthend in sein mähenartiges Haar.

„Du Teufelskind!“ keuchte sie; „mich arme Frau läßt Du im Stiche, um schlechten, liederlichen Streichen nachzugehen, mich, die ich Dich erzogen und gepflegt habe! Du undankbare Bestie, Du!“ und jedes Wort, begleitete sie mit einem tüchtigen Rippenstoß.

Die Menge schaute erstaunt diesem Auftritt zu und hin und wieder rief Einer:

„Gebt's ihm heim, er hat's verdient! Er hat auch uns betrogen!“

Keine Hand rührte sich, dem Laps zu Hilfe zu kommen und als Margarethe, von Zorn erschöpft, in Thränen ausbrach und Laps gekrümmt zu ihren Füßen lag, traten die Weiber hinzu, um sie zu trösten.

Michel, welcher der Anführer zu sein schien, schrie ungeduldig, daß es Zeit sei, weiter zu marschiren, den Laps aber müsse er als Wegweiser nach Livland mitnehmen, da er das Schwedische und Deutsche kenne. Nachdem Sener ihm die nöthigen Dienste geleistet, wolle er ihn ungehindert heimschicken.

Jetzt war die Reihe an Laps, demüthig zu werden, und heulend versprach er der Großmutter Besserung, wenn sie ihm nur dazu-bleiben gestatte.

Aber Simon, der breitschulterige Heerführer, packte ihn und zerzte ihn vom Boden auf.

„Nicht so, mein Söhnchen!“ lachte er; „so haben wir nicht gewettet! Du hast Dich nicht umsonst unter uns geschlichen und mit uns geschwelgt! Du mußt Deinem Dienst vorstehen und nun

vorwärts, wenn ich Dich nicht besser tractiren soll, als es Deine alte Großmutter gethan!"

Margarethe wollte sich auf's Bitten legen, da ihr Zorn verraucht war und ihr gutes Herz wieder für Laps sprach, allein ein Wink des Amtmanns belehrte sie eines Besseren.

„Nehmt ihn nur mit, damit er Gehorsam lerne! Den Weg nach Hause wird er schon finden, und um so früher, je schlechter es ihm geht! rief sie und ging, ohne sich umzusehen, in's Haus. Simon hatte Laps durch einige Schläge wieder auf die Beine gebracht und lachend und schreiend ging der Zug weiter.

Lufft schaute eine Weile den Abziehenden nach, dann sagte er:

„Das Dazwischenkommen der alten Margarethe war doch sehr gut, so sehr ich mich auch entsetzte, als sie plötzlich herabstürzte! Nun ist es gelungen, diese drohende Gefahr abzuwenden, doch wer weiß, für wie lange!“

Bekümmert schritt Lufft in den Stall, um seinen Gaul zu füttern, als ihm von der anderen Seite des Hauses sein Knecht entgegen kam.

„Herr,“ sagte er, „ich suchte Euch im Hause, als ich zurückgekehrt war und verhielt mich ruhig, als ich durch die Dachluke sah, wie Ihr mit dem Feinde verhandeltet.“

„Bist Du in die Stadt hineingekommen?“ fragte Lufft.

„Ja, Herr,“ entgegnete der Knecht, aber mit der größten Gefahr! Doch hatte ich Glück; ich stieß auf Bekannte und erfuhr von ihnen, daß unser Herzog vollständig in Feindesgewalt ist. Bis vor die Thore des Schlosses war ich gelangt und sah, daß die ganze Besatzung aus Schweden besteht; man kümmerte sich wenig um mich, denn es lungerten schaarenweis Bauern umher, die den Schweden den Antherthaneneid leisten sollten. — Ach Herr, so trostlos wie die Stadt jetzt aussieht, mögen wohl einst Sodom und Gomorrha ausgesehen haben!“

„Der Herzog gefangen in seinem eigenen Lande!“ murmelte Lufft; „das soll mich aber nicht abhalten, ihm meine Dienste anzubieten! Ich gehe morgen hin, um mir vom schwedischen Hauptmann

die Erlaubniß zu erbitten, mich meinem Herrn zur Verfügung stellen zu dürfen. Die Alte bleibt unterdeß noch bei den Kranken, bis sie ungehindert nach Hause ziehen kann; Du aber begleitest mich, denn ich bedarf Deiner, um der Margareth von mir Nachricht zu senden.“

„Jetzt geh und suche etwas zu Essen aufzutreiben, noch giebt's ein Paar Hühner im Hause; schlachte sie mit Margarethens Hilfe und forge für eine Suppe, die auch für die Kranken von Nutzen sein wird!“

Mit diesen Worten schritt Luftp langsam in's Haus. —

Die Gefahr war vorüber und wieder Frieden eingelehrt. Ueber die verwüsteten Felder strich der Regen. Schwalben und Störche waren längst davongezogen. Kein Vöglein regte sich in den Zweigen der entlaubten Bäume und nur einzelne Dohlen, die Vorboten des Winters, verließen ihren Sommeraufenthalt, den Wald, und umkreisten krächzend den Giebel der einsamen Hütte.

Kapitel VIII.

Im Schloß zu Mitau.

„Wißt Ihr auch, Nicole,“ sagte der wachhabende Soldat zu dem ihn ablösenden Unteroffizier, „daß ich gerade keinen Grund habe, mit Eurer Pünktlichkeit zufrieden zu sein! Ihr hättet mich schon vor einer Stunde ablösen sollen; man sieht, wie wenig der General und der Obrist Armsfeldt auf Disciplin halten!“

„Ach was,“ brummte Nicole, „unsereins hat es viel schwerer als Du; denn wenn man Dich auch ein Stündchen länger auf Wache stehen läßt, so macht das wenig aus, da Du dafür Deine Ration doppelt bekommst. Ich aber habe gerade jetzt die Nachtwache und muß nun meine 3 Stunden bis Mitternacht aushalten; wie ich höre verstärkt man die Posten und schickt nur die zuverlässigsten Leute auf Wache.“

„Wünsche Euch viel Glück zu dieser Auszeichnung!“ lachte der Soldat und schickte sich eben an, mit drei Anderen den Heimweg anzutreten, als ein Signal der äußeren Thorwache Nicoles Aufmerksamkeit auf sich zog.

„Wer zum Teufel kann noch in so später Stunde Einlaß begehren?“ brummte er unwillig, als der Offizier des äußeren Postens mit einem Mann am Eingange erschien.

„Amtmann Lust muß passiren!“ sagte der Offizier.

„Habe Ordre, nach 9 Uhr Niemanden in's Schloß zu lassen!“ entgegnete Nicole, das Gewehr schulternd.

„Der Mann hier hat ein Schreiben bei sich, das ihn zum Herzog bescheidet; auch wartete er schon den ganzen Nachmittag vor dem Thor, um ein Geleit in's Schloß zu erbitten. Ich habe mich endlich seiner angenommen, da er vorgiebt, Wichtiges mit dem Herzog besprechen zu müssen.“

„Nun, mir soll es recht sein, Herr Lieutenant,“ sagte Nicole; „denn das Hereinlassen ist noch lange nicht so scharf verboten, wie das Hinauslassen aus dem Schlosse!“

Lufft grüßte dankend und schritt neben dem Lieutenant die Stufen hinan zum Corridor des Generals, in dessen Nähe auch die Gemächer des Herzogs lagen. Nach einer kurzen Unterredung mit dem General, der in dem Amtmann eine ganz harmlose Persönlichkeit sah, wurde Lufft entlassen, mit dem Bescheid, die Besprechung mit dem Herzog im Beisein des Obristen Nils-Bots zu führen. Douglas sah den Amtmann noch ein Mal prüfend an und entdeckte in der gebeugten Gestalt und dem blassen Antlitz mit dem traurigen, kummervollen Ausdruck nichts Gefährliches; die Augen dieses Mannes blickten so treu und herzugewinnend und die einfache, ungezwungene Antwort auf jede Frage gefiel dem General; mit einem freundlichen Gruß entließ er Lufft. Nicht ohne Zagen schritt der Amtmann durch die feindlichen Reihen und war trotz des langen Wartens froh, endlich am Ziele zu sein.

Der Herzog saß an seinem Schreibtische und ordnete Papiere, die schon längst vom General untersucht und geprüft waren. Zerstreut legte er einzelne Hefte vor sich hin und starrte dann, in Gedanken versunken, auf dieselben, ohne ihren Inhalt zu lesen. Abgeschnitten von der Außenwelt, getrennt von seiner Familie, saß Herzog Jacob da, ein Gefangener in seinen vier Wänden, ein Ohnmächtiger in seinem eigenen Lande.

Der König von Schweden, welcher besorgte, daß man seine Pläne durchschauen könnte, hatte den Befehl erlassen, den Herzog einzuschiffen und ihn nebst Familie gefänglich nach Zwangorod zu bringen. Dieser Befehl war bereits in den Händen des Generals, und nur der schlechte Gesundheitszustand der Herzogin war die

Veranlassung, daß man nicht sofort zur Ausführung desselben schritt. Brandt bereute es, seinem Herrn diese Hiobsbotschaft überbracht zu haben, denn der Herzog war in hellen Zorn gerathen und hatte in Gegenwart des wachhabenden Hauptmanns geschworen, seinen meineidigen Vetter eigenhändig den Degen durch den Leib zu rennen, wenn er wieder frei werden sollte; nur die schadenfrohen Blicke des Hauptmanns Nils-Bots brachten ihn endlich zur Besinnung und gaben ihm die Ruhe wieder, die ihn denn auch bis zum letzten Augenblicke seiner Gefangenschaft im Schlosse nicht mehr verließ.

Jetzt griff der Herzog nach einem Papier und hielt es lange Zeit vor sich hin, nachdem er die Unterschrift gelesen. Es war das von Douglas erlassene Decret, worin er befahl, daß sich Edelleute und Geistlichkeit zu den evangelischen Schweden zu halten hätten. Die Oberräthe wurden aufgefordert, den Unterthaneneid zu leisten und den König von Schweden als ihren Lehnherrn anzuerkennen. Dieser Aufruf war an die ganze Ritterschaft ergangen, mit dem Zusatz, sie möge sich bei Verlust von Hab' und Gut, Leib und Leben, in Mitau zu einem Landtage einfinden. Der General hatte auch nicht verfehlt, über seinen Namen den des Herzogs hinzuzuschreiben.

Dieses Papier ballte jetzt Jacob Kettler krampfhaft in der Faust zusammen und wandte sich dann an Nils-Bots, der im Begriff war, zur Nachttafel zu gehen.

„Sagt mir doch, Hauptmann,“ begann er, mühsam seinen Zorn unterdrückend, „dies hier mag wohl gute Früchte getragen haben!“ Und er warf jenem das Papier vor die Füße.

„Nicht zu große!“ lächelte Nils-Bots; „doch weiß ich, daß nur die Widerspenstigkeit der Unterthanen es bewirkt hat, das jetzt Ew. Liebden bei so schlechter Jahreszeit die Reise nach Zwangorod unternehmen müssen; denn nicht einer von den Geladenen erschien zum besagten Landtage und nur der Superintendent Hoffstein machte die vernünftige Bemerkung, daß Kurland nunmehr durch die Schweden eine wahrhaft christliche Obrigkeit erhalten habe!“

„Der arme Schwächling!“ lächelte der Herzog! „Meine Getreuen aber, die jetzt mit mir dulden, werden wieder eines Tages die Ehre ihres Herzogs theilen! — Ja, Mann, es ist doch etwas Großes, wenn ein Regent in der Bedrängniß die ganze Treue seiner Unterthanen kennen lernt!“

„Was giebt es, Silberwärter?“ unterbrach er sich, als Brandt auf der Schwelle erschien und hinter ihm Luftt eintrat; „wen bringt Er mir zu so später Stunde?“

Brandt schritt auf den Herzog zu und bat leise um die Erlaubniß, ihm den Amtmann Luftt vorführen zu dürfen; dann wandte er sich an Nils-Bots:

„Euch, Hauptmann, habe ich den Befehl des Marschalls zu melden, daß der Mann, der mir folgt, nur in Eurem Beisein mit dem Herzog verkehren darf!“

„Es ist gut, Brandt,“ sagte Jacob, „und es freut mich, daß auch der Geringste meiner Unterthanen die Befehle seines Herrn nicht vergißt, selbst wenn derselbe nicht mehr im Besitz der Macht ist.“

Ein Wink des Herzogs und Luftt küßte die Hand seines Herrn.

Nils-Bots trat in eine Fensternische und warf sich dort ungenirt in einen Sessel, um sich ungestört der Ruhe zu überlassen; denn die anspruchslose Erscheinung des Amtmanns erweckte in ihm keinerlei Mißtrauen.

„Ich müßte Euch wohl kennen!“ sprach der Herzog zu Luftt, indem er ihn mit scharfen Blicken maß, „Ihr wußtet also nicht, daß Euer Herr der Feindesgewalt erlegen?“

„Diese Nachricht war mir eine schreckensvolle,“ entgegnete der Amtmann, „doch hielt sie mich nicht ab, die Befehle Ew. Hoheit einzuholen, da der Feind wohl meinen Herzog gefangen halten, mich aber nicht hindern kann, meiner Pflicht nachzukommen!“

„Nun denn, Amtmann,“ sagte Herzog Jacob und seine Züge verklärten sich bei dem Gedanken, in diesem einfachen Manne den Repräsentanten der Volkstreue zu sehen, „es ist Uns lieb, Euch kennen zu lernen, denn Eure Umsicht, Geschicklichkeit und Thätigkeit sind uns vielfach gerühmt worden; doch sagt man auch, Ihr seiet

trozig und eigenwillig, wenn es gilt, Eure Ideen zu vertreten, und habt da manchen Anstoß und manches Aergerniß meinem Adel gegeben!“

„Hoheit,“ entgegnete Lufft, „ich bin ein freier Mann und kämpfe für die Wahrheit und das Recht! Seit ich erkannt, wie das Oberhaupt des Landes, dem ich den Eid geschworen, ein Schutz für seine Unterthanen ist, ein gerechter Fürst für sein Land, eine schaffende Kraft für Handel und Gewerbe, habe auch ich in meiner Niedrigkeit gelobt, mitzuhelfen im Geist und in der Wahrheit. Denn in den Hütten unsrer armen Brüder sieht es trostlos aus und der Edelmann ist noch nicht dahin gekommen, in einem armen Arbeiter die verwahrloste Menschenseele zu erkennen. Diese Arbeit ist zu mühevoll, Hoheit, und paßt nur für einen Mann des Volkes, wie Lufft einer ist.“

Der Amtmann hielt jetzt sein Haupt nicht mehr gebeugt; hoch aufgerichtet stand er vor dem Herzog da, sein Auge glänzte und über die gefurchten Züge flog ein Strahl der Begeisterung.

Der Herzog schaute betroffen auf:

„Ihr seid der Amtmann auf Neugut? — Wenn ich nicht irre, haben Wir Euch zur Zeit der Jagd im Hof zum Berge gesehen!“

„Ja, Hoheit, der Kanzler Földersahm hatte die Gnade, mich aus Lübeck hierherzubringen. Ich bin ein Deutscher, mein Weib ist todt, zwei Töchter und ein Sohn, der in Deutschland die hohe Schule besucht, machen meine Familie aus; ich lebe hier in besseren Verhältnissen, als daheim und bin bei meiner Kenntniß der Landwirthschaft meinem Herrn ein nützlicher Helfer!“

So sprach Lufft mit klarer, fester Stimme; es war ihm gelungen, seine innere Aufregung zu unterdrücken.

„Es thut Uns um Euretwillen leid, daß Wir jetzt so wenig für Euch thun können,“ ließ sich Herzog Jacob vernehmen; „denn auch Wir hatten die Absicht Eure Kenntnisse zu benutzen und mit Eurer Hilfe die fruchtbaren Landstrecken noch ergiebiger zu machen; jetzt hat es der Feind übernommen, den Boden aufzuzuwühlen —“

und mit dem Blute meiner Landesfinder zu düngen! Er seufzte tief auf und seine Blicke senkten sich finster zu Boden.

Lufft ließ sich, von seinen Gefühlen überwältigt, vor dem Herzog auf die Knie nieder.

„Wenn Ew. Hoheit mir gestatten, so will ich mich gern zu der kleinen Schaar der Dienerschaft begeben, um meinem Landesherren auch in den Tagen der Noth meine kleinen Dienste zu erweisen; vielleicht kann der Lufft auf Ew. Hoheit Reise nach Zwangorod das Gefolge ergänzen!“ bat der Amtmann leise und neigte sein Haupt demüthig vor dem Herzog.

Soviel Anhänglichkeit und Hingebung hatte Jacob nicht erwartet und indem er Lufft die Hand auf's Haupt legte, sagte er mit bewegter Stimme:

„Nicht so, mein Getreuer! Es ist besser, daß Ihr Euch des verlassenen Volkes annehmt! — Sagt meinen armen, bedrängten Landeskindern, daß Wir wiederkehren, daß Wir dann mit Sorgfalt Alles beseitigen werden, was Noth und Elend angerichtet! Bringt meinem Volke den Dank und den Abschiedsgruß seines Herzogs, der eingedenk sein wird der Treue und Ausdauer eines Jeden unter ihnen! Ihr aber, Lufft, fahrt fort, ein Mann zu sein, der für das Recht und die Wahrheit einsteht; sorgt aber, mein Freund, daß Ihr nicht Ungemach erntet, wo Ihr Frieden zu säen gedachtet, und beugt Euch der Nothwendigkeit, wie es jetzt Euer Landesherr thut! — Und lebt wohl, Ihr sollt der Erste unter den Meinen sein, dessen ich nach meiner Wiederkehr in Gnaden gedenken will, dies geloben Wir Euch, Euer Herzog Jacobus!“

„Den Gott erhalten möge!“ flüsterte Lufft und erhob sich, um den Heimweg anzutreten.

In der Thür erschien Brandt mit einem silbernen Präsentirteller, auf dem sich das Nachtmahl befand; während er sich anschickte, dem Herzog zu serviren, stand Lufft noch immer an der Thür und harrete auf den Wachhabenden, unter dessen Geleit er das Schloß verlassen sollte.

„Ich glaube, es wäre besser gewesen, der General hätte sich

diesen Schutzheiligen etwas genauer angesehen!“ sagte Nils=Bots und erhob sich; „denn dergleichen Gefinnungen für einen Bauer, will mich bedünken, taugen nicht viel in unsicheren Zeiten. Ich selbst will diesen Friedensengel begleiten und nun vorwärts, Freund!“ Mit einer Handbewegung befahl er dem Amtmann, ihm zu folgen. In der Thür erschien Armfeldt und nahm Nils=Bots Platz ein.

Brandt hatte Mühe, die Fragen des Herzogs pünktlich zu beantworten, der nach längerer Zeit mit großem Appetit von den Früchten aß und auch dem Wein mehr zusprach, als in den letzten Tagen; denn Heiterkeit und Zuversicht schienen die Seele des Fürsten zu erfüllen, und als ihm nun Brandt von der Herzogin gute Nachrichten brachte, auch das Wohlsein der fürstlichen Kinder berichtete, sagte der Herzog:

„Morgen, Brandt, melde Er Uns der Herzogin! Wir hoffen, ohne Hinderniß Unsere Gemahlin besuchen zu dürfen und nun, Alter, dispensire ich Ihn, geh' Er zu Ruh'! Er ist müde, wie es scheint, und krank und Er kommt mir in der That heute bleicher als sonst vor! Ich glaube, mein Freund, die Kräfte reichen nicht mehr aus, in seinen alten Tagen zweien Herren zu dienen! Geh' Er, geh' Er, Brandt, sonst muß ich am Ende noch meine Reise ohne Ihn unternehmen!“

„Da sei Gott vor, Hoheit!“ rief Brandt und schritt, nachdem er des Herzogs Bett zurechtgelegt und die Kanne mit Wein daneben gestellt hatte, eilig der Thür zu.

„Hat denn heute der Konrad den Dienst bei mir vergessen, daß Er sein Amt verrichtet?“ fragte plötzlich der Herzog.

„Nein, Hoheit,“ entgegnete Brandt, „ihm ist heute der Dienst an der schwedischen Tafel angewiesen, und ich zog es vor, selbst meinen Herrn zu bedienen, ehe es ein Fremder thut!“ Und mit einem tiefen Bückling verließ Brandt das Gemach.

Draußen angekommen, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, schritt rasch weiter und stand noch eine Weile, tiefaufathmend, vor der Thür des Hauptmanns Nils=Bots, dessen Gemach an das

Zimmer des Silberwärters grenzte; hier hielt der Hauptmann sich auf, wenn er von der Wache beim Herzog abgelöst war. Das Gemach war nicht erleuchtet, denn heute Nacht hatte Nils-Bots abermals bei dem Herzog zu wachen und Armsfeldt vertrat nur so lange seine Stelle, als er mit Lust bei Douglas war. Brandt öffnete die Thüre und kam nach einer Weile, mit einem Hut und einem Mantel auf dem Arm, wieder zum Vorschein. Eilig schritt er bis zum äußersten Ende des Ganges; hier erschien Konrad und nahm hastig die beiden Gegenstände an sich.

„Weißt Du, Konrad, daß ich mich kaum mehr auf den Beinen halten kann, so bange ist mir um's Herz!“ flüsterte Brandt, „und fast gereut es mich, Dich zu einem so gefährlichen Unternehmen bewogen zu haben!“

„Sprecht leiser, die Wache darf uns nicht bemerken!“ entgegnete Konrad, „macht Euch keine unnützen Sorgen, Meister Brandt, ich habe Muth und keine Macht der Welt soll mich hindern, mein Vorhaben auszuführen! Es ist Alles besorgt, die Taschen meines Rockes bergen die nöthigen Erquickungen und so Gott will, treffe ich Alles gesund und wohlbehalten an!“

„Das gebe Gott!“ sagte Brandt; „gestern soll ein Heer Lithauer in die Stadt eingebrochen sein und den Schweden ein blutiges Treffen geliefert haben. So hörte ich die Soldaten reden. Ferner hatten sich unsre Kurländer in die Kirche geflüchtet, und am Fuße des Altars hätten bald Freund und Feind in ihrem Blute gelegen. Die Altardecken nebst dem Bilde des Gekreuzigten haben die Kirchenschänder als Trophäen mit sich geführt.“ Brandt hatte dies in kurzen Absätzen und mit fliegendem Athem gesprochen, während Konrad entsezt auffuhr.

„Gott erbarme sich, so komme ich am Ende zu spät!“ keuchte er; „darum haltet mich nicht auf, geht zur Ruhe, Meister Brandt, mich aber laßt ohne Zögern meinen Weg antreten!“

Mit diesen Worten war Konrad den Blicken des Silberwärters entschwunden.

„Wie soll ich Ruhe finden, bevor er zurück ist und mir

Gewißheit wird über die Lage der armen, unglücklichen Frau? Ach, wenn es doch schon Morgen wäre!" stöhnte Brandt; „diese Nacht kann noch viel Unheil bringen!“ Und wankenden Schrittes ging er an der Wache vorbei, um noch Blasius aufzusuchen, und auch zugleich den Ausgang des Schlosses im Auge zu behalten; der Schlaf war von ihm gewichen und hatte einer fieberhaften Unruhe Platz gemacht. —

„Laßt den Mann passiren!“ sagte der wachhabende Offizier, der in Begleitung Mils-Bots Luft bis an das innere Thor geleitet hatte. Der Hauptmann winkte stumm auf den bescheidenen Gruß des Amtmanns und schritt den Gang zu den Gemächern des Herzogs hinauf. Der Offizier geleitete Luft bis zum äußeren Thor, vor welchem Nicole die Wache hatte.

Luft hüllte sich fester in seinen Mantel und schritt unbekümmert in die Nacht hinaus; alsbald tauchte in der Dunkelheit sein Knecht auf und Beide eilten in eine verödete Winkelgasse, um die Herberge eines befreundeten Wirthes aufzusuchen.

Die Wache an dem inneren Schloßthor lehnte schläfrig an der Wand und die kleine Lampe, welche an der Decke hin und her schwankte, warf ein unsicheres Licht auf den Mann und seine Umgebung. Draußen rüttelte der Wind an den Fenstern des Schlosses und fing sich in den Gängen und zerstörten Zimmern des westlichen Flügels, so daß es wie Klageklänge durch die verödeten Räume hallte. Da tönten Tritte den Gang herauf und eine Gestalt, in einen weiten Mantel gehüllt, das Haupt mit einem breitkrämpigen Hute bedeckt, kam festen Schrittes auf die Wache zu.

„Parole!“ rief mürrisch der Soldat, sich den Schlaf abschüttelnd.

„Kurland und Schweden!“ tönte es zurück und der Unbekannte beeilte sich die Thür zu erreichen; jetzt passirte er den äußeren Thorgang und wollte nun durchschlüpfen, indem er laut der zweiten Wache die Parole zurief.

„Was zum Teufel, der Hauptmann ist's wieder!“ rief Nicole,

welcher denselben erst vor Kurzem mit dem Amtmann hatte kommen sehen; „wo will denn der in so später Stunde hin? Das scheint mir doch heute Nacht zu seltsam!“

„Halt, Herr Hauptmann!“ Ich muß mich überzeugen, ob Ihr's auch wirklich seid! So schnell könnt Ihr doch nicht wieder in Mantel und Hut erscheinen, um bei so stürmischer Nacht einen Spaziergang zu machen!“ rief er laut, sah aber mit Verwunderung, daß der Mann weiter eilte und fast laufend das Thor zu gewinnen suchte.

„Steht, oder ich schieße!“ schrie Nicole; doch keine Antwort erfolgte.

Da krachte ein Schuß und lautlos brach die Gestalt zusammen. Als bald erscholl ein Signal, das die ganze Besatzung alarmirte; die äußersten Posten traten zusammen und eine Abtheilung der inneren Schloßwache erschien, Armfeldt an der Spitze, im Schloßhofe.

Diener mit Fackeln eilten auf des Obrists Befehl zu dem Gefallenen, als sich Brandt, mit bloßem Haupte und leichenblassem Antlitz, Bahn brach.

„Sie haben Dich gemordet, mein Sohn, mein liebes Kind!“ jammerte er verzweiflungsvoll und kniete neben Konrad nieder, der von Blut überströmt am Boden lag.

„Ich wußte es wohl, daß Ihr mein Vater seid!“ seufzte der Sterbende; „habt Dank für Eure Liebe! Es ist zu spät! Die Kugel traf — sicher —“ Und Konrad lehnte sein müdes Haupt an die Brust des Alten.

Man hüllte den Unglücklichen in den Mantel des Hauptmanns, und langsam schritt der Züg an Nicole vorbei.

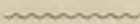
„Ah, pah!“ sagte Dieser; „der Narr wußte doch, daß ich ohne Genehmigung Niemand durchlassen darf. Jetzt muß ihn der Teufel plagen, daß er zur Nachtzeit einen Spaziergang unternehmen will, da ist's denn nicht meine Schuld, wenn ich im Dienstfeier ein wenig zu scharf gezielt habe!“ —

„Der Silberwärrer nahm's mir übel, daß ich seinem Söhnchen so arg mitgespielt. — Nun, wenn ein jeder Junggeselle Vater ist,

so muß er auch Acht geben, daß seine Buben in Kriegszeiten nicht nächtliche Ausflüge unternehmen!“

Mit solchen Reden suchte Nicole sein Gewissen zu beschwichtigen.

Wieder klagte der Wind in den Gängen, draußen fiel ein leichter Schnee und zog seine weiße Decke über die traurigen Ueberreste der geplünderten Stadt. Hier und dort wankten einzelne Gestalten krank und elend daher, und in das Heulen des Windes mischten sich die gebrochenen Seufzer und Wehklagen der Hungernden und Obdachlosen. —



Kapitel IX.

Der Todesengel.

Um dieselbe Zeit, als Lust mit der feindlichen Rote verhandelte, war eine Schaar Nachzügler in die Stadt eingebrochen und zwischen Schweden, Kurländern und Lithauern entspann sich auf's Neue ein Kampf. Vergebens bemühten sich die schwedischen Dragoner, die Lithauer gewaltsam einzuschüchtern; diese machten in wilder Wuth jeden Widerstand zu Schanden; es war ihnen jetzt einerlei, ob Schweden, ob Kurländer in ihre Hände fielen. Die Rügellofigkeit kannte keine Grenzen, Gewaltthaten der abscheulichsten Art wurden verrübt; die Häuser, die noch nicht vollständig zerstört waren, wurden von Neuem überfallen, die Einwohner, die sich in ihnen geborgen wähnten, hin- und hergejagt und des Letzten beraubt und wer sich nicht gutwillig ergab, mißhandelt oder getödtet. Einzelne Häuser brannten die Lithauer nieder und die arme, gehegte Schaar der Flüchtlinge suchte sich in der Kirche zu bergen, und am Fuße des Altars Schutz zu finden. Eine Anzahl Weiber, Kinder und Greise hatte sich dort zusammengefunden; ein jeder Neuhinzugekommene wußte immer Schrecklicheres zu erzählen und Angst, Hunger und Verzweiflung malten sich auf den entsezten Gesichtern. Immer mehr füllte sich die Kirche mit Flüchtlingen und Geschrei und Wehklagen hallten in den geweihten Räumen wieder. Da brach sich ein alter Mann durch die Reihen der Geängsteten Bahn, in der einen Hand ein Körbchen, in der andern ein Paquet tragend.

„Macht Platz, Ihr Leute,“ rief er, „ich muß in die Sakristei!“ Einzelne wichen zur Seite, doch Andere drängten sich noch näher an ihn heran.

„Der Glöckner ist's!“ schrie eine alte Frau.

„Gebt uns Brod für unsere Kinder!“ jammerte ein abgemagertes Weib und hielt ihr bleiches Kind empor.

„Er trägt seinen Reichthum bei Seite, der alte Fuchs!“ grollte ein zerklumpter Bauer und im Nu griffen unzählige Hände nach den Habseligkeiten des Glöckners. Ein Brod entrollte dem Paquet und der Inhalt des Korbes war im Augenblick erschöpft. Das Brod wurde jauchzend getheilt und es entstand ein Zank um den letzten Ueberrest. Entsetzt schaute der Alte einen Augenblick dieser Scene zu, dann schlüpfte er unbemerkt durch die kleine Thür in die Sakristei. Hier angekommen, athmete er tief auf und schaute kummervoll auf das ergreifende Bild, das sich ihm darbot.

Vor dem kleinen Betaltar lag die zusammengebrochene Gestalt der Verlassenen; ihr Kind hatte sie an sich gedrückt und ihre Augen hefteten sich mit fast irrem Ausdruck auf die Thür, in welcher der Glöckner stand. Der Hund rührte sich nicht und bewillkommnete nur mit leisem Wedeln den alten Mann, der seiner Herrin die einzige Stütze in der bittersten Noth war; das Kind allein streckte seine Händchen aus und bog den Kopf an die Schulter der Mutter, um dort die eben geweinten Thränen abzuwischen. Der Glöckner suchte trostlos in den Taschen seines Rockes und als er Nichts entdeckte, was dem Kinde Freude machen konnte, schlich er leise näher und streichelte zärtlich die Locken des kleinen Mädchens, während er besorgt die bleiche Frau ansah.

„Seid getroßt!“ sagte er; „es kann ja nicht fehlen, daß Eure Freunde Euch auffuchen.“

„Im Schlosse geht es noch immer schlimm her, die Herzogin ist krank und schwach, der Herzog bedarf mehr denn je seiner Getreuen und da kann es wohl sein, daß Brandt verhindert wird, Euch aufzusuchen. Heute jedoch sendet er gewiß seinen jungen Freund zu Euch!“

Dabei schaute der Alte erschrocken nach der Thür, denn der Tumult in der Kirche wurde immer ärger; die junge Frau aber schien Nichts davon zu hören.

„Fehlt's Euch an Speise und Trank?“ fragte der Glöckner.

„Nein, oh nein, es ist noch viel vorhanden!“ flüsterte Frau Bengt-Ström.

Der Alte hob das Tuch von einem in der Nähe stehenden Korbe auf und schlug entsetzt die Hände zusammen.

„Es ist nicht recht von Euch,“ rief er, „daß Ihr in so langer Zeit so wenig Speise zu Euch genommen!“

„Ihr werdet Eure Kräfte brauchen und hättet daher etwas mehr genießen sollen! Um Eures Kindes willen, thut es! Laßt den Kummer nicht so sehr über Euch Herr werden, gute Frau, und wenn es stiller wird, versucht zu schlafen; Ihr seid müde!“

„Ach ja, sehr müde!“ sagte Magda und lehnte sich erschöpft an das Betpult.

Immer lauter und wirrer drang der Lärm in die Sakristei; draußen schien ein Gemetzel stattzufinden. Aechzen und Stöhnen, Schüsse, Wehgeschrei von Weibern und Kindern, das Alles tönte durcheinander.

„Herr Gott!“ schrie der Alte; „das müssen die Lithauer sein! Ich muß in den Thurm hinauf, um das Signal zu geben, wenn ich nicht gerädert oder geviertheilt werden will! Verlaßt die Kirche, wenn die Lithauer die Sakristei bestürmen, nur in der äußersten Noth! Hört Ihr?“

„Ja, ja, das will ich thun!“ flüsterte die junge Frau und richtete sich auf.

„Wenn es ruhig geworden, komme ich wieder!“ nickte der Alte.

Er warf noch einen Blick zurück und verschwand durch die kleine Thür.

Der Hund spitzte die Ohren und stieß dann und wann ein abgebrochenes Geheul aus.

Jetzt dröhnte und krachte es draußen und oben vom Thurme ertönten die Signalschläge in unregelmäßigen Zwischenräumen. Der

Ruf: „Feuer, Feuer!“ mischte sich in das Angstgeschrei und in die Glockentöne, und keine mächtige Hand that den Gräueln Einhalt, deren Schauplatz die Kirche und die Straße vor derselben waren.

Magda stand wieder, wie in jener Schreckensnacht, hochaufgerichtet da; Konrads Mantel hing um ihre Schultern und, ihr Kind auf dem Arm, horchte sie gespannt auf das entsetzliche Stimmengewirr. Sie glaubte, bereits das Nahen der Plünderer zu hören und fürchtete, von dem einzigen Ausgange, den es gab, abgeschnitten zu werden. Sie näherte sich der kleinen Thür, die in ein Seitengäßchen führte, schloß sie auf und war im Freien.

Draußen dunkelte es bereits, und eine Wolke von Rauch wälzte sich der Flüchtigen entgegen. Die Nebengebäude standen in Flammen, und in wilder Unordnung stürzte eine Schaar Flüchtlinge unaufhaltsam in rasender Eile vorüber. Kein Mensch achtete auf die bleiche, wankende Frau, die schauernd ihre Arme um das Kind schlang und dann in der Dämmerung verschwand. —

Am Ende der Stadt, aus einem Gehege von jungem Holz, ragte das Dach einer aus Lehm und Feldsteinen erbauten Hütte hervor. Bis zu dieser einsamen Stätte des Elends war der Feind nicht gedrungen und sie stand daher noch unverwüstet da. Die Fenster waren fest verschlossen und der Thür, zu welcher einige Stufen aus rohem Holz führten, fehlte der Drücker; auch war sie sorgfältig mit Brettern übereinagelt. Ein trübes Wasserlein, von alten Weiden beschattet, floß am Hause vorüber und im Hintergrunde dehnte sich eine Strecke Moorland bis zum Walde aus. Alles Leben schien hier ausgestorben zu sein. Der Wind warf den morschen Läden einer Dachlücke hin und her, und die verrostete Wetterfahne auf dem Dache kreischte ihr Lied dazu. Der helle Schein einer neu aufsteigenden Feuersäule aus der Stadt beleuchtete ein paar Gestalten, die mühsam des Weges daherkamen.

„Dies muß die Straße sein, die nach Doblen führt,“ sagte eine Frauenstimme; „schau dort hinüber! Siehst Du nicht das Haus des alten Buschwächters Janische?“

„Dort liegt es!“ brummte mürrisch der Gefragte und deutete mit der Hand auf das Haus im Weidengehege.

„Gott sei Dank!“ rief die alte Frau, in welcher wir Margarethe erkennen, „nun sind wir auf dem rechten Wege und ich finde jetzt schon nach Hause! — Da, nimm das.“

Sie warf ihrem Großsohn einen Paßen zu und fuhr dann fort:

„Ich klopfе den Alten schon heraus, wenn er nicht in seinen vier Wänden vor Furcht gestorben ist! Meine Füße bringen mich nicht mehr weiter und eine Streu versagt er der alten Grethe doch wohl nicht, wenn sie ihm einen Gruß vom Amtmann Luft überbringt. — Setze dich auf die Treppe und warte, bis ich Dich in's Haus rufen darf. Das Zurückkehren in die Stadt wird Dir ohnehin nicht mehr behagen, denn man könnte Dich wieder als Führer gebrauchen wollen und zum zweiten Male dürfte Deine Schlaueheit nicht ausreichen, zu entfliehen und Dich unter meine schützenden Flügel zu begeben. —

Mit diesen Worten verschwand Margarethe um die Ecke des Hauses.

Jan setzte sich gehorsam auf die Treppe nieder und mochte wohl eine Weile vor sich hin gebrütet haben; dann suchte er sich aus dem Paquet ein Kopfkissen herzurichten, um zu schlafen, bis die Großmutter für ihn eine bessere Stätte aufgefunden. —

Der Wind trieb die welken Blätter nach allen Seiten auseinander und die Weiden am Bache neigten und beugten sich; Jan schien es, als nähmen sie allerlei Gestalten an, um ihm den Schlaf zu verderben. Unwillkürlich beschlich ihn ein Grauen und es fiel ihm ein, daß die Großmutter oftmals von den Erdgeistern erzählt habe, die am liebsten dort hausten, wo ein trübes Wässerlein rinnt, und die ihre Schätze am Fuße alter Weiden verscharren. Der Mond schaute aus zerrissenen Wolken hervor, der Feuerschein aus der Stadt wurde immer matter und es schien, als habe die Feuersbrunst ihr Ende erreicht. Laps, der sich nie vor Menschen gefürchtet, hatte vor Gespenstern allen Respect und er dachte an die Spußgeschichten der alten Bauern und Soldaten, die er oft an-

gehört hatte. Die Großmutter selbst war nicht frei von Aberglauben; im Gegentheil, sie glaubte an eine Seelenwanderung der Verstorbenen, sie wußte, daß der Todesengel erscheine, wo ein Unglück bevorstehe, und so lange jammernd und klagend um das Haus ziehe, bis er Diesem oder Jenem ein Leid zugefügt. Daher gab es ihrer Ansicht nach auch nur ein Mittel, die Verstorbenen zu versöhnen und sie den Lebenden günstig zu stimmen, nämlich, am Allerseelentage das ganze Haus zu säubern, ihnen die beste Speise hinzustellen und sich selbst für die ganze Nacht aus dem Zimmer zu entfernen. Diese Gebräuche wurden darum auch streng eingehalten und selbst in den niedrigsten Hütten beobachtet.

Jan wußte sich nicht Rechenschaft zu geben über die Furcht, die ihn nicht verlassen wollte, und zählte die Augenblicke bis zum Erscheinen der Großmutter. Da schien es ihm, als theilten sich die Weiden und mit Entsetzen bemerkte er eine Gestalt, die auf ihn zuschritt und leise aufstöhnend vor ihm niedersank. Erschreckt sprang er in die Höhe und mit dem Rufe: „Wer seid Ihr, was wollt Ihr?“ rannte er in mächtigen Sätzen um die Ecke des Hauses, der Spur seiner Großmutter folgend. Die Hinterthür war nur angelehnt und im Hausflur verhandelte Grethe mit dem einzigen Bewohner des Hauses.

„Laßt Euch sagen, Gevatter,“ bat sie, „ich komme ganz allein mit meinem Jungen! Eine Nacht nur nehmt uns auf! Wir verlangen keine Kost, nur eine Stätte bis zum Morgen.“

„Damit Ihr mir durch Eure Anwesenheit die Feinde auf den Hals zieht?“ erwiderte Jansche Kalning und deckte den Eingang mit seinem breiten Rücken; „Euer Junge ist ein Schwedenfreund und ein Feind des Herzogs, und nicht umsonst hat man ihm den Namen „Laps*)“ beigelegt, denn er ist schlau und rothhaarig wie ein solcher! Gnade mir Gott, wenn ich, der ich mich bis jetzt vor allem Verdacht schützen konnte, durch Euch welchen erzeuge!“

„Fürchtet Nichts, Gevatter!“ bat Grethe; „wie die Mäuse

*) Lettisch; bedeutet: „Fuchs.“

Dorn, ein Schwedenkind.

wollen wir uns im Stroh verbergen, und der Amtmann Lust steht ja auch für uns ein!"

"Nun, meinethwegen! Dort oben in's Heu geht hinauf; in meine Kammer kommt Ihr nicht, denn vor Eurem Jungen habe ich Respect, wie vor dem Gottseibeius, so jung der Kerl auch noch ist. Denn seht, wer nicht zu Gott und den Seinen gehören will, der gehört zum Teu —"

"Großmutter!" schrie draußen plötzlich eine Stimme, „der Todesengel ist da! Er trägt ein sterbendes Kind und wird auch über uns Tod und Verderben bringen!"

"Sagte ich's nicht?" stöhnte der Alte und ihm entfiel der Spahn, den er anzuzünden im Begriff war.

"Bist Du toll!" schrie Margarethe; „in diese öde Gegend kommt selten ein Fremder, außer des Herzogs Leute; was faselst Du?"

"Nein, nein!" drängte Jan; „kommt nur und überzeugt Euch selbst; ich gehe nicht fort von hier!"

Er kauerte zitternd an der Thürschwelle nieder.

Da tönte zu den Dreien in langgezogenen Tönen eine klagende Kinderstimme herüber.

Margarethe lauschte gespannt und es schien, als bemächtigte sich auch ihrer eine abergläubische Furcht, während Jan in's Haus schlich.

"Der Junge ist wie von Gott verlassen!" sagte Grethe sich umwendend; „es ist ein Kindlein, das vor Frost und Hunger weint! Auf, Gevatter, folgt mir, da ist die Noth noch größer, als bei uns!"

Sie eilte hinaus und willenlos folgte ihr Jansche Kalning, der Buschwächter.

Zimmer leiser erklang jetzt das Schluchzen und verhallte allmählig. Jan hatte sich in einer Ecke des Vorbaus niedergekauert und sah mit starren Augen, wie der Wirth eintrat und Etwas auf dem Arme trug, das er behutsam in der offenstehenden Kammer niederlegte. Dann blieb Jan wiederum allein und im Dunkeln;

da hörte er abermals Tritte, und herein traten die Großmutter und der Buschwächter und hatten schwer zu tragen an einer, wie es schien, leblosen Gestalt.

„Schafft ein wenig Licht!“ bat Margarethe leise; „hier ist schleunige Hilfe nöthig und in dieser Dunkelheit ist es unmöglich, der Armen beizustehen.“

„Durch Euch kommt mir allerlei Unheil über den Hals; wer ein altes Weib beherbergt, dem geht es nie wohl!“ grollte Jansche und zündete einen langen Spahn an, dessen Lichtschein auf die alte Margarethe fiel, die, am Boden kniend, eine regungslose Frauengestalt in den Armen hielt. Die Züge der Fremden zeigten jene Leichenblässe, die dem Tode vorangeht, die Augen waren geschlossen, und über die halbgeöffneten Lippen glitt der Athem wie ein leises Stöhnen; von Zeit zu Zeit drang ein rother Blutstropfen aus dem Munde hervor. Jan beschäftigte sich auf den Wink des Buschwächters mit Erhaltung des Feuers und sah jetzt, wie die Fremde sich halb aufrichtete, nachdem ihr Jansche Kalning etwas Wasser über die Stirn gegossen hatte.

„Laßt es gut sein!“ sagte Margarethe; „sie kommt schon zur Besinnung!“ Und sie trocknete mit den langen, blonden Haaren der Unglücklichen Stirn und Lippen derselben.

Mit weitgeöffneten Augen starrte die Fremde ihre Umgebung an; dann wandte sich ihr Blick auf Margarethe und mühsam preßte sie ein Wort nach dem andern hervor.

„Komm her, Jan!“ sagte die Alte; „es ist Schwedisch, was sie spricht, horche genau hin, was sie redet!“

„Sie sucht ihr Kind,“ sagte Jan und trat scheu zurück, indem er nach der offenen Thür deutete, in welcher vorhin der Buschwächter mit dem Kinde verschwunden war. Jetzt hefteten sich die Augen der Fremden starr auf Jan und, wie von Grauen gepackt, schauderte sie entsetzt zusammen. Dann verweilte ihr Blick einen Moment auf der Kammerthür und sie löste mit raschem Griff vom Halse eine schwarze Schnur, an der eine silberne Münze hing, händigte sie Margarethe ein und ihre Blicke schweiften flehend nach

der Richtung hin, wo sie ihr Kind wußte. Dann faltete sie die Hände, ihre Augen schlossen sich und leise flüsternten ihre Lippen für Margarethe unverständliche Worte. Plötzlich flog ein Lächeln über ihre geisterhaften Züge und in abgebrochenen Tönen, wie im Traum, sang sie leise und immer leiser die Strophen eines Wiegenliedes. Der letzte Ton war verklungen, die Saiten gerissen auf der Aeolsharfe einer reinen, schuldlosen Frauenseele.

Margarethe fühlte, wie das Haupt mit den hängenden, langen Flechten schwer herabsank; sie selbst aber kniete am Boden, wie zu Stein erstarrt, und hielt ein bleiches Marmorbild in ihren Armen. Alle Besorgniß um die eigene Sicherheit, alle Sorge für die Zukunft, alle Müdigkeit nach unendlichen Strapazen waren geschwunden, das eigene Leid war vergessen und das gute Herz Margarethe's fühlte, daß hier großes Weh, große Schmerzen überwunden und ein junges, reiches Menschenleben zu Grunde gegangen sei.

„Gevatter,“ sagte endlich mühsam die Alte, „es ist vorüber! Der Todesengel war doch unter uns! Wollt Ihr nicht alle Verstorbene und alle abgeschiedenen Seelen gegen Euch haben, so laßt Diese hier unter Eurem Dache, bis der Morgen graut.“

„Da sei Gott vor!“ sagte Jansche Kalning sich bekreuzigend; „ja wohl, wir legen sie auf die Streu und geben ihr bei Sonnenaufgang ein Grab unter den Weiden, dort schläft sie ungestört, bis die Drossel den Frühling verkündet und die blauen Wasserblumen einen Kranz für ihr Grab hergeben!“

„Ich wußte wohl, Gevatter, daß Euer Herz nicht so böse ist, wie Eure Zunge,“ sagte die Alte und winkte Jan, Hand anzulegen, die Todte vom Boden auf die Streu zu betten.

Allein Jan rührte sich nicht, denn, beide Hände vor dem Gesicht, war er zusammengebrochen und sein ganzer Körper schüttelte sich vor Entsetzen. Als Margarethe, nachdem sie der Todten den letzten Dienst erwiesen, sich zu ihm wandte, lag er bewußtlos am Boden, und der Buschwächter rüttelte ihn lange vergebens, bevor er ihn wieder zu sich brachte.

„Ist sie fort?“ fragte Jan und starrte entsetzt nach der Stelle, wo die Todte gelegen.

„Sei nicht gottlos!“ sagte Margarethe, „die muß gut und fromm gewesen sein, denn sie lächelte im Tode und ihr Geist zürnt keinem Lebenden.“

„Mir, mir zürnt sie“ schrie Jan, „und sie weiß Alles!“

„Was weiß sie denn, mein Söhnchen?“ fragte mitleidig die Alte, die bereits für den Verstand ihres Enkels zu fürchten anfing; „komm mit mir in's Heu und verschlafe dort, bis der Morgen graut, Deine Furcht!“ Und sie zog Jan mit sich hinaus.

Dem Buschwächter mochte es ebenfalls sonderbar zu Muthe sein; noch einen Blick warf er auf das schlafende Kind in der Kammer, nahm dann Spaten und Hacke und schritt in's Freie.

Draußen hatte sich der Himmel geklärt; der Mond beschien mit hellem Licht den kleinen Teich, in welchem sich die Weiden widerspiegelten; Todtenstille herrschte auf der öden, weiten Fläche.

Unter den Bäumen hielt Jansche Kalning mit sich selber Rath und entschied sich nach einiger Ueberlegung für einen Platz am Fuße der ältesten Weide, die ihre nackten Zweige wie struppiges Haar im Winde hin und herwiegte. Der Alte arbeitete rüstig und hielt nur dann und wann inne, um sich mit der flachen Hand die Schweißtropfen von der Stirn zu wischen, oder um die Gegend zu übersehen.

Der Buschwächter Jansche Kalning war eine untersezte Gestalt mit breiten Händen und Füßen, und der Mond beleuchtete eine jener Bauerphysiognomien, von denen sich wenig sagen läßt. Die Stirn war niedrig, die Brust breit, die Backenknochen traten stark hervor, die Zähne glänzten weiß und gesund und das Haar war von jenem schmutzgelben Blond, das den Mangel an jeglicher Pflege bekundet. — Jetzt war Jansche fertig und überschaute seine Arbeit, eine fast 6 Fuß tiefe Gruft. Er legte den Spaten bei Seite und, seine Pelzmütze abnehmend, bekreuzte er sich fromm; dabei blickten seine Augen andächtig nach oben und in dem gutmüthigen, frommen Ausdruck derselben lag auch das Herz des Alten, das besser war,

als seine Zunge, wie die alte Grethe sagte. Jansche Kalning war unter seinen Landsleuten keine unbedeutende Persönlichkeit und die Bauern hielten viel auf ihren Vorsteher; außerdem bekleidete Jansche das Amt eines herzoglichen Buschwächters und Hundezüchters. Erfahrung hatte den Alten im Nachdenken geübt, und so kam es denn, daß sein Rath in der Gesindestube volles Gewicht besaß und daß er bei seinen Nachbarn als ein ebenso polternder als hilfreicher Freund galt. In Friedenszeiten lebte er mit seinen Hunden in seiner Hütte in der besten Freundschaft, und mancher gelehrige Hühner- und Wolfshund ging aus seiner Schule hervor. Jetzt hatte er ihnen allen die Freiheit gegeben, und sie kamen nur, wenn sie der Hunger trieb, nach ihrer alten Stätte zurück. Kalning aber lebte bei verschlossenen Thüren und Fenstern, um der Aufmerksamkeit der Feinde zu entgehen.

Der neue Morgen war angebrochen; der Herbstwind schüttelte den weißen Nachtreif von den entlaubten Bäumen und die Sonne suchte sich vergebens Bahn zu brechen durch den dichten Nebel, der wie ein Schleier die ganze Gegend verhüllte.

Auf dem Wege nach Doblen bewegte sich eine kleine Gruppe; ein Wägelchen, von Jan Laps gezogen, beherbergte einen kleinen Insassen, der, in warmes Heu verpackt und mit Lämmerfellen zugedeckt, keine Ahnung von der beschwerlichen Reise haben mochte.

Margarethe, die mit einem Stecken in der Hand hinterherging, und ein graues Hündchen, das mit hängenden Ohren nachschlich, beschloffen den Zug. Noch ein Mal schaute die Alte, dem Buschwächter ein Lebewohl zuwinkend, zurück, und dann verschwand der kleine Zug in dem weißen, wogenden Herbstnebel.

Kapitel X.

Nach Zwangorod.

In einer Bucht des Nisflusses lag eine Anzahl großer Böte mit gereiften Segeln. Auf dem Deck der meisten Fahrzeuge herrschte tiefe Ruhe; es hatte sich die Mannschaft nach vollbrachter Arbeit in die unteren Räume begeben, um der Kälte und dem Unwetter zu entgehen, denn mit besonderer Ausdauer saudte der Himmel seit einigen Tagen Regen, Schnee und Hagel in großen Massen hernieder, und ein kalter Wind ließ alle Gegenstände zu Eis erstarren.

Auf einem der Böte, zwischen Kisten und Tafelagen, saßen zwei Männer in groben Friesmänteln, und ließen, unbeirrt durch das schlimme Wetter, zwischen sich den Branntweinkrug hinüber und herüber wandern.

„Und das Alles sagte Dir der verdammte Schwede?“ rief der Eine und stellte den Krug heftig auf den Boden; „glauben diese Hunde denn, daß wir uns für unsern Herzog ebenso bezahlen lassen, wie sie es thun, wenn sie durch Schandthaten ihre Säckel mit unserm Gelde füllen und ihr König ihnen dafür Ehren und Orden verleiht!“

„Schrei' nicht so, Peter!“ sagte der Andere, „wenn die Schildwache am Ufer auch nicht Lettisch versteht, so wird sie doch auf uns aufmerksam werden und dann ist's aus mit allen Plänen!“ Und er drückte mit einem kräftigen Stoße seinen Nachbarn, der sich im Eifer erhoben hatte, auf den Boden zurück. „Es kommt

noch besser, warte nur!“ fuhr er fort und spie unmutig in's Wasser; „nachdem nun, wie ich Dir sagte, der Obrist Armfeldt verschiedene Gegenstände hier herauf zu schaffen befohlen und der alte Silberwärtter sich an Decken und Teppichen fast zu Tode geschleppt hatte, konnte ich's nicht unterlassen, dem helfenden Schweizer Blasius einen Wink zu geben, mir in die unteren Räume zu folgen. Dort flüsterte er mir zu, daß die herzogliche Familie morgen, wie ich Dir sagte, in die Gefangenschaft fortgeführt werden solle, und kaum hatte ich Zeit, meine Verwunderung darüber auszudrücken, da ich bis jetzt geglaubt hatte, es gelte, die Schweden nach Riga einzuschiffen, kaum hatte ich also mit Blasius einige Worte gewechselt, als ihn auch schon ein Pfiff vom Ufer aus zurückrief. Bald darauf kam der Obrist Armfeldt auf mich zu: „Ihr werdet morgen die herzogliche Familie an Bord bekommen,“ sagte er, „und habt daher genau auf meine Befehle zu achten. Ihr wißt, daß unsere Mannschaft mit der Führung Eurer Böte nicht vertraut ist, daher geben wir Euch schwedische Besatzung zur Aufsicht, zur Leitung der Böte aber seid Ihr anzuersuchen. Trefft Eure Maßregeln so, daß Ihr so schnell als möglich Riga erreicht. Sollten sich aber unterwegs verdächtige Böte zeigen, so habt Ihr ohne Weiteres die Lunte anzuzünden, die sich im untern Raume des Botes, welches die herzogliche Familie trägt, befindet. Ich bin mit anderen Offizieren in Eurer Nähe, und der erste Versuch des Ungehorsams kostet Euch das Leben!“

„Das Dich die Pest,“ murmelte der Andere und ballte die Faust; „und was denkt Ihr zu thun?“

„Was ist da zu machen, als gute Miene zum bösen Spiel!“ entgegnete der Bootsführer.

„O wenn es doch einige brave Kerle gäbe, die uns beiständen!“ rief Peter, der Steuermann; „ich wollte ihnen die Freude versalzen!“

„Dazu kann Rath werden und wenn Du schweigen kannst, so will ich Dir ein Geheimniß anvertrauen, das, wenn Du es verräthst, Kopf und Kragen kosten kann.“

Er beugte sich zu Peter hinüber und flüsterte:

„Im untern Raum dieses Bootes befinden sich, außer verschiedenen Waaren, auch noch zwei lebende Passagiere.“

„Bist Du toll!“ rief Peter und sprang auf; doch Saulitt drückte ihn eben so schnell nieder.

„Wenn Du Dein großes Maul nicht im Zaume hältst, so gehe ich schlafen und lasse Dich allein!“

„Na, ich schweige ja schon, nur weiter!“ brummte Zener.

„Nun, wohlán, um es kurz zu machen, ich beherberge den Valentin mit seinem kranken Herrn, den ich nach Livland hinüber zu schmuggeln versprochen habe. Warum der Valentin nach Livland muß, ist mir noch nicht klar, allein, ich glaube er brütet mit Andern, die ebenfalls Muth besitzen, über einen Plan zur Rettung des Herzogs, und vor allen Dingen trachtet er, das Vaterland von den Schweden zu säubern. Dabei will ich ihm helfen und alle Bootsleute meiner Verwandtschaft und Bekanntschaft mit!“

„Und Du wirst wohl der Anführer sein!“ lächelte Peter.

„Kann sich machen,“ schmunzelte Saulitt; „doch jetzt gieb Acht, daß mich Niemand stört; ich muß unter Deck, um mich mit Valentin weiter zu besprechen und um ihm die neue Anordnung des Obrists mitzutheilen. Sollten sich wirklich Böte zur Rettung des Herzogs nahen, so sprengte ich mich eher mit den Schweden in die Luft, wenn der Rettungsplan mißlingt, als daß ich gegen meinen Herrn die Hand erhebe!“

„Ja wohl,“ sagte Peter, „der Valentin und noch einige tüchtige Kerle, die ich mitbringe, werden die Schweden schon zusammenhauen, ohne sich dabei sonderlich anzustrengen!“

„Nun, so leicht dürfte Euch das nicht gelingen, denn sie sind uns an Zahl sehr überlegen,“ entgegnete Saulitt; „indefß gehabt Euch wohl und schaut ein wenig aus, bis ich wiederkehre!“ Er verschwand im untern Raum des Fahrzeuges.

Unten angekommen sah Saulitt, nachdem sein Auge sich an die dort herrschende Dämmerung gewöhnt hatte, seinen Freund Valentin auf einer Kiste sitzen, in tiefe Gedanken versunken. Dicht neben ihm

lag auf einer Streu ein Mann, in einen Mantel gehüllt, und schien fest zu schlafen. Ein Holzschemel, auf dem eine Flasche und ein Körbchen mit Früchten standen, war Alles, was Saulitt bemerkte.

Raum hatte Valentin ihn erblickt, als er den Finger auf den Mund legte und auf seinen Herrn deutete; dann trat er auf Saulitt zu und zog ihn in einen andern Winkel des Bootes.

„Mein Herr schläft endlich nach langem Wachen; seid daher nicht zu laut und laßt uns hier Platz nehmen!“

Und er zog ihn auf eine Kiste nieder.

Saulitt sprach leise mit ihm, und in kurzer Zeit wußte Valentin, daß sein Herr und er nicht die einzigen Passagiere des Bootes bleiben sollten und welchem Geschick der Herzog verfallen war.

„Ja, ja,“ sagte er, „die, welche gestorben und verdorben sind, haben rasch überstanden; ich und mein Herr, wir haben noch lange zu kämpfen; manchmal ist es mir, als wäre das Alles vergebens. Und doch habe ich unter den Kurländern Einige ausfindig gemacht, die mit mir gehen, wenn der Schwarzhof das Signal zum Dreinschlagen giebt. Dazu nun bringe ich meinen Herrn nach Livland hinüber, denn er hat dort, ebenso wie ich, einen kleinen Troß Angehöriger. Vor allen Dingen muß eine Entscheidung eintreten, denn bevor wir nicht wissen, was sie mit dem Herzog im Sinne haben, können wir nichts Wichtiges unternehmen.“

„Aber Dein Herr ist ein Schwede,“ wandte der Bootsführer ein.

„Jawohl, dem Niemand so übel mitgespielt hat, wie gerade seine Landsleute, weil er sich nicht zu einem Bubenstück verstehen wollte! daher wird er zwar nicht gegen die Schweden sein, aber auch Nichts für sie thun. Er ist kaum von einer schweren Krankheit genesen; die Strapazen, die wir durchgemacht, bis ich ihn zu Dir geschleppt, sind aber auch keine geringen gewesen, doch davon ein ander Mal! — Was meine Person anbetrifft, so habe ich zweierlei Dinge zu rächen: meinen Herrn und mein Auge, das die Bestien mir ausgeschlagen haben!“

Und Valentin ballte die Faust auf der Leeren Augenhöhle, während das gesunde Auge unheimlich funkelte.

„Sagt dem Peter, daß uns für's Erste geholfen ist, wenn er mir 50 tüchtige Kerle schafft; die bewußte Riste mit dem Zündfaden in diesem Boote ist mir bekannt. Soviel ist gewiß, Bruder, ich bin der Erste, der sie anzuzünden versteht, und mit uns gehen sämtliche Schweden in die Luft!“

„Na,“ entgegnete Saulitt; wir wollen nicht gleich das Schlimmste erwarten, indeß, Ihr wißt jetzt Alles. Und nun seid getrost, bis wir in Riga einlaufen; ist der Wind günstig, so genügt ein Tag.“

Mit diesen Worten schwang sich der Bootsführer nach oben hinauf und war verschwunden.

Lange saß Valentin in seinem dunkeln Winkel, bis ihn eine Bewegung seines Herrn an dessen Seite rief; Valentin erzählte ihm, was er von Saulitt erfahren und schloß seine Rede:

„Mich hat die Anhänglichkeit des Bootsführers für seinen Herzog und sein Vaterland mit Zuversicht erfüllt. Und ich weiß,“ setzte er hinzu, „daß Ihr es wohl den Schweden gönnt, wenn sie von den Kurländern einen tüchtigen Denkwort heimtragen.“

Bengt-Ström schüttelte stumm das Haupt und versank wieder in seine frühere Regungslosigkeit. Er empfand keinerlei Befürchtungen über Valentins Mittheilung; er beklagte den Herzog, doch war ihm eine jede Gefahr für seine Sicherheit gleichgültig. Hatte er jetzt doch Nichts als ein freudloses Dasein zu verlieren. Seine Seele war müde und krank vor Heimweh und Sehnsucht nach Weib und Kind. Nach und nach kam eine stille Resignation über ihn; er lächelte über die Besorgnisse, welche Valentin um sein Wohl hegte, und überließ sich willenlos der Obhut seines treuen Dieners. Dieser legte ihm sein Kopfkissen zurecht, das aus einem zusammengerollten Reitermantel bestand, und begab sich dann zu seiner eigenen Lagerstätte. —

Der Himmel hatte sich ein wenig aufgeheilt und die matten Strahlen der aufgehenden Sonne eines kalten Novembermorgens

bekamen eine eigenthümliche Gruppe in dem Gesellschaftszimmer der Herzogin. In hunder Anordnung lagen einzelne Betttücher und Kleidungsstücke umher, verschiedene Koffer standen halbgefüllt dazwischen und Brandt übergab dem Blasius einen Pelzmantel der Herzogin, damit er ihn vom Staube reinige. Während die Herzogin inmitten dieses Wirrwarrs ruhig dastand und der Ansicht Brandts vollständig vertraute, saßen ihre Kammerfrauen mit gesalteten Händen in Verzweiflung da; die kleine Prinzessin Sophie und Barbara Blomberg hielten sich weinend umschlungen, während der Prinz Friedrich die bleichen Lippen stumm auf einander preßte und vor sich hinstarrte. Die Herzogin allein stand mitten im Saale hochaufgerichtet und tröstete die weinenden Frauen mit leisen, zärtlichen Worten.

Da sprang die Thür auf und mit einem kurzen Gruß erschien der General Douglas auf der Schwelle. Er meldete, daß der Herzog heute, laut königlicher Ordre, seine Reise antreten müsse; eine unnütze Form, denn er wußte bereits, daß sich die Herzogin nebst Gefolge rüstete, ihren Gatten zu begleiten.

„Melde dem Herrn, daß ich gern das Geschick des Herzogs, meines Gemahls, theile,“ sagte die Herzogin und wandte sich dem Eingang zu; „melde aber auch dem König, unserem Vetter Karl Gustav von Schweden, daß die Schwester des Kurfürsten von Brandenburg dereinst Rechenschaft von ihm fordern wird für das Geschehene!“

Der General verneigte sich und zog sich schweigend zurück; die großen dunkeln Augen der Herzogin strafte ihn mit Blicken der Verrachtung, als sie langsam, mit erhobenem Haupte das Zimmer verließ.

Das Verfahren Karl X. gegen seinen Vetter, den Herzog von Kurland, war nichts weniger als königlich. Der russische Czar Alexis erklärte den Waffenstillstand mit Schweden für gebrochen; England und Holland waren entrüstet und drohten bereits, Partei gegen Schweden zu nehmen, was Holland auch bald that! Am meisten aber war der Kurfürst von Brandenburg empört über die Mißhand-

lung des Herzogs, der ihm als Schwager und Nachbar am nächsten stand. Nachdem sich das Gerücht von des Herzogs Abreise nach Zwangorod verbreitet, drang er schriftlich auf die Befreiung seines Verwandten; als nun Vorstellungen und Drohungen nichts fruchteten, richtete sich der Kurfürst an den Schwiegervater des Königs, den Herzog von Holstein-Gottorp. Der König von Polen, Johann Kasimir, ein Vetter der Herzogin, sandte ein Schreiben, das ihr Hilfe und Rettung aus allem Ungemach versprach. Diese Freundschaftsbezeugungen und die Hoffnung, daß die vereinten Mächte jede weitere Unbill verhindern würden, und daß ihr Schutz und Beistand nicht mehr fern seien, ließ denn auch die herzogliche Familie getrost in die Zukunft blicken und ruhig allen Strapazen sich unterwerfen. Mit regem Eifer erwog die Herzogin Alles, was auf dem beschwerlichen Wege und in der bösen Jahreszeit von Nutzen sein konnte, und wenn ihre Frauen rathlos und unthätig die Hände in den Schoß sinken ließen, tröstete und ermunterte die Fürstin ihre gebeugte Umgebung mit liebevollen Worten, und mit umsichtigem Ernst ordnete sie alle Wirrsale, von denen sie umgeben war. —

Es mochte etwa um die zweite Stunde des Nachmittags sein; dichter Schnee war gefallen und auf den Böten bemühte sich die Mannschaft, das Verdeck zu reinigen; kein Zelt, kein Dach bot Schutz vor Schnee und Regen. Die Böte lagen dicht am Stege und hatten bereits die nöthige Besatzung, aus Schweden und Kurländern bestehend, am Bord. Auf dem größten Boot stand der Steuermann Peter Krasting, der Bootsführer Saulitt war am Segel beschäftigt, und Brandt und Blasius beeilten sich, Sitze für die herzogliche Familie herzurichten. Brandt that es still und schweigsam und baute einen Sitz aus Fellen und Teppichen auf, so gut er es vermochte. Blasius war am entgegengesetzten Ende beschäftigt, die Koffer und Kisten der herzoglichen Familie unterzubringen; eine kleine Anzahl schwedischer Soldaten half ihm dabei. Während dieser Beschäftigung konnte er sich nicht enthalten, einige Kernflüche mit einzuflechten und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ein Rauferei zum Ausbruch gekommen.

„Seid vernünftig Blasius! rief Brandt hinüber; gegen den Strom ist schlecht schwimmen; für uns kommen die guten Tage noch ein Mal wieder. Verhaltet Euch ruhig und gebt kein Aergerniß; die Herrschaften können jeden Augenblick erscheinen!“

„Meiner Treu, es kommt mir sauer genug an, mit diesen Hunden noch eine gemeinschaftliche Reise machen zu müssen!“ schrie Blasius in lettischer Sprache.

„Wenn das Eure ganze Noth ist, Brahlit*),“ rief Peter, „dann sollt Ihr mir bald helfen, ihnen die Reise in's Jenseits leichter zu machen!“ Und Peter piff ein Schifferliedchen, indem er rüstig weiterschaffte. Unterdessen waren Brandt und der Bootsführer beschäftigt, das Verdeck mit Linnendecken zu belegen, und Beide konnten ungestört ihre Angelegenheiten besprechen.

„Und wie wollt Ihr den Rittmeister hinunterbringen, wenn wir in Riga eingelaufen sind?“ wandte sich Brandt an Skaulitt.

„Nichts leichter als das!“ entgegnete dieser; „ich habe bereits unsere Landestracht in Bereitschaft, und Herr und Diener gehen ungehindert als kurische Bootleute an's Land. Jetzt, wo in Liv- und Kurland soviel Bauervolk herrenlos umherzieht, kommt es gewiß Keinem bei, sich um den Andern zu kümmern, und ich selbst lasse mich von ihnen zum Schwarzhof begleiten, welcher in Riga einen Schlupfwinkel für sein Unternehmen gefunden hat. Der schwedischen Regierung fällt es garnicht ein, gegen einen Mann mißtrauisch zu sein, dessen harmloses Wesen Nichts weniger als den Rebellen verräth.“

„Während ich nun meinen Herrn begleite, sollt Ihr ein wenig Sorge für des Rittmeisters Sicherheit tragen,“ bat Brandt; „denn er ist krank an Leib und Seele und ein schweres Unglück hat ihn betroffen.“

Brandt hielt schmerzlich bewegt inne und zerdrückte eine Thräne; dann fuhr er fort:

„Darum verschafft dem Rittmeister ein gutes Unterkommen, wenn

*) Lettisch; bedeutet: „Brüderchen.“

der Valentin ihn verlassen muß: denn es giebt kein edleres, treueres Herz als das seine!"

"Es ist gut, Meister Brandt!" sagte Saulitt; „so Gott will, fegen wir das Land rein von diesen verdamnten Blutsaugern; der Valentin ist der Mann dazu und der Peter und ich desgleichen! Darauf verlaßt Euch und dann —“

„Pst!“ unterbrach ihn Brandt; „sie kommen.“

Er deutete mit der Hand nach dem jenseitigen Ufer, wo eben ein kleiner Zug über die Flossbrücke schritt. Zu gleicher Zeit sprengte ein Reiter, ein weißes Fähnlein schwenkend, auf die Böte zu und gab das Signal zur Einschiffung der herzoglichen Familie.

In Begleitung des Obrist Armsfeldt ritt General Douglas, von einigen Soldaten gefolgt, voran; hinter ihnen erschien Herzog Jacob von Kurland, in einen weiten Pelzmantel gehüllt, und führte seine Gemahlin, die ruhig und schweigsam, als ginge es zur Kirche, an seiner Seite daherschritt. Der Herzog überschaute mit glühenden Blicken sein verheertes Land, denn jeder Schritt zeigte ihm das Elend seiner Landeskinde. Seine Brauen zogen sich finster zusammen und die unheilverkündende Falte an der Nasenwurzel war tiefer denn je ausgeprägt. Er beschleunigte seine Schritte, um dem trostlosen Anblick so schnell als möglich zu entgehen, und drückte den Arm der Herzogin fester an sein Herz.

Nach dem Herzoge kamen die Oberräthe nebst ihren Angehörigen, in deren Mitte sich die herzoglichen Kinder befanden. Der junge Prinz Friedrich führte die Erzieherin, die alte Oberräthin Földersahm, am Arm, die laut schluchzend ihr Taschentuch vor's Gesicht drückte. Barbara Blomberg hielt mit der Linken die kleine Prinzess Amalie umschlungen, während ihr rechter Arm ihrer Freundin Sophie als Stütze diente. Barbara weinte nicht, aber eine tiefe Blässe bedeckte ihr jugendlich schönes Gesicht, und ihre tiefblauen Augen überwachten mit Besorgniß die Schritte der Herzogin. Gebeugten Hauptes schritten die jungen Edelleute, Cavaliere der nächsten herzoglichen Umgebung, nebenher, und Heinrich von Galen ließ es sich angelegen sein, dem Dr. Harber zu versichern, daß die

Herzogin bis zum Frühling in Livland bleiben und wohl erst bei Eintritt der besseren Jahreszeit die Reise nach Zwangorod mit den Ihrigen antreten würde, da bei der gegenwärtigen Kälte eine Schifffahrt von mehreren Tagereisen kaum ausführbar, ja unmöglich sei. —

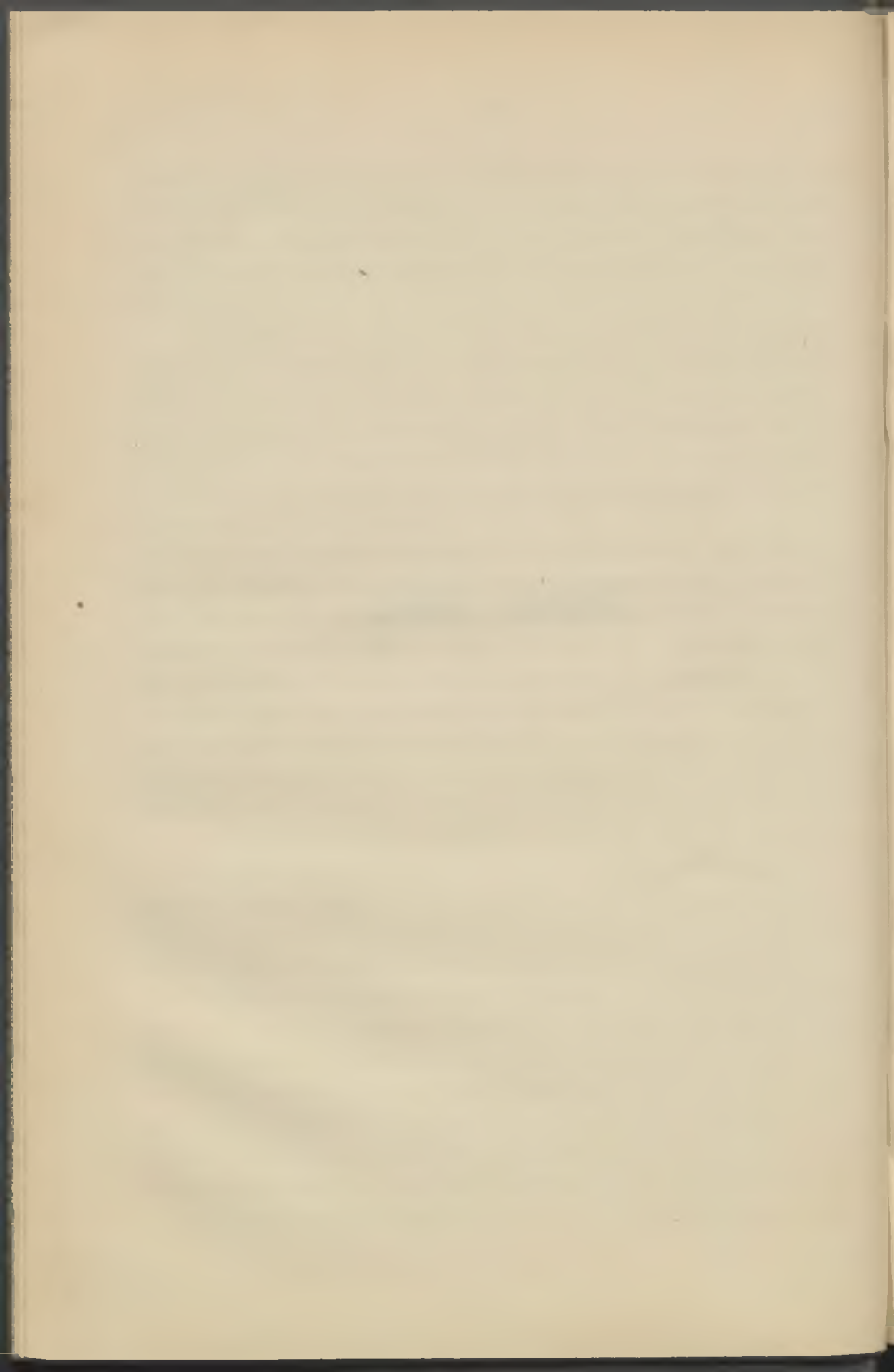
Mittlerweile war man bei den Bötten angelangt und die herzogliche Familie hatte bereits ihre Sitze eingenommen; während Brandt bemüht war, es den Kindern bequem zu machen, sorgte Blasius für die Andern, denen er in einem vor dem Winde geschützten Winkel Platz schaffte. Die verwöhnten Damen der Herzogin begannen laut zu schluchzen und zu wehklagen, und nur mit Mühe gelang es Brandt, die Gesellschaft unterzubringen.

Langsam schwellten die Segel, ein kalter Wind griff hinein und trieb die Böte vom Ufer ab; das Kommando des Bootsführers tönte laut zu den andern Bötten hinüber, wo Weiber, Kinder, Fräulein, Mägde, Alles bunt durcheinander gewürfelt, sich weniger in Geduld ergeben zeigten, als ihre edle Fürstin.

Da ertönte von den Wällen der Donner des groben Geschüßes; wie zum Spott begleitete er die Abfahrt des Herzogs.

Zweiter Theil.





Kapitel I.

Lurland nach dem Schwedenkriege.

Bei der Fortführung des Herzogs nach Riga hatte sich keine Möglichkeit einer Befreiung durch seine Landeskinder gezeigt. Lurland wurde jetzt ein Schauplatz der schrecklichsten Verwüstung und der wildesten Anarchie. General Douglas nahm nach der Gefangennahme des Herzogs die Zügel der Regierung in die Hand; er hatte aber mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, denn nicht nur rückte ein wohlorganisirtes, ihm überlegenes polnisches Heer heran, das in Schach zu halten er sich nicht stark genug fühlte, sondern es hielten auch die Lurländer treu zusammen und ließen sich eher an Hab' und Gut schädigen, als daß sie zu Verräthern an ihrem Landesherrn geworden wären. Ein großer Theil des Adels hatte sich unter Polens Schutz begeben; die Höfe und Schlösser der Entflohenen wurden natürlich vom Feinde besetzt.

Die fürstlichen Güter waren vollständig verwüstet und verödet, die schöne Viehzucht in Schrunden und Frauenburg gänzlich vernichtet. Lasten von Getreide gingen nach Livland; was nur fürstliches Eigenthum und herzogliche Habe genannt werden konnte, wurde eine Beute der Schweden, was nicht beweglich war, wurde zertrümmert. Libau und Windau wurden gebrandschatzt und reichbeladene Handelsschiffe, die aus Tabago heimkehrten, geplündert und zerstört. Es war die wilde Kriegsfurie, die über Lurland gekommen und schonungslos ihre Geißel schwang; sie schien es auf den völligen Untergang des

Landes abgesehen zu haben. Im Jahre 1659 gerieth das arme Kurland vollständig in die Hände der Schweden, denn eine polnische Heeresabtheilung unter Komorowsky mit 400 Kurländern, die sich dem General Aderkas entgegenstellte, wurde von diesem besiegt.

Zugleich erging von Douglas ein Manifest an die Bauern, das sie gegen ihren Herrn aufrief.

Auf den Kanzeln betete man nur für den Schwedenkönig und wenn sich Einer von den Predigern dessen weigerte, so wurde er mit Schimpf und Schande von seinem Amte verjagt. Jeder Bauer, der seinen Gutsherrn todt oder lebendig einlieferte, erhielt die Freiheit. Ein Trauerflor hing über dem sonst so blühenden Kurland; Rauch und Flammen, Blut und Trümmer, das waren die schrecklichen Trophäen des Krieges; Hunger und Kälte gingen Hand in Hand und unter ihren Tritten wuchs das Verderben. So sah es aus, bis die gewaltige Hand Gottes in das Geschick Kurlands eingriff und Männer aus dem Volke sich mit Edelleuten vereinigten, denen die Noth seltenen Muth und Unererschrockenheit verlieh. Treues Zusammenhalten und Ausdauer bezwangen endlich die überlegene feindliche Macht und brachten dem Herzog die Freiheit und Kurland den langersehnten Frieden. —

Dort, wo sich der Wald bis zum großen Herrensitze Dondangen hinzieht und die schmalen Waldwege nur für den kundigen Fußgänger erkennbar sind, gingen zwei Männer neben einander. Der Eine trug einen weiten Friesmantel und eine Fellmütze. Es war eine hohe, kräftige Gestalt, welche nicht auf den kalten Octoberwind achtete, der ihr den Mantel auseinander wehte; hohe, bis zum Knie reichende Reiterstiefel und Dolch und Pistolen im Gürtel vervollständigten ihre Ausstattung.

Der Andere trug einen Schnurbart, der bereits in's Graue spielte, und eine Soldatenmütze, unter welcher das eine Auge aufmerksam die Gegend nach allen Richtungen durchstreifte; das andere lag tief eingefallen in seiner Höhle. Er war bekleidet mit einem kurzen Wams und Hosen aus grobem Wollezeug, über dem Rücken

hing ihm eine Flinte und in seinem Gurt steckten ebenfalls Messer und Pistolen. Es war Valentin, der Reitknecht Bengt-Ströms. Diesem Manne war es gelungen, seinen Herrn durch Noth und Tod hindurchzubringen, ihn guter Obhut zu übergeben und sich dann mit Leuten zu verbinden, die das gleiche Interesse zusammen führte. Der Bootsführer Saulitt und der Steuermann Krasting waren seine treuen Genossen; während Krasting die Mannschaft sämtlicher Böte an sich gezogen, hatte Saulitt alle Fischer, die ihm in Kurland bekannt waren oder sich ihm von anderen Eingeweihten zuführen ließen, für sich gewonnen. Valentin hatte sich in den Dienst des Obristen Schwarzhoff begeben, der mit vielen Edelleuten in Verbindung stand, und so bildete sich in aller Stille und unter großen Entbehrungen und Opfern eine kleine Kriegsschaar, die ihre Berathungen und Zusammenkünfte theils in den Wäldern von Don-dangen, theils in der Umgegend von Doblen abhielt und fast immer mit Erfolg dem Feinde kleine Gefechte lieferte. General Aberkas verheerte Kurland systematisch und durchzog raubend, mordend und brennend den ganzen Pilten'schen Kreis. Jetzt sollte ein neues Regiment Schweden aus Riga kommen, um die Truppen zu verstärken, und nun galt es entweder siegen oder untergehen! Beide Männer hatten jetzt eine Waldblichtung erreicht und der mit der Fellmütze zog ein silbernes Pfeifchen aus dem Gurt und ließ einen gellenden Pfiff ertönen. Nach allen Richtungen hin erschallte das helle Signal und zwei Reiter, welche zwei gesattelte Pferde hinter sich her führten, jagten den schmalen Pfad daher. Die Weiden bestiegen die Thiere, und nun ging es querfeldein über Wiese und Flur einen Abhang hinunter.

Tief unten im Thale bot sich dem Beschauer ein merkwürdiger Anblick dar. Gegen 400 Leute in verschiedenartigster Tracht waren hier versammelt; wer nicht über Flinte oder Pistole zu gebieten hatte, gebrauchte Knittel und Sense und schwang beides muthig und kampfeslustig.

Beim Erscheinen der vier Reiter ging ein freudiges Murmeln durch den Haufen, in welchem auch Weiber und Kinder nicht fehlten;

die bleichen, hohlwangigen Gesichter der Bauern gaben Zeugniß von all' den Leiden, die über sie gekommen waren. Die zerlumpten Weiber und Kinder achteten nicht der Kälte, sondern schauerten sich mit leuchtenden Augen um die Männer. Eine Schlucht war der Aufenthaltort dieser Unglücklichen und Hunger und Kälte ihre Gefährten. Jetzt lauschten sie dem Bericht der Reiter; der Mann mit der Fellmütze schritt bis zum Eingang der Schlucht und setzte sich auf einen Stein.

„Das war ein harter Strauß!“ sagte der Einäugige; „ich verlor den Fährnich Schmerling aus den Augen, durch dessen Tapferkeit endlich der General in unsern Händen ist. Na, für dessen Sicherheit wird schon der Schmerling sorgen mit seinen Bauern; sie führen ihn nach Doblen und der Fährnich hat ihm nicht weniger den Untergang geschworen, als wir Alle!“

„Aber wie ging's zu, Valentin?“ riefen die Andern.

„Ja, das war eine tolle Geschichte!“ entgegnete dieser; „ich blieb bei Seite, um bei der Jagd nicht mit meinen Reitern in den Sumpf zu gerathen; allein, als der Aderkas die Flucht ergriff, war Schmerling ihm mit einer kleinen Abtheilung Reiterei wie toll auf den Fersen und trieb ihn direct in den Morast hinein. Woj tu tas bischu-tehwinsch*)?“ schrie er und im Nu hatten sie den General umzingelt und zogen dann mit lautem Hurrah mit ihrem Gefangenen ab, während wir die Gegend von dem Rest der noch hie und da umherstreifenden Schweden zu säubern suchten.“

„Das ist ein braver Kerl, der Schmerling!“ sagte Valentin's Begleiter, der Obrist Schwarzhoff; „doch muß er morgen zu uns stoßen, wenn wir den Schweden im Lager den Garaus machen wollen. Keiner unserer Braven darf fehlen und Du, Valentin, Sorge, daß Dein Offizierspatent nicht ausbleibt; wie ich weiß, würde es Dir Vergnügen machen, den Unteroffizier mit dem Offizier zu vertauschen!“

„Seid ohne Sorgen, Herr!“ lachte Valentin; „mein Auge und das Unglück meines armen Rittmeisters müssen die Hallunken mir theuer bezahlen, oder ich will mein Lebtag Gemeiner bleiben!“

*) Lettisch; bedeutet: „Bist Du das, Bieneväterchen?“

„Nun wollen wir uns aufmachen, um unter Dach und Fach zu kommen,“ sagte der Obrist und erhob sich; Valentin schloß sich ihm an und Krasting winkte einer bleichen Frau, die ein Kind an der Hand führte.

„Hier, Herr,“ sagte Krasting, „ist die Bise, mein Weib; sie bringt Euch in meine Hütte, eine halbe Werst von hier. Der Rauch schlägt dort bis zur Diele, doch sind ein frischgebratenes Füllen und ein Trunk Wasser eine gute Erquickung nach den Strapazen und viele von den hungrigen Weibern und Kindern haben es nicht so gut!“

„Es hat die längste Zeit gedauert, mein Freund!“ tröstete Schwarzhoff; „behaltet nur Euren Muth und es wird die gute alte Zeit wiederkommen und mit ihr unser Herzog und Landesvater!“

Und er folgte mit Valentin der Frau, die langsamen Schrittes den Weg hianstieg, der seitwärts in den Wald führte, an dessen Saum eine aus rohen Stämmen gezimmerte Hütte lag.

Während der Obrist und Valentin dort Schutz und Obdach fanden und ihren Hunger mit Pferdefleisch stillten, lagerten sich unter freiem Himmel und auf harter Erde die Männer, welche im Thal zurückgeblieben waren; sie hatten kein Dach, das sich über sie breitete, als den weiten dunklen Herbsthimmel; dürre Blätter und Moos bildeten ihr Lager. Neben ihnen flammte ein Feuer, an dem sich Weiber und Kinder wärmten und ihr trockenes Brod verzehrten. Die Thiere des Waldes waren ebenfalls durch Hunger und Feuer vertilgt; nur hier, im dichtesten Theil der kurischen Waldungen, ließen sich noch dann und wann ein Elen, Reh oder Hase auftreiben, was aber diesen Leuten kaum möglich war, da sie in beständigen Scharmüheeln mit den Schweden lebten und stets vor einem Ueberfall auf ihrer Hut sein mußten.

Saulitt, der Bootsführer, saß, seine Flinte pudend, dicht vor der Schlucht auf einem Haufen Stroh, einem großen Feuer gegenüber, um welches sich eine Schaar Weiber und Kinder gelagert hatte; ein Krug Meth war der Gegenstand, um den hier gewürfelt wurde.

Der Abend war bereits hereingebrochen und am Himmel stieg der Mond empor; der Wind wehte scharfer und weißer Reif legte sich allmählig auf Wiese und Flur.

Da tönte zu wiederholten Malen der Schrei des Uhu's herüber, Pferdegetrappel und Hundegebell kamen immer näher.

„Sie kommen!“ rief Saulitt und erstieg die Anhöhe, von welcher aus man die ganze weite Fläche übersehen konnte.

„Auf Genossen, wo ist der Obrist?“ rief ein Mann mit tiefer Stimme; „in einer Stunde müssen wir aufbrechen! Kleist und Földersahm sind mit ihren Abtheilungen voran und senden mich als Boten;“ er übergab sein schweißbedecktes Pferd seinem Nebenmann und fuhr fort:

„Die nöthigen Geschütze sind bereits erobert; auch haben wir einer Anzahl feindlicher Proviantwagen den Rückzug abgeschnitten, und nun, Brüder, haben wir Lebensmittel für 200 Mann auf wenigstens eine Woche! Ohne den Aderkas ist die Sicherheit des Feindes jetzt nicht mehr so groß, wie sonst. Eine Stunde Ruhe und dann vorwärts! — Du, Krafting, hole den Obrist; Du, Saulitt, Sorge, daß ein Jeder seine Schaar ordnet und ermuntert, denn jetzt gilt es für Kurland zu siegen oder zu sterben!“

„Das walte Gott!“ schrie die Menge und warf ihre Mützen in die Höhe; „hurrah Schmerling und Schwarzhoff!“

Letzterer trat mit Valentin in ihre Mitte und verneigte sich dankend; dann wandte er sich zu Schmerling und schüttelte ihm die Hand. Jetzt war reges Leben in Alle gekommen; Alles rüstete sich und lief geschäftig hin und her. Die Weiber halfen den Männern die Gewehre umhängen, und manche Thräne fiel auf die rauhe Hand, die sich zum Abschied ausstreckte. Hier und da ertönte ein Kommandowort, die Hunde heulten und einzelne Dohlen flatterten aufgeschreckt über der marschfertigen Schaar. Bald zogen nach allen Richtungen die Anführer mit ihren Abtheilungen hinaus; der graue, neblige Herbsthimmel überwölbte das stille Thal und unten in der Schlucht verglimmte das Feuer der verflorenen Nacht. —

So war das Jahr 1660 herangekommen; Obrist Schwarzhoff und sein blinder Rittmeister, wie die Schweden den Valentin nannten, waren gefürchtete Personen geworden. Bei der Gefangennahme des Aberkas hatten die Kurländer das schwedische Lager besetzt und Jeden, der sich zur Flucht gewandt, niedergehauen; denn die Kurländer kannten kein Pardon mehr. Die Erbitterung gegen die Bedrücker des Landes hatte die niedrigsten Volksschichten ergriffen, und die Edelleute fachten den Muth ihrer Untergebenen durch die eigene Kühnheit an. Nun geschah es aber, daß bei einem Scharmügel der brave Obrist Schwarzhoff sein Leben verlor, indem er zu eilig vordrang und, von einer feindlichen Kugel getroffen, todt vom Pferde stürzte. Sofort wählte man den blinden Valentin zu seinem Stellvertreter, der mit Eifer in die Fußstapfen seines Vorgängers trat; er führte seine Reiter auf nur ihm bekannten Wegen und Stegen gegen die Schweden, überfiel dieselben plötzlich, wenn sie sich am sichersten wähten und sprengte ihre Reihen auseinander. So ging die schwedische Gewaltherrschaft immer mehr und mehr ihrem Ende entgegen; Valentin segte mit seiner Schaar allmählig das Land von den Schweden rein, welche nun in den festen Schöffern Schutz suchten. Der Feldmarschall Douglas war von den Polen unter Komorowsky und von den Brandenburgern, die für Kurland fochten, bei Schoden geschlagen worden und hatte sich nach Goldingen geflüchtet, das von dem Obristen Spens beharrlich vertheidigt wurde. Die Besatzung litt aber bereits großen Mangel und Pferdefleisch war ihre einzige Nahrung. Die Ankunft des Feldmarschalls selbst nöthigte Spens zu capituliren, denn die Besatzung hatte den Hungertod vor Augen. General Komorowsky, aufgebracht über die Hartnäckigkeit der Schweden, brach die Capitulation und nahm 100 Offiziere, nebst vielen Gemeinen mit sich als Gefangene. Libau und Schrunten waren bereits von den Schweden geräumt worden und als Obrist Armsfeldt, welcher in Grobin seinen Sitz hatte, sah, daß er sich nicht mehr halten konnte, zündete er das Städtchen an und ließ es vollständig in Flammen aufgehen. Als nun der polnische Fürst Radziwil mit den

brandenburgischen Hilfstruppen Grobin bestürmte, wollte Armfeldt eher sein Leben opfern, als sich gefangen geben; ein mörderisches Feuer empfing die kurfürstlichen Dragoner und eine große Anzahl Polen und Brandenburger büßte dabei ihr Leben ein. Immer mehr schwanden die Triumphe Karl X.; das Glück hatte Schweden den Rücken gekehrt und eine Niederlage folgte der andern. Doblen wurde von den Obristen von Nettelhorst und von Buchholz genommen und bis auf Bauske, das sich noch immer hielt, war fast ganz Kurland von den Schweden befreit. Das neue Jahr brachte endlich Frieden.

Der Tod riß plötzlich den König von Schweden aus dem Leben; in der Blüthe seiner Jahre mußte dieser ehrgeizige Fürst dahingehen, ohne seine Pläne verwirklicht zu sehen.

Durch seinen Tod trat eine große Veränderung in den Verhältnissen und in dem Zustande Kurlands ein.

Der Herzog erhielt unverzüglich seine Freiheit wieder und sollte, seiner Würde und seinem Range angemessen, bis zur Grenze Semgallens geleitet werden. Zuvor aber mußte er Ursehde schwören und aller Rache für die Zukunft entsagen, was er denn auch mit Ruhe und ohne jeglichen Vorbehalt that.

Die kalte Jahreszeit gestattete indeß nicht sogleich eine Reise nach Kurland und die Herzogin, durch ihr Schicksal gebeugt, kaum von einer Krankheit genesen, durfte sich den Strapazen einer solchen in der rauhen Jahreszeit nicht aussetzen. Die sonst so blühende Gesundheit der Fürstin war durch die Geburt eines Prinzen bedeutend erschüttert worden. Der kleine Prinz, der schon bei seiner Geburt ein Gefangener war, hatte ein schlimmes Erinnerungszeichen an jene grauenvolle Nacht mit auf die Welt gebracht: es fehlte ihm der rechte Arm und diese Mißbildung erklärten die Aerzte als eine Folge der gewaltigen Gemüthserschütterung der herzoglichen Frau über die Verstümmelung des Tanzmeisters Duval, dem von den feindlichen Dragonern der Arm vom Leibe getrennt worden war.

Obwohl der kleine Prinz, sonst kräftig an Leib und Seele, keine Veranlassung zu Befürchtungen gab, so brachte die peinliche

Lage der herzoglichen Familie für jeden Einzelnen eine traurige Gemüthsstimmung mit sich und selbst den Herzog hatte die Zeit, in welcher er sein hartes Geschick getragen, gebeugt und um Jahre älter gemacht. Mit ebenso ruhiger Würde, wie die Ankündigung der Gefangenschaft, vernahm er die Botschaft der Freiheit, und auch der laute Jubel ihrer Umgebung vermochte die Herzogin nicht heiter zu stimmen. Still und ergeben, nur weniger kraftvoll wie ehemals, rüstete sie sich zum Ausbruch in die Heimath und ein trübes Lächeln erhellte ihr bleiches Antlitz bei der frohen Hoffnung der Ihrigen.

Das verwüstete Kurland bot kein gastliches Dach für die leidende Frau und es bedurfte längerer Zeit, um die Gemächer des Schlosses nothdürftig zu restauriren, damit sie den bescheidensten Ansprüchen genügten. Bauste war ebenfalls, wie Grobin, ein Raub der Flammen geworden und sein Grund und Boden mußte mit 10,000 Gulden ausgelöst werden; die Schweden hatten es den Polen übergeben und diese forderten eine Entschädigung für die Verluste, die sie im Kriege erlitten.

So war der Frühling gekommen; die Fluren boten einen traurigen Anblick. Zwischen Trümmern und Schutt sproßten nothdürftig die kleinen Hälmschen hervor, und es war noch immer keine Aussicht auf eine Ernte für den kommenden Herbst vorhanden.

Es war am 9. Mai 1660 als der Kommandant von Narva, der General Helmsfeldt, dem Herzog die Aufhebung seiner Gefangenschaft verkündete. Er trug jetzt eine devote Ergebenheit zur Schau und bemühte sich, der herzoglichen Familie alle erdenklichen Aufmerksamkeiten zu erweisen. Er berichtete, daß auf dem Wege nach Kurland für alle Reisebequemlichkeiten gesorgt sei, daß er selbst, als ergebener Diener des Herzogs, die Vorkehrungen zur Reise treffen werde, und was dergleichen mehr war. Still lächelnd nickte dann der Herzog, ohne den Mann eines Blickes zu würdigen; seine Seele war von Sehnsucht nach seinem geliebten Kurland erfüllt, sein Geist malte sich die Leiden seiner Untertanen aus und der Gedanke, als Trost für seine verlassenen Landesfinder wiederzu-

lehren, gab ihm eine hohe Freude und ließ ihn alle überstandenen Demüthigungen und Leiden vergessen.

Der 3. Juni brachte die festgesetzte Stunde der Abreise.

Unter dem Donner der Kanonen und mit allen militairischen Ehrenbezeugungen setzte sich die Karosse des Herzogs in Bewegung. Die Frau des Gouverneurs, die bis dahin der Herzogin ziemlich fremd gegenüber gestanden hatte, ließ sich nicht die Ehre nehmen, derselben feierlich das Geleite zu geben. Reiter und Fußvolk beschloßen den Zug, und nun ging die Reise über Reval und Pernau langsam und mit vielen Hindernissen von Statten. Obwohl im Sommer, führte der Weg doch über wüste Strecken und zertrümmerte Brücken, und je näher sie Kurland kamen, desto schwieriger wurde die Fahrt. Helmsfeldt hatte Wort gehalten, denn überall, wo Raß gemacht wurde, erwartete den Herzog fürstliche Bedienung und gutes Nachtquartier. Die schwedische Regierung wollte gut machen, was ihr König an ihm verbrochen hatte. Nach 3 Wochen langte man am livländischen Flusse Na an, wo eine Anzahl Kurländer dem Herzog ihre Freude über seine Rückkehr bezeugte; auf dem halben Wege von Neuermühlen bis Riga erschien plötzlich der Feldmarschall Douglas mit einem Gefolge von 200 Reitern und empfing den Herzog mit einer wohlgefügten Rede. Unter Kanonendonner setzte sich der Zug wieder in Bewegung und erreichte endlich die Stadt Riga. Hier empfingen den Herzog 2000 Bauern, die ihren geliebten Landesherrn laut jubelnd begrüßten. Der Herzog sah die aufgehobenen und gefalteten Hände seiner Landesfinder und wandte sich ab, um seine Rührung zu verbergen. Der Rath zu Riga hatte an diesen heimatlosen Leuten Barmherzigkeit geübt und sie in seinen Mauern ausgenommen, wo sie nothdürftig mit Lebensunterhalt versorgt wurden; doch waren mehr als 5000 Mann durch Hunger und Krankheit umgekommen. Douglas bewog den Herzog, bis zum 7. Juli in Riga zu bleiben und war nun ebenso eifrig wie der Obrist Helmsfeldt bemüht, dem Fürsten die gebührenden Ehren zu erweisen. Derselbe Mann, der vor 2 Jahren Herzog Jacob verrätherisch überfallen und in die Gefangenschaft geschleppt, der ihn dort durchaus nicht seinem

Ränge und seiner Würde gemäß behandelt hatte, dem sogar das Leben des Herzogs gleichgültig gewesen war, dieser Mann ließ es sich jetzt anlegen sein, dem Fürsten durch Ehrenbezeugungen die herben Erinnerungen an die Vergangenheit zu nehmen und Jacob war großherzig genug, dem Feldmarschall durch keinerlei Vorwurf in Verlegenheit zu setzen und gedachte sogar seines heimgegangenen Betters, des Königs Karl X., mit versöhnlichen Worten. In Begleitung des Feldmarschalls und anderer Autoritäten erreichte die herzogliche Familie am 8. Juli den kurischen Boden, wo sie von den Oberhauptleuten und von den Oberräthen empfangen wurde. Der Landhofmeister von der Necke und der Landrath von Wigandt bewillkommneten den Herzog mit einer Rede und hatten Mühe, die Festigkeit ihrer Stimme zu bewahren, während Aller Augen voll Thränen standen. Die Herzogin, obwohl in tiefster Trauer um ihre, vor Kurzem heimgegangene Mutter, trug kein schwarzes Gewand; allein einer trauervollen Behmuth konnte sie sich nicht erwehren und sie verbarg nicht die Thränen, welche der Anblick des verwüsteten Landes ihr entlockte.

Auch Valentin empfing jetzt seinen Herzog und brachte ihm seine Huldigung als Obrist Lübecker dar; ganz besonders ergriffen war Herzog Jacob, als ihm sein Freund und treuester Diener der Kanzler Fölkersahm, entgegentrat, der soviel für seine Befreiung zu Oliva gewirkt hatte. Beide Männer schüttelten sich stumm die Hände und als Fölkersahm sich huldigend auf ein Knie niederlassen wollte, zog ihn der Herzog zu sich empor an seine Brust und eine Umarmung feierte das Wiedersehen.

In Doblen hatten die Feinde am ärgsten gehaust; im Schlosse gab es weder Fenster noch Thüren und die Reisegesellschaft mußte es sich gefallen lassen, unter der Obhut des umsichtigen Brandt, der für Alles gesorgt hatte, theils unter freiem Himmel, theils in den zerstörten Zimmern zu übernachten.

Die schöne Julinacht verminderte diese Beschwerde um Vieles, und am andern Morgen hielt der Herzog mit sämmtlichen Reisegenossen in der Kirche zu Doblen ein Dankgebet; dann ging es weiter. Ueberall bot sich das Bild der Zerstörung dar; Güter

und Gefinde waren verwüftet, Menschen schlichen, gleich Schatten, scheu umher und nur die Ueberzeugung, daß ihr Landesvater heimgekehrt, lockte ein schwaches Lächeln auf die in Gram und Leid erstarrten Züge.

Mit neuer Kraft ergriff der Herzog wieder die Zügel der Regierung und sorgte und schaffte mit eisernem Fleiß, wo es galt, das Zerstörte neu aufzubauen.

Seine Verbindungen mit anderen Mächten gereichten ihm dabei zu besonderem Nutzen und ferne Länder sandten ihm Hilfe und Beistand.

England und Dänemark lieferten Maschinen und Sämereien, ausländische Fabrikmeister hatten vollauf zu thun, um die alte Industrie wieder in Gang zu bringen und allmählig erhob sich das zertretene Kurland zu neuer Blüthe; aus Schutt und Trümmern flogen neue Gebäude empor, über die verheerten Strecken zog wieder des Landmanns Egge und Pflug und wiederum grünte und blühte es, wiederum wogte die Saat und die bleichen abgemagerten Gestalten verwandelten sich endlich in Männer, die das Korn für Herbst und Winter einheimsten.

So waren die Jahre gekommen und gegangen. Die Thätigkeit des Herzogs hatte in Kurland wieder eine Industrie geschaffen; seine Agenten hatten vollauf zu thun und die Correspondenzen nach England, Frankreich und Deutschland nahmen kein Ende. In Schloß erstand wieder ein Kupferhammer, in Neugut befand sich die große Stückgießerei, in Rönneu eine Sägemühle; eine Büchschmiede, Pulvermühle und Segelfabrik in Schrunden, durch Meister aus Hannover geleitet. Eckau hatte eine Glashütte und einen Kupferhammer, in Mesothen und Annenburg wurden herzogliche Tuchfabriken errichtet, von englischen Meistern beaufsichtigt, und in Mitau erstand ein Stahlwerk.

Der Inspector sämmtlicher Fabriken aber war der ehemalige Rittmeister Bengt-Ström, der nach Ableben seines Königs vollständige Amnestie erhalten und ungehindert einige Zeit in Schweden zugebracht hatte; noch immer trug er im Herzen die stille Hoffnung,

seine Lieben wiederzufinden, denn er glaubte, daß sein Weib und Kind mit Hilfe seiner Landsleute die Heimath erreicht und dort eine Zuflucht gefunden hätten. Sieben Jahren hatte er die Heimath durchforcht, der Gram zehrte an seinen Kräften und siech, hinfällig und mit ergrautem Haar zog er hinaus nach Italien, um sein Leid zu vergessen, unter fremde Leute, fremde Verhältnisse, in ein warmes, sonniges Land, das ihm Trost bieten sollte für sein verlorenes Glück.

Bengt-Ström war der einzige Sohn reicher Eltern und geboht nach Ableben derselben über ein beträchtliches Vermögen. Italien, mit seinem südlichen Himmel, seinen Orangenhainen, seinen dunkel-äugigen Frauen bot indeß keine Reize für den unglücklichen Mann; die Sehnsucht, die Stätte wiederzusehen, wo er zum letzten Mal Weib und Kind umarmt, nahm immer mehr und mehr Ueberhand in ihm, und ehe noch 3 Jahre verflossen waren, zog er zurück in die Stadt, die einst sein Liebstes ans Erden geborgen. Magdas Eltern waren über den Verlust der Tochter und der Enkelin in großer Trauer; die Mutter starb bald und, der alternde Vater zog zu seiner zweiten verehelichten Tochter nach Westfalen. So hatte denn Bengt-Ström in seiner Heimath den letzten Anhalt verloren und eilte den besten Freund, der ihm geblieben, den alten Brandt, aufzusuchen. Der Silberwärter empfing den Langvermißten tief erschüttert; der schlanke, schöne Rittmeister hatte eine schmerzvolle Wandelung durchgemacht. Gebrochen war die einst so stolze Gestalt, das Haar hing in silberweißen Strähnen an den bleichen Wangen herab, die sonst so feurigen Augen mit dem kühnen Blick waren tief eingefallen und der Mund hatte längst das Lächeln verlernt. Bengt-Ström war stets mit Brandt in Correspondenz geblieben und Jahre hindurch hatte der Letztere Nachforschungen nach den Verschwundenen angestellt, auch hatte der Obrist Lübecker, der jetzt im Dienste des Herzogs stand, nach allen Richtungen hin dasselbe gethan, doch leider vergebens, und Alle hatten sich mit der Zeit an den traurigen Gedanken gewöhnt, daß Mutter und Kind mit vielen Tausend Anderen ein Opfer des Krieges geworden seien.

Jetzt, wo Kurland industriell fortschritt, und nicht immer sachkundige Leute für die Fabriken aufzutreiben waren, kam Brandt auf den Gedanken, seinem schwedischen Freunde ein Amt zu verschaffen, wo er in freier Thätigkeit sein Leid vergessen konnte und wo die wenigen müßigen Stunden ihm nicht gestatteten, der Erinnerung zu leben, sondern ihm nur zur Erholung für Geist und Körper dienten. Der Herzog, längst durch Brandt von dem Geschick Bengt=Ströms unterrichtet, war gern bereit, dem Manne, der um feinetwillen gelitten, nicht nur Heimath und sichere Zufluchtsstätte zu bieten, sondern er suchte auch Bengt=Ström in seine industriellen Unternehmungen einzuweihen und machte ihn zum Vertrauten seiner Handelspläne und Projecte. Er ernannte ihn zum Inspector sämmtlicher Fabriken, und mit Energie suchte sich Bengt=Ström mit seinen neuen Verhältnissen vertraut zu machen; so wurde denn die Arbeit ein Heilmittel für den trostlosen Seelenzustand des einsamen Mannes. Für die mühevollen Arbeitsstunden bot ihm das Zusammentreffen mit Brandt manche Entschädigung, dessen biederer Character und klarer Verstand einen segensreichen Einfluß auf den Inspector ausübten. Nach und nach zog eine stille Resignation in seine Seele und unererschütterliche Ruhe und Zufriedenheit ließen allmählig die Erinnerungen erbleichen, die Jahre lang an Leben und Mark dieses Mannes gezehrt hatten. Ganz seinem Amte hingegeben, war ihm die Arbeit ein Segen; die Arbeiter waren seine Familie, und was außer dem Bereiche dieser Welt lag, war ihm gleichgültig. Die Gunst und das Vertrauen des Herzogs nahmen immer mehr zu, und er machte zweimal jährlich persönlich eine Inspectionreise, um seinem Inspector seine Gewogenheit und Zufriedenheit auszusprechen; alle andere Gunstbezeugungen, wie Aemter und Würden, lehnte Bengt=Ström dankend ab. Er befand sich stets dort, wo er am nöthigsten war, und so kam es denn, daß der ehemalige Rittmeister 8—10 Mal jährlich an verschiedenen Orten sich aufhielt, es aber vermied, bei Hofe zu erscheinen, selbst dann, wenn ein Familienfest im herzoglichen Schlosse sämmtliche herzoglichen Beamten versammelte. Brandt, der stets in der Nähe des Herzogs weilte, sah seinen Freund jetzt immer seltener und wenn er den

Herzog auf seinen Inspectionsreisen begleitete, so vermied er stets, den wunden Fleck der Erinnerungen bei Bengt-Ström zu berühren.

Fast 15 Jahre waren seit jener Katastrophe verflossen, die für den Herzog so bedeutungsvoll gewesen; durch die Einsicht und die energische Betriebsamkeit Jacobs und seines Inspectors war Kurland wieder, wie ein Phönix, aus Schutt und Trümmern zu neuer Blüthe emporgestiegen.



Kapitel II.

Die steinerne Jungfrau.

Heller, glänzender Sonnenschein lag auf Feld und Flur; die gelben, rothen und blauen Blumen dufteten auf der Wiese in reicher Fülle und leichtfertige Schmetterlinge gaukelten hinüber und herüber. Es war ein heißer Julitag, kein Lüftchen regte sich und die ganze Natur schien zu ruhen; nur die Bienen des reichen Müllers sammelten emsig Blütenstaub und trugen ihn summend in ihre Bellen. Drüben am Mühlbach lagerte eine Heerde weiß- und braungefleckter Lämmer, während nebenbei im hohen Schilfgras ein mächtiger Schäferhund, lang ausgestreckt, Wache hielt.

Der Mühlbach lag still und glatt da, denn das Mühlenrad hielt mit den Müllerleuten seine Mittagsruhe. Durch den Bach watete jetzt ein Mann und nahm seinen Weg quer über die Wiese; in Mitten derselben stand eine breitstämmige Linde, deren dichtbelaubte Zweige ringsumher den grünen Boden beschatteten. Zu ihr lenkte der Mann seine Schritte und spähte sorgsam umher. Seine Gestalt war hoch und breitschulterig; eine graue Hose aus grobem Zwillich und ein Leinenhemd waren seine ganze Bekleidung, ein breiter Ledergurt mit einer silbernen Schnalle kennzeichnete ihn als einen freien Mann und ein grober Strohhut beschattete das Antlitz des reichen Müllers vom Beigute Pokain, das unweit Doblen lag, und zum Leibgeding der Herzogin von Kurland gehörte.

„Hier wird sie wohl stecken!“ schmunzelte der Müller und bog

die Zweige der Linde auseinander; „guten Morgen, Else,“ rief er und schaute auf ein junges Mädchen, das mit verschränkten Armen an den Stamm der Linde gelehnt, hier Schutz vor der Sonnenhitze gesucht hatte — „na, Raum haben wir ja Beide auf diesem grünen Fleck!“ fuhr er fort und ein häßliches Lächeln umspielte seine dicken Lippen, zu welchen sich vom Ohr herab eine breite Schmarre zog; „thu' nicht so stolz, kleine Kärrin, wenn Dein reicher Verwandter ein wenig mit Dir scharmuzieren will!“ Und er versuchte die Hände des Mädchens zu erfassen.

Diese war schweigend an's Sonnenlicht hinausgetreten und schickte sich an, ihren Weg über die Wiese zu nehmen.

„Höre, Gänseprinzessin,“ rief der Müller gereizt und stellte sich ihr in den Weg, „durch Dein albernes Schweigen machst Du mich zornig und es wird noch einmal dahin kommen, daß ich die Großmutter veranlasse, Dich bei dem Gesindewirth in Dienst zu geben, wo Du auf der Dreschtemme mit anderen Mägden zwölf Stunden für's schwarze Brod arbeiten mußt, ohne einen Tagelohn zu bekommen!“

Tiefe Röthe des Unmuths überzog das blasse Gesicht des Mädchens, das noch immer schweigend und gesenkten Hauptes, mit einem kurzen Röckchen bekleidet, barfuß vor ihm stand. Die schlanke, zarte Gestalt hatte Nichts gemein mit dem robusten Körperbau der kurischen Mägde; ihre feinen Finger schlangen sich krampfhaft in einander und ihre Augen hefteten sich bei der Rede des Burschen starrr auf den Boden, während jener mit in die Seite gestemmen Armen dicht vor sie hintrat.

„Sei vernünftig, Else,“ sagte er beschwichtigend, als er sah, daß eine sanfte Blässe der aufgestiegenen Röthe Platz machte und das Mädchen leise bebend nach Fassung rang; „sei vernünftig und weise nicht durch Starrsinn die wohlthätige Hand zurück, die Dich in Schutz nimmt und für Dich sorgen will, damit Du es gut haben sollst; denke daran, das Du die ärmste Magd im ganzen Kreise bist, daß sie Dich verhöhnen und verlästern, weil Du nicht mit ihnen zum Tanze gehen darfst; denke daran, wie die Burschen vor Dir

fliehen, weil Du in ihren Augen das Häßlichste und Kränklichste der Dorf Mädchen bist! Ich aber will —"

Jetzt warf Else den Kopf zurück und zwei ernste, dunkle Augen schauten dem Müller in's Gesicht.

Dieser wich unwillkürlich einen Schritt zurück und suchte vergebens den Faden seiner Rede wieder aufzunehmen, den er durch das plötzliche Aufschauen Elsens verloren hatte.

„Gieb den Weg frei! Ich gehe zur Großmutter und will das Wiesengras nicht zertreten,“ bebte es von ihren bleichen Lippen und sie ging an dem Burschen vorüber.

„Jetzt mußt Du endlich einmal hören, was ich Dir zu sagen habe, wenn Du nicht willst, daß ich Dich mit Gewalt zurückhalte!“ sagte Frau zähneknirschend; „ich will einmal sehen, ob Du mir trogen wirst, um Dein eigenes Glück zu verschmerzen! Ich will um Deinetwillen vergessen, was Du durch Deine Hartnäckigkeit verschuldet hast!“ Und mühsam seine Wuth unterdrückend fuhr er mit gedämpfter Stimme fort: „Um es kurz zu machen, Else, ich will Dich zum Weibe nehmen, ich will Dich hegen und pflegen, wie ich es oft gethan, als Du noch ein Kind warst; ich will um Deinetwillen die reiche Diese ausschlagen; denn, wie Du weißt, fand ich in der Fremde ein gutes Brod und brachte ein schönes Stück Geld heim. Die Mühle ist mein und wenn die Großmutter stirbt, fällt das Gefinde zum Leibgeding der Herzogin zurück; Du bist dann herrenlos und eine Bettlerin. — Ich will Dich schützen vor Hunger und Verfolgung; Deine kleinen Hände können nicht so hart arbeiten, wie die derben Fäuste unserer Mägde, Deine zarten Füßchen vertragen nicht den steinigen Boden und einen Mann bekommst Du nimmermehr, wenn Du mich ausschlägst, denn unsere Bauern brauchen kräftige Weiber, die ihnen den Topf an's Feuer stellen und das Feld ackern helfen. Dich aber halten sie Alle für unbrauchbar und Du weißt sehr wohl, daß die Mägde und Burschen unseres Fleckens mit der „steinernen Jungfrau,“ wie sie Dich nennen, Nichts gemein haben wollen. Darum schlage ein, Else!“ Er trat einen Schritt näher um ihre Hand zu fassen.

Das Mädchen lehnte wieder am Stamm der Linde, ihre Augen hefteten sich starr auf den Boden; sie wickelte ihre langen, blonden Zöpfe um die schlanken Finger. Wie im Traume befangen hatte sie der langen Rede des Müllers wenig Gehör geschenkt; doch als er näher trat, glitten die langen Zöpfe zu beiden Seiten hernieder und die Arme über die Brust kreuzend, stand sie lautlos, wie in Gedanken versunken, da.

„Gelt,“ sagte Jan, der ihr Schweigen zu seinen Gunsten deutete, „das hat Dir heute Nacht nicht geträumt? Nun, komm her und gieb mir den Brautkuß, jetzt weißt Du, daß ich es ehrlich mit Dir meine, und sträube Dich nicht!“ —

„Laß ab, Jan!“ sagte Else, aus ihrer Starrheit erwachend; „wir Beide passen nicht zusammen! — Ich verstehe, was der Vogel singt und was der Bach erzählt, ich kenne das Flüstern meiner Linde und weiß, wenn ihre Zweige sich im Winde neigen und der Himmel dunkel wird, daß ein Sturm heranzieht. Ich weiß, wenn die Sonne erwacht, daß der neue Tag beginnt und die Blumen und Bäume ihn mit mir zusammen begrüßen, ich weiß, wenn Skral, mein Schäferhund, mich ansieht, daß ich auf seine Treue bauen kann und ebenso weiß ich, daß, wenn Großmutter mich Else nennt, sie mich lieb hat. Von Dir aber weiß ich nur, daß Du mir Ehen einflößest, daß mir das Herz zu Stein erstarrt, wenn Du bei mir bist und daß ich Dich schnell vergesse, wenn Du von mir gehst!“

„O, wenn Du erst mein Weib bist, werden diese Narrheiten aufhören!“ lächelte der Müller, dem dieser Einwand unklar und nichtig schien, auch war er auf einen ernsthaften Widerstand vorbereitet gewesen. Else hatte ja keine feindliche Stellung mehr und im Nu umschlang er sie, um endlich den ersuchten Brautkuß zu erhalten. Da sprang ein riesiger Hund zwischen Beide, packte den Burschen, der sich dessen nicht versah, und warf ihn zu Boden; zähnefleischend stemmte er beide Tagen gegen die Brust des Daliegenden und die kleinste Bewegung hätte denselben einen Biß in die Kehle eingebracht.

„Skral, laß ab!“ rief Else erschrocken und der Hund wandte

seiner Herrin den Kopf zu. Da traf ihn von unten ein Messerstich aus Jans sicherer Hand; das Thier heulte laut auf und brach zusammen.

„Warte, Bestie, jetzt hat Dein letztes Stündlein geschlagen!“ knirschte der Müller, packte den Hund mit gewaltiger Faust, drückte ihn zu Boden und hob den Arm, um ihm den Garaus zu machen.

„Thu' es nicht!“ bat Else mit zitternder Stimme; „der Hund ist mein einziger Freund!“

„Eben darum!“ lachte Jan und drückte die Kehle des keuchenden Thieres fester zusammen. Leichenblaß wandte das Mädchen sich ab und verbarg ihr Gesicht in beiden Händen; ein Zittern überlief ihre ganze Gestalt und mit wankenden Schritten bemühte sie sich, den Platz zu verlassen.

„Höre, Else,“ sagte Jan, „ich lasse den Skraul am Leben, wenn Du mich jetzt umarmst und küßt.“

Und er warf den Kopf zurück und schaute das Mädchen lachend an, welches einen Augenblick still stand und dann traurig sagte:

„Um diesen Preis, Skraul, kann ich Dich nicht retten, obwohl ich meine rechte Hand für Dich hingeben möchte.“

Und sie stürzte davon.

Da sauste es durch die Luft und auf den Rücken des Müllers regneten zahllose Peitschenhiebe; während dieser den Hund fahren ließ, kehrte das Mädchen auf halbem Wege um und sah mit Erstaunen, wie ein junger Herr in grünem Jagdrock und hohen Reiterstiefeln unermüdtlich über Jans Rücken die Peitsche schwang, während ein älterer Herr in grauem Rock, mit großem Hut, gemächlich die Hände auf dem Rücken, dem Schauspiel zusah.

„Jetzt wird er wohl genug haben!“ rief der Jüngling und warf hoch aufathmend die Peitsche von sich; „man sollte glauben, Doctor, daß dieser Bursche statt der Haare eine feurige Bürste auf dem Kopfe trägt!“ Er wies auf den bestürzten Müller, dem der Hut vom Kopf gefallen war: „Wer bist Du und wie darfst Du auf dem gesegneten Boden des Herzogs von Kurland zum Hunde-

schlächter werden? Was hat Dir das Thier gethan, daß Du es so übel zurichdest?" herrschte er den Müller an.

"Es ist eine türkische Bestie, Herr," sagte Jan, "und beißt Jedermann, der ihr in den Weg tritt; und weil sie mich beschädigte, wollte ich ihr den Garaus machen; doch habt Ihr kein Recht, mich zu mißhandeln, da ich auf meinem Boden stehe."

"Ich habe Dir gesagt, Bursche, daß dieser Grund und Boden meinem Vater, dem Herzog von Kurland gehört, und treffe ich Dich noch einmal bei einer derartigen Arbeit, so soll es Dir noch ganz anders ergehen. Ein Hund beißt nie, wenn er nicht Veranlassung findet, Jemand zu beschützen oder sich genöthigt sieht, seines Herrn Eigenthum zu vertheidigen. Und daß Du etwas Böses im Schilde führtest, zeigt Dein schauer Blick und das Mädchen, das sich dort über die Wiese flüchtete. — Gesteh, was Du vorhattest, oder ich lasse Dich binden und in Gewahrsam bringen."

"Hoher Herr!" sagte Jan demüthig und küßte den Rockzipfel des jungen Mannes; "ich hatte nichts Schlimmes im Sinn; ich freite nur um jenes Mädchen dort und als ich es küssen wollte, warf sich der Hund zwischen uns und Die dort hat es zu verantworten, wenn ich das Thier von mir abzuschütteln suchte."

Jetzt wandte sich der Jüngling nach Else um und sah, wie das Mädchen im Grase kniete und eifrig bemüht war, mit ihrer Schürze das Blut zu stillen, das aus der Wunde des schwerverwundeten Thieres quoll.

Skraul hatte sich eine Strecke weiter geschleppt, als er sah, daß seine Herrin umkehrte, und war vor ihr winselnd zusammengebrochen.

Der alte Herr, den der junge Mann mit dem Namen "Doctor" angeredet hatte, näherte sich dem Mädchen, indeß Jan dem Prinzen Alexander Rede und Antwort stand.

"Der wird wohl dran müssen!" sagte der Alte und zog eine Flasche aus der Brusttasche, goß einige Tropfen auf die Wunde des Thieres, das schmerzhaft zusammenzuckte, und wandte sich dann zum Prinzen:

„Hoheit,“ sagte er, „wenn es Euch gefällt, schlagen wir jenen Waldweg ein, bis wir die Unfrigen erreichen. Die Sonne brennt hier kannibalisch und ich komme um, wenn ich nicht binnen zehn Minuten etwas Schatten und viel zu trinken bekomme. Es helfen mir alle meine mitgenommenen Arzneien nichts und Ihr, mein Prinz, habt in Bälde eine Leiche an Eurer Seite!“

„Das wolle Gott verhüten!“ lächelte Alexander und sah aufmerksam auf Else, die, ohne aufzublicken, vor dem Hunde kniete und zärtlich seinen Kopf streichelte.

„Gehört das Thier Dir?“ fragte er und wies auf den Hund. Else nickte wehmüthig und fuhr fort, den Hund zu liebkoosen; der Prinz fragte weiter: „Warum hast Du denn gestattet, daß der Hund Deinen Freier anfiel? — Wenn Du den Burschen zum Manne willst, so solltest Du bei der Unterredung mit Deinem Schatz Deinen bösen Wächter daheim lassen. — Weßhalb antwortest Du nicht?“ „Sie spricht wohl nicht Letztlich?“ wandte er sich an Jan, der mit gekrümmtem Rücken in der Nähe stand.

„Ei, ja wohl, hoher Herr!“ sagte dieser, „doch wenn sie tückisch ist, versteinert sie gleichsam und ärgert jeden vernünftigen Menschen durch ihr verbissenes Schweigen.“

„Wer ist sie denn?“ fragte der Doctor; „jedenfalls hat sie die Frage Ew. Hoheit nicht verstanden.“

„Oder aber sie ist ein wenig tückisch, weil der Bursche den Hund etwas zu hart bestraft hat,“ sagte der Prinz und legte den Stiel der Peitsche, die er aufgehoben hatte, leicht auf die nackte Schulter des Mädchens, welches zusammenzuckte und sich rasch vom Boden erhob.

„Eine «Noli me tangere» ist sie, mein Prinz! denn sie duldet keine Berührung, wie Ihr seht!“ lachte der Alte und trat vorsichtig näher, um sich die kleine Hexe anzusehen.

Else schaute mit erschrockenen Augen die beiden Herren an und tiefe Röthe lagerte sich auf ihren Wangen, während an ihren Augenwimpern Thränen glänzten; ob sie der Schmerz oder die Enttäuschung ausgepreßt, war nicht zu entscheiden, doch bebte ihre

Stimme, wie im Horn, als sie sich zum Prinzen wandte und einfach sagte:

„Herr, ich wußte nicht, daß Ihr mich meintet, als Ihr von einem Freier sprach; daher konnte ich auf Eure Frage nicht antworten. Ich habe keinen Schatz und will nicht gefreit werden; ich kenne diesen Mann da als den Verwandten meiner alten Großmutter, heiße Else und gehe jetzt heim, um dem Hunde Hilfe zu schaffen.“

Else wandte sich eiligen Fußes und war bald den ihr nachblickenden Männern entschwunden.

„Na, kürzer konnte sie's nicht machen!“ sagte der Doctor, „und deutlich genug sprach sie das Letztliche; doch ist sie eine merkwürdige Erscheinung, wie ich sie noch nie unter dem kurischen Bauernvolke sah. — Geld, gestrenger Herr, auch Euch nimmt's Wunder? Nicht wahr, Prinzlein? Haben wir doch auf dem Wege zum Leibgeding Eurer hohen Frau Mutter ein ganz hübsches Abenteuer erlebt! Schade, daß Prinz Friedrich und unsere schöne Barbara nicht dabei waren! Das Fräulein hätte in dem barsüßigen Mädchen gleich etwas Besonderes erblickt und sich vielleicht aus dem eigensinnigen Dinge ein Kammerzöfchen herangebildet. Doch jetzt scheint die Reihe an Euch zu sein, mein hohes Herrlein, nicht zu antworten, und zu der steinernen Jungfrau haben wir einen steinernen Ritter. Uns brennt bei dieser Gelegenheit die Sonne den Schädel entzwei, wenn wir nicht schnell abmarschiren.“ Er faßte den Prinzen lustig am Arm und zog ihn während dieser Rede in den naheliegenden Wald, durch den sich ein schattiger Weg schlängelte. Der Müller folgte den beiden Herren. Der Prinz hatte sich in's Gras geworfen, während der Doctor die Hand vor den Augen hielt und auf den vor ihm liegenden Waldpfad schaute.

„Noch kommen sie nicht!“ sagte er ungeduldig, „und wenn es nicht Euer Einfall gewesen wäre, voraus zu eilen, so könnten wir jetzt mit ihnen die schönste Mittagsruhe halten und manchen kühlen Trunk thun.“

„Wollen es einholen, Doctor!“ sagte der Züngerling und nestelte

sein Wamms auf! „hilf mir, Du Maulwurf!“ wandte er sich zum Müller und dieser sprang behend herzu, um seine Dienste anzubieten.

Er faßte den Ärmel des grünen Sammetwammses und sah mit Erstaunen, daß dieser leer an der Seite herabhing, während er bemüht war, den andern Arm vom Ärmel zu befreien; „der Einarmige schlägt wie der Teufel mit der linken Hand!“ murmelte er und hing das Wamms fein säuberlich an einen Tannenast.

„Weißt Du, Baner,“ sagte der Prinz, „Dich schicken wir auf den Weg nach Doblen; schau aus, ob Du einen Zug erblickst, der dorthin in die Burg will. Wo nicht, so begieb Dich zurück und melde uns in der Mühle an, damit sie uns dort eine Ruhestätte bereiten und wir Speise und Trank vorfinden!“

„Herr,“ sagte der Müller, „wenn Ihr vorlieb nehmen wollt, so bringe ich Euch gleich dorthin; denn ich selbst bin der Eigenthümer der Mühle und werde Sorge tragen, daß man Euch das Beste vorsezt, was wir vermögen.“

„Seht Ihr wohl, Prinzlein, daß wir noch in die verzauberte Mühle müssen und der rothhaarige Kobold selbst ist der Herr derselben; das wird immer schauriger und wenn er uns einen Mühlenstein statt Brod giebt, was dann, Herrlein?“

Der Prinz achtete nicht auf des Doctors Rede, sondern wandte sich an den Müller:

„Das Mädchen ist Eure Verwandte, sagtet Ihr?“

„Nein, Herr; die Großmutter hat sie auf der Straße aufgefunden. Else ist seit dem Schwedenkriege bei uns, wo ihre Eltern erschlagen wurden und sie vater- und mutterlos der Großmutter anheim fiel. Damals war ich noch ein Junge und die Else ein kleiner Piepvogel, der mühsam am Leben erhalten wurde. Die Großmutter hat viel mit ihr auszustehen gehabt, bis sie groß gezogen war. Doch Undank ist der Welt Lohn! Ich habe unter fremden Leuten mein Brod gesucht, habe unter Schweden und Aurländern gedient, bis ich mir von dem ersparten Gelde die Mühle pachten konnte. Die Großmutter hat von früher her in Pokain eine Hütte zu eigen, doch wenn die Alte stirbt, fällt sie zum Leib-

geding der Herzogin zurück und Else bleibt obdachlos. Daher wollte ich —“

„Es ist gut!“ unterbrach ihn der Prinz; „Du willst sie, doch sie will Dich nicht, und daher rathe ich Dir, das Mädchen unangefochten zu lassen!“

Jan schaute den Prinzen verwundert an und Dr. Harder tröpfelte 15 Tropfen braunen Lebenselixirs auf ein Stück Zucker, um sich geistig und leiblich aufzufrischen.

„Da kommen sie!“ rief er plötzlich und schnellte in die Höhe. Der Prinz warf sich behende sein Wamms über die Schulter und eilte dem Zuge entgegen.

Herzog Jacob machte eine Reise zu Pferde, um mit seinem Gefolge in Doblen einzutreffen.

Die Herzogin hatte ihren Sommeraufenthalt in Hofzumberge, von wo es kaum eine Tagereise bis Doblen war; dorthin begab sich der Herzog, um Anordnungen zu treffen, daß man die Thurmgemächer für den Winter ganz besonders restaurire, da der Kurfürst von Brandenburg, der Herzogin Bruder, dort einzutreffen versprochen hatte, um das von Neuem aufblühende Kurland wiederzusehen und mit seinem Schwager der Jagd und anderen Vergnügungen obzuliegen gedachte. Der Herzog war mehr denn je bemüht, sein geliebtes Kurland bald zu neuer Blüthe zu erheben. Er scheute keine Reise, weder in der Winterkälte, noch in der Hitze des Sommers, um seine zerstörten Schlösser und Burgen wieder aufzurichten. Er schreckte vor keiner Strapaze zurück, um das gut zu machen, was der Krieg verdorben und verwüstet hatte. So zog er auch jetzt mit wenigen seiner Getreuen dahin. Auch Frauen sah man im Gefolge und eine Sänfte, die mit im Zuge war, zeugte davon, daß man sie als Obdach für die reisenden Damen mitgenommen hatte. Jetzt wurde sie leer dem Zuge nachgetragen und die schöne Inassin, die im Regenwetter dort hineingeflüchtet war, saß hoch zu Ross und ihr zur Seite ritten auf kleinen Zestern die dienstthuenden Kammerfrauen. Georg von Földersfahm ritt an Jacobs Seite, ihm folgten die Damen, und Blasius, der Schweizer, Brandt, der Silberwärter,

sowie einige Troßbuben, welche das Gepäck und die Kasse des Doctors und des Prinzen führten, beschloßen den Zug.

Die Herzogin hatte vor kurzer Zeit die Reise von Mitau nach Hofzumberge gemacht, um dort, wie gewöhnlich, den Sommer mit ihrem Hofe zu verbringen.

Während der Herzog bemüht war, durch mächtige Verbindungen seinem Lande die nöthige Hilfe zu schaffen und eifrig seinen ausländischen Correspondenzen oblag, versammelte die edle Frau die Armen um sich, deren Noth noch immer kein Ende nehmen wollte und die noch an dem Elend litten, welches das unglückliche Jahr 1658 hinterlassen hatte. Es galt viel zu denken und zu arbeiten und noch manches Jahr gehörte dazu, wieder aus Schutt und Trümmern grüne Felder und blüthenreiche Wiesen hervorzuzaubern. In der That mußte der Herzog, um wieder Kirschen im Hofgarten zu haben, sich junge Bäumchen aus Berlin kommen lassen, da die fürstlichen Gärten vollständig verwüstet und verheert waren. Schon hatte die Zeit aus den Bäumchen grüne, weißblühende Bäume großgezogen, und seit einigen Jahren bereits schmückten die herzogliche Tafel wieder dunkelrothe Kirschen und duftende Erdbeeren in silbernen Schalen, zur Nachspeise für die hohen Herrschaften. Blasius, der die Schwäche des guten Dr. Harders kannte, hielt sorgfältig ein Körbchen mit fürstlichen Kirschen im Packetwagen verborgen und wartete auf den günstigen Moment, wo er mit ihnen heimlich dem Doctor eine Freude machen durfte, denn Brandt gestattete nicht, daß dergleichen kostbare Dinge von Andern als der herzoglichen Familie genossen wurden. Da aber der Doctor dem Blasius einen monatlichen Ueberlaß gegen Blutandrang verordnet hatte, und dieser sich seit Beginn des neuen Mondes wohler fühlte, war er der geschworene Freund des Medicus und trug keine Bedenken, aus Dankbarkeit für Harder gegen die Hofordnung zu sündigen. Daher war er denn auch schnell an des Doctors Seite, als dieser erschöpft hinter dem Prinzen Halt machte, der lachend sein Abenteuer dem Herzog berichtete. —

„Hier, mein hoher Herr, bringe ich Euch den Uebelthäter mit.

Der Bursche soll dafür, daß er auf kurländischem Boden einen Hund tödten und ein Mägdelein gewaltfam küssen wollte, uns sammt Roß und Reiter bewirthen und es sich als eine besondere Gnade anrechnen, wenn unser gnädiger Herr und Landesvater ihm die Ehre anthun will, unter seinem Dache auszuruhen!"

Der Herzog lächelte über die wohlgesetzte Rede des Prinzen und wandte sich dann an die Dame, die an seiner Seite ihren prächtigen Schimmel courbettiren ließ:

„Und willigt meine Tochter ein? Was haltet Ihr, Prinzessin, von der Raft in der Mühle? Gelüstet Euch, dort die Milch und den Honig zu kosten, mit welchem uns die Mägde des Müllers bewirthen werden?“

Prinzessin Sophie zog ihren Schleier über die Schulter und nickte dem Herzog zu:

„Wie es Euch gefällt, mein Herr Vater,“ sagte sie sanft und ihre Augen schweiften über den Weg hinüber, wo jenseits die Mühle lag; „die Sonne steht hoch und es wäre mir lieber, im Schatten der Mühle auszuruhen, als in der Sommengluth bis nach Doblen zu reiten. Wir haben ja noch eine Stunde bis dahin und auch den Thieren wäre eine kleine Raft zu gönnen.“

„Vorwärts!“ rief der Herzog und gab seinem Pferde die Sporen; die Cavalcade folgte und nur Dr. Harder, der mit Blasius' Hilfe sein Pferd bestiegen, trabte ihr schwerfällig nach, während Blasius das Thier am Zügel führte und geduldig die Wehklagen des Alten anhörte, der noch immer über Durst und Hitze jammerte.

„Daß es gut sein, Herr Medicus, dafür hat unsereins Rath geschafft, und wenn mir nicht die Troßbuben auf die Finger gesehn hätten, so könnte ich Euch schon jetzt mit einigen der schönsten Birschen erfreuen!“ betheuerte Blasius treuherzig.

„O, Du pecus campi! Und aus Ehrfurcht für die Troßbuben hast Du mir diese Erquickung entzogen? — Dafür Alter, möge Dein Ende nichts weniger als selig sein und die elf thörichten Jungfrauen mögen Dich in's Himmelreich geleiten!“

„Meiner Treu, Herr, das wäre mir nicht lieb, wenn nach dem Tode sich so Viele um mich bemühten, da vor dem Tode sich selten Eine um mich beworben hat. Doch soll mein Eifer einholen, was ich versäumt, sobald wir in der Mühle sind. Und das ist bald geschehen; spornt nur den Gaul an! Noch ein paar Pferdelaugen und wir sind da! Die Andern sitzen bereits ab!“ — —

Die alte Margarethe war auf dem Wege zur Mühle der aufgeregten Else begegnet, und als ihr jene das Erlebte mit geflügelten Worten mitgetheilt hatte, gerieth sie in große Entrüstung über Jans Verhalten, denn obwohl der Müller ihr Enkel war, so wohnte wenig Sympathie im Herzen der Großmutter für ihn. Mit Erbitterung schwang sie ihre Krücke und schwor, ihm seine Unthat nach Kräften einzutränken. Der schwerverwundete Skraul wurde der ältesten Magd der Mühle zur Pflege übergeben. Else stand mit der Alten am Mühlbach und sah zu, wie Margarethe ihre blutgetränkte Schürze wusch; denn obwohl die Greisin bereits in den Siebenzigen war und der gebeugte Rücken die sonst hoch aufgerichtete Frau um Vieles kleiner erscheinen ließ, so war die alte Thatkraft nur um ein Geringes vermindert und der Stab, den sie brauchte, um ihren Gang zu unterstützen und zu befördern, diente oftmals auch als Strafinstrument. Margarethes altes, faltendurchfurchtes Antlitz nahm oft einen energischen, männlichen Ausdruck an und nur die freundlichen, braunen Augen von ehemals blickten noch dann und wann recht fromm und lieb auf Else, die sie fast abgöttisch liebte.

„Wenn ich das gehaut hätte, Elsklein,“ sagte die Alte, „daß der Jan Dich wieder belästigen würde, so hätte ich Dir das Mittagsbrod früher gebracht. Doch war mir bei der Hitze nicht wohl, weil mein alter Kopf ohnehin schon seit einigen Tagen seinen Schwindel hat, und da habe ich denn ein wenig gezögert. Das hat nun der Skraul ausbaden müssen, das arme Thier! Doch sollst Du mir nicht mehr die Lämmer auf der Mühlenwiese hüten und sollten sie an unserm Riedgras ersticken! Das verspreche ich Dir!“

Sie legte die reingewaschene Schürze auf's Gras zum Trocknen und fuhr fort:

„Doch besser wäre es, mein Kind, wenn Du von hier fortkämfst. Ich habe Dich schon zu lange bei mir behalten; aus Liebe zu mir hast Du manche Kränkung erduldet; die Bauerdirnen verfolgen Dich, weil Du Nichts mit ihnen gemein haben willst; die Burschen verhöhnen Dich, weil sie Dich nicht begreifen können und Du auch viel zu gut und zu fein für sie bist, mein armes Kind;“ — Margarethe schaute sich nach Else um, die schweigend neben ihr in Gedanken versunken stand — „ja, ja,“ seufzte sie, „Du denkst über Dein Schicksal nach, das Dich verdammt hat, der Trost einer alten Frau zu sein.“

Else trat schweigend auf die Großmutter zu, legte ihr Köpfchen an die Brust der Alten und streichelte mit der Rechten die durchfurchten Wangen der Greisin.

„So schwer es mir ist, Else,“ nickte die Alte wehmüthig, „fort von hier mußt Du endlich; Du bist zu Besserem geboren, vielleicht bist Du gar eine verzauberte Prinzessin!“

„Das weißt Du doch am besten, Großmütterchen, wer ich bin; von meiner Mutter, Deiner Tochter, wie Du sagst, hast Du mir so wenig erzählt. Ich sehe sie stets im Traume und verkehre mit ihr mehr als mit lebenden Menschen; ich weiß, daß sie meine todte Mutter ist, obwohl sie kein Wort zu mir spricht. Du mußt mir sagen, wie sie aussah!“ fuhr Else aufgereggt fort; doch nein, sage mir Nichts! Ich will Dir sagen, wie ich sie sehe. Sie ist groß, größer als ich, sie hat solche blonde Zöpfe wie ich, nur sind ihre Augen blau, so blau wie Cyanen, die im Frühling am Bache blühen; ihr Gesicht ist heller als das meinige, ihre Wangen sind nicht so bleich, sondern blaß rosa wie die Heckenrosen; sie ist in ein langes weißes Gewand gehüllt. Wenn sie mir erscheint, empfinde ich einen tiefen, tiefen Schmerz. Sie warnt mich vor dem Unheil und vermag es doch nicht von meinem Haupte zu wenden, und wenn Du stirbst, Großmütterchen, so gehe ich mit Dir; ich liebe dann Niemand auf der Welt und Niemand hat mich hier lieb!“

Margarethe weinte bitterlich und zog Else zu sich in's Gras nieder.

„Sei still, mein Kind, ich werde meine Augen nicht eher schließen, als bis Du eine schöne Zukunft vor Dir siehst, bis Du bei Menschen bist, die Du lieb hast und die Dich lieb haben. Ich sinne schon lange darauf, wie ich Dich berge vor schlimmen Leuten und einer elenden Zukunft; ich will, daß Du lernen sollst und klug werden wie ein Fräulein, doch fehlt mir das Geld dazu, und wer soll Dich in der Stadt beherbergen, daß Du sicher bist vor den bösen Nachstellungen des Jan?“ Sie trocknete sich mit der Hand die leise rinnenden Thränen und streichelte sanft Elsens Haar.

„Oh' Du gehst, mein Kind, will ich Dir Dein Erbtheil geben und Dir sagen, was Du wissen mußt; ich werde Dir Alles, Alles entdecken, mag da kommen was da wolle, denn bei mir kannst Du nun einmal nicht länger bleiben! Du sollst erfahren — doch hach!“ unterbrach sie sich, „was ist das? Elslein, hilf mir in die Höhe!“

Sie stand bald aufrecht neben Else, die ihr den Rückstoß reichte.

„Sage es schnell, Großmutter, was ich erfahren soll, ehe Jene herbeikommen!“ bat Else mit fliegendem Athem; allein die Alte war bereits dem Zuge entgegengeeilt und stand nun, mit der Hand vor den Augen, neben dem Doctor und Blasius, die den Zug beschloffen.

„Gott grüß Euch, Herr!“ sagte sie; „wo hinaus soll's denn? Wenn ich nicht irre, so sehen meine alten Augen unsern Herzog im Zuge; die schöne Dame dort ist wohl die Prinzessin, deren Pferd mein Enkel, der Müller, am Zügel führt?“

„Ganz recht, Alte,“ sagte Harder, „doch wenn Du zur Mühle gehörst, so beeile Dich den Herzog zu empfangen, der daselbst eine Stunde Rast halten will.“

„Vor der Mühle entfaltete sich ein reges Leben; die Stille, die vor wenigen Augenblicken geherrscht hatte, war durch ein buntes Treiben verdrängt worden. In der Fliederlaube des Müllers wurden Teppiche ausgebreitet und die Reisesessel aufgestellt, während Brandt ein weißes Linnen über den Mühlstein breitete, der hier

auf einem hölzernen Fuße ruhend, als Tisch diente. Die Troßbuben banden ihre Rosse an die Bäume im verwilderten Garten des Müllers und ließen sie dort weiden. Blasius brachte einen Korb mit Steinkrügen, in welchen sich Meth, Wein und Bier befanden; einzelne silberne Pokale stellte Brandt in schönster Ordnung auf, und diensthutende Kammerfrauen beeilten sich, Backwerk und Früchte in zierlichen Körbchen dazu zu stellen. Hier war der Platz schattig und kühl und der Mühlbach rauschte, von Weiden eingefast, daneben. So weit das Auge reichte, sah man grüne Wiesen, Feld und Wald, und das Korn begann bereits seine dunkelgelbe Farbe anzunehmen.

„Das Dich die Pest!“ murmelte Blasius; „jetzt stellt die Pinette das Körbchen, das ich für den Doctor aufbewahrt, vor die Prinzessin und diese beachtet die Dinger nicht einmal, weil sie des Guten schon so viel genossen“. — „Herr Medicus, nehmt Euren Platz neben der Prinzessin!“ rante er diesem zu; „von wegen der Kirschchen; es ist einmal bestimmt, daß Ihr sie nicht anders als getheilt genießen sollt!“

Der Herzog nahm Platz, und zur Rechten und Linken setzten sich ihm die Prinzessin und der Junker Földersahm, während der Prinz Harder am Arm nahm und ihm in's Ohr flüsterte:

„Jetzt, Alterchen, werden wir uns endlich einmal für unsere Strapazen an Leib und Seele stärken können; kommt, nehmt an meiner Seite Platz und thut Euch bene!“

„Wird hier nicht gut möglich sein, Prinzlein, denn wenn die Prinzessin und unser Herr, Euer Vater, bei der Tafel sind, muß man so zierlich essen, wie ein Schoßhündchen, und nicht einmal einen herzhaften Trunk kann man wagen, wenn Ihre Hoheit in der Nähe ist.“

„Der heilige Gambrinius tröste Euch!“ jagte der Prinz und schob ihm lachend einen Sessel unter, auf dem sich der Alte seufzend niederließ. Der Herzog vertiefte sich in ein Gespräch mit Földersahm über die Zustände Hollands, an dem auch die Prinzessin Theil nahm. Dadurch verzögerte sich der Beginn der Mahlzeit und der Doctor sah hilflos den Prinzen an, der ihm heimlich lächelnd eine Kirschchen bot, die er spielend aus dem Korbe, der vor der Prinzessin

stand, genommen hatte. Jetzt kam Margarethe und trug auf blanken Zinntellern Honig und frische Butter herbei, während eine Magd mit einer großen Henkelkanne, die süße Milch enthielt, hinter ihr stand. Sie stellte die Teller auf den Tisch und küßte den Rockzipfel des Herzogs, der dankend mit der Hand winkte. Brandt stand hinter seinem Stuhl und goß die Milch in große Glaspokale, welche aus der Glashütte des Herzogs als einheimische Kunstwerke hervorgegangen waren. Unterdessen lag Blasius hinter der Fliederlaube im Grase und löschte in langen Zügen seinen Durst aus einem Steinfruge mit Meth. Die dienstthuenden Kammerfrauen gesellten sich zu ihm und versorgten den langbewährten, einflußreichen Diener mit dem nöthigen Schmaterial, und so hatte Blasius viel eher seinen Zweck, sich zu erquicken, erreicht, als der unglückliche Dr. Harder.

Der Herzog griff jetzt nach einem Silberpokal und that einen tiefen Zug; dies war das Zeichen, daß sämmtliche Tischgenossen ein Gleiches thun durften.

Da trat plötzlich Else vor die Laube und hielt, tief aufathmend, einen schimmernden Gegenstand in die Höhe, während hinter ihr Margarethe das Wort nahm:

„Dies Kleinod kann nur der gnädigen Prinzessin Eigenthum sein,“ sagte sie, „denn auf unsern Waldwegen zieht Niemand mit dergleichen Schmuck einher. Else fand es beim Nachhausekommen.“

Prinzessin Sophie war aufgestanden und nahm den Gegenstand hastig an sich. Es war ein Miniaturgemälde auf Elfenbein, in Gold gefaßt, und schmückte einen goldenen Armreif als Medaillon; das Bildniß stellte einen schönen jungen Mann mit blonder Allongeperrücke dar. Else hatte sich das Antlitz zu wiederholten Malen angesehen, ehe sie ihren Fund der Großmutter übergab. Prinzess Sophie schob es rasch in ihre Gürteltasche und begab sich ruhig auf ihren Platz zurück. Es war offenbar ein Geschmeide, das sowohl dem Herzog als auch dem Prinzen unbekannt war, und rasch entschlossen sagte Sophie erröthend:

„Es wäre mir leid gewesen, hätte ich das Bildniß Ludwig XIV. verloren, das ich mir von Galen aus Frankreich mitbringen ließ.

Ich fühle eine tiefe Verehrung für den Mann, der dem genialen Molière seinen mächtigen Schutz angedeihen läßt, damit Jener ungestrast der Heuchelei die Larve abreißen kann; denn mit dem Schwerte der Ironie sicht er besser, als unsere Ritter in Stahl und Eisen!"

"In der That, Prinzessin," sagte der Herzog lächelnd, "ich begreife jetzt Eure Liebhaberei für die französische Lectüre; der „Tartüffe“ des Molière wird von Euch und Eurer hohen Mutter, wie ich bereits gesehen, in's Deutsche übersetzt."

Der Doctor hatte die Pause benutzt, um einen langen Zug zu thun, und Else schlug mit der Alten den Rückweg ein, als der Prinz, der Else aufmerksam betrachtet hatte, sich zu seiner Schwester wandte:

"Dem armen Dinge da müßte doch ein Funderlohn werden, wenn Euch, mein Schwesterlein, das Kleinod so theuer ist, und ehe noch Sophie ihre Zustimmung gegeben hatte, rief er in lettischer Sprache:

"Maž atpakaļ, meitiņa*!"

Else näherte sich zögernd und der Prinz sagte lächelnd:

"Das ist die Kleine, die der Müller küssen wollte und deren Hund zu tödten er im Begriff war."

Der Herzog und der Junker Fölckerfahm schauten Else an, während diese, die Gesellschaft mit klaren Augen überschauend, ruhig da stand.

"Und was soll ich Dir geben, Kind, um Dich zu belohnen?" fragte Sophie; "hast Du einen Wunsch, so nenne ihn. Wenn ich es nicht vermag, so wird ihn mein Vater, der Herzog, gewiß erfüllen. Sie sah lächelnd auf und ihre schönen Augen hefteten sich freundlich auf Else.

Da nahm Margarethe rasch das Wort:

"Dem Kinde ist geholfen, wenn Ihr, hohe Herrin, es beschützen

*) Lettisch; bedeutet: „Komm zurück, Mädchen!"

wollt. Nehmt sie, Prinzessin, nehmt sie, ich schenke sie Euch, und das verlorene Kleinod bringt Euch ein zweites ein!"

"Fürwahr, die Alte ist in ihrer Einfalt ein Non plus ultra!" rief der Herzog, und die ganze Gesellschaft stimmte in sein Lachen ein; „die barsüßige Dirne wird im Schlosse der Prinzessin Ehre machen!"

"Nun, mein Kind, Du hast gewiß einen vernünftigeren Wunsch, als die Alte, laß hören, was Du ersehnt!" wandte sich Sophie an das Mädchen, welches einen Schritt vortrat und mit klarer, fester Stimme sagte:

"Ich wünsche halb so schön zu sein, wie Ihr, und ein wenig von Eurer Klugheit zu besitzen!"

"Dir die erste Eigenschaft zu verleihen, ist mir unmöglich, Du närrisches Kind!" sagte tief erröthend Prinzess Sophie, „und ich glaube, daß Du sie auch zur Genüge besitzt, denn ich habe selten so schöne, blonde Zöpfe unter den Bauermädchen Kurlands gefunden, als die Deinigen, und Deine dunklen Augen brauchen nicht mit andern vertauscht zu werden."

Jetzt lagerte sich tiefe Röthe auf Elsen's Stirn und zu Boden blickend, sagte sie:

"Nur wer klug ist, kann wahrhaft schön sein; was hilft die goldene Schale, wenn der Kern fehlt!"

"Ei, das ist ja ein philosophischer Gedanke, den die Dirne entwickelt!" nahm jetzt Harter das Wort, der sich unterdessen in aller Stille gütlich gethan hatte und nur durch einen zufälligen lächelnden Blick der Prinzessin an einem Attentate auf die Kirchen verhindert wurde.

"Ich dächte, Schwesterlein," sagte der Prinz, „Ihr ginet auf den Vorschlag ein und nehmt die Kleine an Pinettens Stelle, die ja ohnehin bald in den heiligen Stand der Ehe eintritt."

Der Herzog maß Else mit ernstern Blicken und schüttelte schweigend das Haupt. —

"Sie ist noch jung, allergnädigster Herr," bat Margarethe,

wenn sie die nöthige Lehre empfangen würde, könnte sie der hohen Prinzessin ein zierliches und treues Kammermädchen sein.“

„Da wäre die Schönheit mit der Klugheit zugleich am Orte! spottete Dr. Harber und trank behaglich den Rest seines Weines. —

„Heben wir die Berathung auf und lassen wir die Kleine für's Erste heimgehen,“ sagte der Herzog, „in nächster Woche soll sie zum Amtmann Lufft in's Haus, damit dessen Töchter sie in Zucht und Lehre nehmen. Mehr als ein tüchtiges Mägdlein ging aus den geschickten Händen dieser Frauen für unsern Hof hervor; der Prinzessin ist somit das Kleinod gewiß, dem sie dann auch einen Theil ihrer Schuld abträgt.“

Margarethe stürzte erfreut dem Herzoge zu Füßen und küßte inbrünstig den Saum seines Rockes, während Else, die Hände über die Brust gekreuzt, gedankenvoll da stand.

„Du scheinst wenig Liebe für Deiner Verwandten Kind zu besitzen, Alte,“ sagte Földersahm, dem der Freudenausbruch der Alten nicht gefiel, „das Kind scheint die Entfernung doch nicht zu wünschen.“

„O, Herr,“ rief die Alte, „eben weil sie mir theuer ist, wünsche ich sie weit fort von hier!“ — ihr Blick streifte unwillkürlich den Müller, der mit dem sämmtlichen Gefolge des Herzogs an Blasius Seite stand; der Auftritt mit Else hatte sogar die Müllerleute herbeigelockt, die in neugieriger Gruppe da standen.

„Es ist der Gedanke an die Trennung von mir, der Dir Schmerz verursacht, nichtwahr, Elsiein, mein Herzblatt?“ fragte Margarethe zärtlich.

Else nickte stumm, knigte dankend und wollte sich entfernen.

„Da, Kind, nimm dies auf den Weg!“ sagte die Prinzessin und reichte ihr eine aus Silberfäden gestrickte Börse; „Du wirst das Geld brauchen, wenn Du Deine Reise antrittst.“

„Nein, Herrin, hab Dank!“ entgegnete Else, „das Geld mag ich nicht. Es ist für ein Bauerkind zu viel; es erkältet das Herz und bringt Leiden, wenn man sich daran gewöhnt. Schenk mir

die rothe, fremde Blume, die Ihr im Haar tragt, zum Andenken an diese Stunde, damit ich sie jetzt bewundere und sie bewahre, wenn sie verwelkt ist.“

„Du seltsames Kind!“ sagte die Prinzessin, legte die rothe, duftende Nelke, welche fast verwelkt in ihrem dunkeln Haar hing, in das Körbchen mit den saftigen Kirschen und reichte es Elsen mit den Worten:

„Nimm dies auf den Weg und isß die seltenen Früchte Aurlands, die Dir wohl ebenso fremd sind, wie die dunkelrothe Blume hier.“

Else küßte die schmale, weiße Hand der Prinzessin und trat dann hinaus aus der Laube, wo sie sich mit Margarethe durch den Haufen der Neugierigen Bahn brach.

Die Prinzessin saß in Gedanken versunken, und einen Moment herrschte tiefe Stille.

Da nahm Dr. Harder das Wort:

„Wenn es dem Dinge daran liegt, fremdländische Blumen kennen zu lernen, so kann ich ihm auf dem Gebiete der Botanik begreiflich machen, daß es ein Gänseblümchen ist; denn man verschmäht nicht eine fürstliche Gabe um einer welken Blume willen,“ sagte er ärgerlich, weil durch Else auch die Kirschen ihm entgangen waren.

„Dafür, mein alter Medicus, habt Ihr kein Verständniß,“ lächelte der Herzog; „Mädchen und Blumen stehen stets im Zusammenhang und passen ungefähr so zu einander, wie Ihr zum Gelde paßt.“ Gleich darauf gab er das Zeichen zum Aufbruch.

„Ihr werdet die Else zur Stadt ziehen lassen, Altmutter?“ fragte Jan und stellte sich Beiden in den Weg.

„Ja, Gott sei gelobt und gedankt!“ sagte die Alte und umschlang ihren Liebling.

„Das werdet Ihr nicht!“ knirschte Jan und trat einen Schritt näher, „wenn Ihr nicht wollt, daß ich Euer Geheimniß entdecke. Dem Todesengel gehört das Kind und nicht Euch, ich habe ebenso mein Theil daran, wie Ihr, und zwingt Ihr mich, meinen Antheil

aufzugeben, so — nun, Ihr wißt, der Jan ist gut, wenn man ihn gut behandelst, doch nehmt Euch in Acht, wenn Ihr das Gegentheil thun solltet!“ Seine Augen funkelten wild, als er dies halblaut der Alten in's Ohr raunte.

Else war todtenbleich geworden und Margarethe trat entsezt zur Seite.

„Bist Du wahnsinnig, Jan?“ schrie sie; „mir, Deiner Großmutter, das zu sagen! Ich warne Dich! Wenn ich nicht meine Krücke auf Deinem Schädel zerschmettern soll, so gieb den Weg frei! Diese hier hat keine Gemeinschaft mit Dir, Du Unhold! Wage es, meine Hütte zu betreten und ich lasse Dich vom Gemeindevorsteher aus dem Gebiete entfernen! Von heute ab betrachten wir Dich als unsern Feind, und zwingst Du mich dazu, so flehe ich den Herzog um seinen Schutz an, und lasse Dich ungerathenen Jungen Kirchenbuße thun!“

Dies Alles war rasch verhandelt worden und die erzürnte Frau hatte mit ihrem Schützling bald den Hinterhof der Mühle erreicht. Im Born hatte sie sich hoch aufgerichtet und, frei dastehend, schwang sie drohend ihren Krückstock über dem rothhaarigen Haupte des Müllers.

„Was habt Ihr für Zänkereien abzumachen?“ fiel jetzt eine tiefe Stimme ein; „meiner Treu, Jungfer, Ihr hättet klüger sein können, und statt der elenden Kirschchen und einer welken Blume blankes Geld nehmen sollen!“ lachte Blasius, der, des Doctors Pferd am Zügel führend, eben aus dem Hofgarten heraustrat; „gelt, Bürschchen,“ wandte er sich zu Jan, „es gefällt Dir wohl nicht, daß das Mädchen eine so reiche Brautgabe ausschlug? Jetzt bringt sie Dir nur einen Korb, der, wenn auch mit Kirschchen gefüllt, immer doch ein Korb bleibt, und Du kannst Deine Enttäuschung nicht verwinden; darum soll wohl der Krückstock seine Schuldigkeit thun, um Dich zufrieden zu stellen. So ist's recht, Altmutter, bläut ihn, wenn's Noth thut; schon um des armen Thieres willen, das wohl bald winselnd im Stalle verenden wird, hat er's verdient!“

Jan warf Blasius einen giftigen Blick zu und entfernte sich langsam.

„Höre, Kind,“ wandte sich der Schweizer zu Else; „gehst Du mit mir, wenn ich Dich in nächster Woche von Pokain nach Mitau bringe? Du hast einen guten Schutz an mir und ich zeige Dir den Weg nach Neugut zum Amtmann Lufft.“

„Habt Dank, Herr!“ sagte Margarethe; „Euch will ich das Kind anvertrauen, sonst müßte ich bei meiner Schwäche den Weg mit ihr machen, denn in eines Andern Hand gebe ich sie ungerne.“

„Na, das kann bald geschehn,“ entgegnete Blasius; „ich komme nach Doblen wegen der neuen Einrichtung in der Burg und mache diesen Gang für unsern Inspector Bengt-Ström, der jetzt alle Hände voll zu thun hat mit der Eisengießerei und den neuen holländischen und schwedischen Leuten, die er in derselben verwendet. Ich nehme diese Reise dem Herrn Inspector gerne ab und thue das nicht zum ersten Mal. Der Mann ist schwach und kränklich und verträgt die Strapazen in dieser heißen Zeit weniger als ich. Doch wenn er Euch mitgenommen hätte, Elsein, so dürfte die Mutter erst recht einwilligen; es giebt keinen besseren und unglücklicheren Herrn, als den Inspector Bengt-Ström, denn er hat —“

Ein Pfiff ertönte und Blasius brach eilig ab.

„Ja, was ich sagen wollte, Kind,“ fuhr er fort, „aber umsonst nehme ich Dich nicht. Du mußt mir das Körbchen mit den Kirschchen als Draufgeld geben. Ich bin ein altes Leckermaul und kann, was gut schmeckt, schwer sehen, ohne es zu kosten.“

„Da nehmt!“ sagte Else, „doch schüttet die Kirschchen in Cuern Säckel, das Körbchen muß mein bleiben!“

„Natürlich für den Jan!“ lachte Blasius, „der kriegt's jetzt leer, während ich das Gute genieße! Gott zum Gruß!“ Er eilte davon, denn der Herzog und sein Gefolge saßen bereits zu Pferde.

Noch ehe die Sonne unterging, lag der Mühlenhof wieder still und friedlich da; die Lämmer waren heimgekehrt und ein Trupp Gänse und Enten watschelte über die Wiese den Teich entlang,

um noch einmal in's Wasser zu tauchen, ehe der Abend hereinbrach. Eine Heerde Kühe, mit Glocken am Halse, zog brüllend heim, und der barfüßige Hirtenjunge, in einen zerrissenen Kittel gehüllt, das einzige Kleidungsstück, das seinen Körper bedeckte, setzte jetzt eine Weidenflöte an den Mund und blies eine unverständliche Melodie. Eine Gruppe reichbeschenkter Mägde stand vor der Mühlen Thür und pries den glücklichen Tag, während Jan, einsam und verdrossen, im hohen Grafe lag und in's Blaue starrte.

Kapitel III.

Mitau um die Johanniszeit.

In den Straßen der herzoglichen Residenz war ein reges Leben; nach allen Richtungen wogte die Menge auf und ab und vereinigte sich endlich im Mittelpunkte der Stadt. Der Markt lag in der Nähe des Flusses; das neuerbaute Accisehaus war gar stattlich mit bunten Fahnen geschmückt, und die Reichsfahne flatterte weit vom Dache herab im Winde. Der Landjunker plauderte hier vertraulich mit dem Gemeindeältesten, und eine Schaar junger Edelleute umstand eine Gruppe von Pferdehändlern, welche ihre Thiere nach allen Seiten hin anpriesen und zum Kauf ausboten. Eine Reihe Leinwandzelte nahm die eine Hälfte des Marktplazes ein; diese enthielten Verkäufer, welche größtentheils einheimische Produkte feilboten. Es gab hier Lebkuchenbäcker und dort Fischhändler, die mit getrockneten und geräucherten Fischen handelten. Hausirer und Zigeuner hatten an diesem Tage die Freiheit Handel zu treiben, und Gaukler und Bärenführer aus Böhmen und Kroatien zeigten für einige Kupfermünzen ihre Künste. In der Reihe der Zelte befand sich ein Leinwandzelt, das durch besondere Größe und Sauberkeit von den Andern vortheilhaft abstach. Im Vordergrunde desselben sah man Tische und Bänke, während sich im Innern eine Garlküche befand. Weder der Edelmann noch der reiche Bürger verschmähten es, hier einzutreten, um sich von den sauberen Händen der Wirthin ein Stück Weizenbrod mit Schinken und einen Krug Steinbier reichen zu lassen.

Die alten Herren vom Lande, in rindslederner Hose und eben solchen Stiefeln, mit kurzen Stockdegen, thaten gern einen frischen Trunk; für diese Gäste gab es sogar eine Flasche Ungarwein und Aepfelwein von der besten Sorte, denn hinter dem Landedelmann stand gewöhnlich sein Knecht, der den gewichtigen Geldsäckel trug, und die Wirthin durfte daher hier nicht um die Bezahlung besorgt sein. Weiter hinunter war der Boden mit Steinwaaren bedeckt, und es traf sich häufig, daß mancher Proberitt eines Junkers, der sich ein muthiges Pferd eingehandelt, zum Verderben der ausgestellten Töpfe wurde, und dieser gewöhnlich unter dem Jauchzen der Menge und dem Jetern des Verkäufers den ganzen Schaden bezahlen mußte. Fiedler und Pfeifer aus Prag und eine Seiltänzerbande hatten sich eingefunden, die Menge zu belustigen; ein Affe sammelte unter dem Kreischen des Volkes die schwerverdienten Kupfermünzen. Ein Quacksalber stand mitten auf einem Holzgerüste und schrie und trommelte sich Käufer für seine Arzneien herbei; während er diese den abergläubischen Bauern anpries, wahr sagte weiter unten eine alte, zerlumpte Zigeunerin, die mit Bitten und Drohungen die Menge an sich zog, den Bauerdirnen und Fischweibern aus der Hand. Der betäubende Lärm von all' dem Pfeifen, Trommeln, Schreien und Jauchzen der Menge drang zu den Zelten nur dumpf herüber, weil diese am andern Ende des Marktplazes lagen und noch durch den Pferdemarkt getrennt waren. Die Sonnenstrahlen hatten die Pfützen auf den Straßen ausgetrocknet, und die Bürgerschaft Mitans war bemüht gewesen, die alten Bretterstege an den Seiten der Straßen durch neue zu ersetzen; der Staub wirbelte zwar in großen Massen in die Höhe und machte für den feineschuhnen Fuß einer Dame den Weg fast unmöglich; daher sah man auch nur junge, aufgeschürzte Bauer- und Landmädchen, die zierlich einhertrippelten und oft mit den hohen Schuhen im Schutt stecken blieben. Es waren die jungen Landebelleute aber destomehr vertreten, die schöngepuberten Perrücken und die künstlichen spitzen Rockschöße hatten Mühe, sich unverhoben durch die Menge Bahn zu brechen; die seidnen Strümpfe und schönbeschnallten Schuhe der jungen Herren waren von Staub

und Lehm fast unkenntlich gemacht. Um die Nachmittagsstunde fuhren glänzende Karossen über den Marktplatz, welche die herzogliche Familie zu Insassen hatten. Jauchzend hing sich das Volk an die Räder, und zarte Finger spendeten milde Gaben den schmutzigen Händen der Bittenden. Die Herzogin schenkte den Weibern und Kindern bunte Tücher und Bänder; oftmals hielten die herrschaftlichen Karossen mitten im Menschengewirr still; die Damen sahen den Gauklern zu, und der Affe lehrte dann reichbeschenkt zu seinem Herrn zurück. Das war der St. Johannistag zu Mitau; vom 12. bis zum 14. Juni, drei Tage hindurch, war ein eifriger Verkehr zwischen Käufer und Verkäufer und hier zugleich der Sammelplatz von Leuten, die ernste Geschäfte und große Terminzahlungen abzumachen hatten. Im Schlosse war große Audienz; der Landtag nahm seinen Anfang; Berathungen über die Angelegenheiten des Landes fanden statt; Arbeiter und Mägde wurden gedungen; Abmachungen getroffen, und Pläne ausgeführt. Die herzogliche Karosse bewegte sich langsam über den Marktplatz zurück; Prinz Alexander ritt einen schwarzen Araber und hatte Mühe, sein wildes Thier, das an die schrillen Töne nicht gewöhnt war, im Schritt zu erhalten. An der Seite der Herzogin saß die schöne Barbara Blomberg und ihr gegenüber Földersahm, der Kammerjunker der Herzogin. Wiederum wurde Jedem, der in ihre Nähe kam, reiche Gaben gereicht; auch hielt der Wagen vor der Tribüne des Wunderdoctors, der durch seinen abenteuerlichen Aufzug die Menge an sich zu locken bemüht war. Barbara hatte ihre Lustigkeit und ihren Uebermuth wieder gewonnen und war zur schönsten Jungfrau herangewachsen. Ihr liebliches, blühendes Gesicht strahlte vor Freude, und Földersahm mußte mit Zustimmung der Herzogin den Befehl geben, ein wenig bei der Tribüne des Quacksalbers zu halten. Da trat eine Zigeunerin aus dem Haufen und wollte sich dem Wagen nähern; Prinz Alexander, der dergleichen Leute nicht mochte, suchte sie jedoch abzuwehren, da aber die Alte ihm kein Gehör gab, regte sich in ihm der Zorn und sein Pferd am Zügel nehmend, drohte er, sie über den Haufen zu reiten.

„Laßt sie zu uns!“ bat Barbara; „diese Alte ist nicht so unheimlich, als die vom vergangenen Jahre, und seht nur, wie ihr das rothe Tuch gut steht und die großen silbernen Ohrringe dem dunkeln Gesicht einen orientalischen Anstrich geben!“

„Ja, Fränlein,“ sagte Fölkersahm, „Euer poetischer Sinn läßt Euch sogar die alte Hexe mit der Adlernase und dem bösen Blick malerisch erscheinen, und wir müssen Euch zu Gefallen der Alten den Willen thun.“

Der Prinz wandte lächelnd sein Pferd und die Herzogin nickte ihrem Liebling Gewährung zu.

„Reich mir Deine weiße Hand, Goldkind!“ schnarrte die Alte und streckte ihre Rechte Barbara entgegen; „ich will Dir sagen, was ich von Deiner Zukunft weiß; die hohe Herrin hat's erlaubt und ich halte Deine Hand so faust wie möglich in der meinigen.“

Barbara reichte unerschrocken und lächelnd ihre Hand zum Wagen hinaus und die Alte begann:

„Der Himmel hat Wolken, das Herz seine Leiden; was Du einst geliebt, davon mußt Du scheiden; und was Dir ergeben, dem wirst Du entweichen; doch kämpfend wirst Du Dein Glück einst erreichen!“

Betroffen schaute die Herzogin auf Barbaras bleiche Wangen; alles Blut war ihr aus dem Gesichte gewichen und der Alten hastig eine Goldmünze zuwerfend, wandte sie sich ab und zog den Schleier über ihr Gesicht.

„Nun zu Dir, mein Herzenssohnlein!“ sagte die Alte zum Prinzen, indem sie ihm in den Bügel griff.

„Laß ab, Alte!“ rief Alexander; „ich bin noch ein Jüngling und kaum dem Knabenalter entwachsen. Spare Deine Künste für ältere Leute, denen Du durch Deinen Unfenschrei nur Schreck einjagst!“ Und er warf einen Seitenblick auf Barbara, die für ihre Umgebung kein Auge mehr hatte und still dajaß.

Da tönte eine Stimme herüber, und Alexander wies lachend auf eine nahe stehende Gruppe.

„Dort bricht sich der Blasius Bahn mit dem Schübling unsrer

hohen Schwester Sophie; nun Barbara, kannst Du wieder einer andern Liebhaberei hulldigen, nämlich der kleinen Dirne, die ganz absonderlich in ihrer Art ist, Deine Gunst angeheißen lassen!"

"Meiner Treu!" schrie jetzt Blasius; „wollt Ihr Gesindel einen ehrlichen Mann zu Brei puffen? Seht Ihr denn nicht, daß ich noch ein Frauenzimmer zu beschützen habe? Die alte Margarethe macht mir mein letztes Stündlein zur Hölle, wenn ich ihren Augapfel in Gestalt dieses Kindes nicht heil und unbeschädigt meinen Herrschaften abliefern!"

Ein gewaltiger Ruck mit dem Ellenbogen begleitete diese Rede und Blasius hob Else in seine Arme, die, müde und willenlos, sich nicht dagegen sträubte.

"So, das ist bald gethan!" sagte er zufrieden und schob sich bis vor des Prinzen Pferd, der abgestiegen war, und Blasius sah sich jetzt dicht vor der Karosse der Herzogin.

"Allergnädigste Hoheit!" stammelte er, hier ist das Mädchen für die Prinzessin Sophie!"

"Wieder ein Goldpüppchen!" grinste die Zigeunerin und musterte das bestaubte Gewand Elsens, wog bewundernd ihre langen Zöpfe in ihren braunen Händen und betastete neugierig die rothgewebte Schürze, welche das Mädchen trug. Plötzlich ergriff sie Elsens Hand und sah starr hinein. Erstaunt hatten die Herzogin sowie Blasius dem Gebahren der Alten zugesehen, und als sie mit singender, fast heiserer Stimme anhob, war selbst der Prinz aufmerksam hinzutreten und wehrte ihr nicht. Jetzt sang die Alte laut und vernehmlich, während Else ihr willenlos ihre Hände überließ:

"Eh' das Jahr verrinnt mit seinen vielen Stunden, hast Du ihn, der Dich erseh'n, gefunden; wird der Brautkranz Deine Locken zieren, wirst Du ihn auf ewig dann verlieren!"

Else schaute unterdessen die Alte aufmerksam an und ihre Lippen bewegten sich leise, als flüsterte sie die Worte nach.

"Na, meiner Treu," rief Blasius, „das Zeug verstehe ein gescheuter Mensch! Hoheit gestatten mir, daß ich die Menge auseinander treibe.“ Er warf sich mit einem Sprung in die Volksmasse

und schrie: „Platz für unsere Herzogin!“ und die Karosse rollte langsam und ungehindert dem Schlosse zu. Die Alte war spurlos verschwunden, und Blasius geleitete seinen Schützling in eines der Zelte, um ihm eine Erfrischung anzubieten. Doch ging das nicht so schnell; Pferde und Reiter, Hausfrier und Bärenführer versperrten den Weg, und eben zog ein Reiterpaar die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich; lautes Rufen und Schreien verkündete, daß die Menge wiederum in Aufregung gerathen war.

„Dort kommen der Herzog und der Inspector Bengt=Ström zu Roß heran, Elsklein!“ sagte Blasius; „drücke Dich nahe zu mir, damit Du nicht unter die Pferde geräthst. Der Herzog reitet wahrscheinlich mit dem Inspector in die nahegelegene Stahlfabrik und sie haben keinen andern Weg einschlagen können. — Stelle Dich auf die Tonne hier, mein Schätzchen!“ fuhr er fort und schwang Else hinauf; er selbst stellte sich an ihre Seite, und nun kamen die Reiter dicht an ihnen vorbei.

„Wer ist der Mann, Herr,“ fragte Else, „der mit dem Herzog reitet? Wie nanntet Ihr ihn?“

„Inspector Bengt=Ström, unseres Herzogs rechte Hand,“ erwiderte Blasius, und Else richtete sich empor, um sich den Mann anzusehen, der ihre Aufmerksamkeit auf sich zog.

Jetzt kamen sie dicht an ihr vorbei, und Blasius bückte sich tief, als der Herzog sein Pferd anhielt und ihn fragte, ob er seinen Auftrag ausgerichtet und ob die Gemächer im Schlosse zu Doblen von den Arbeitern schon in Stand gesetzt seien. Blasius stattete seinen Bericht kurz ab und zeigte auf Else, die ihren Blick nicht von Bengt=Ström abwandte, der seine Augen theilnahmlos über die Menge schweifen ließ; während der Unterredung des Herzogs war er hinter demselben geblieben und kein Seitenblick traf Else, so daß diese ihn ungestört betrachten konnte. Jetzt spornte der Herzog sein Pferd an, und Bengt=Ström beeilte sich, ihm zu folgen. Else athmete tief auf und bückte sich, um ein weißes Tüchlein aufzuheben, das dem Inspector entfallen war. Sie steckte es schweigend zu sich und sagte dann zu Blasius:

„Der Herr ist wohl schon sehr alt, der mit dem Herzog ritt?“

„Das nicht, Kind, aber seine Leiden haben ihn alt gemacht; er hat soviel verloren, daß ihm die Freuden des Lebens keine Entschädigung bieten können. Doch davon ein ander Mal! Der Lust wird Dir das besser erzählen, denn er kennt ihn; auch der Obrist Lübecker ist sein Freund und der Herr Brandt nicht minder. Wenn die Dir was erzählen, thun sie es viel hübscher als ich. Na, Gott sei Dank, hier ist das Belt! Seß' Dich, Elsiein, und ruhe aus!“

Die Beiden waren nicht die einzigen Gäste, die herzutraten; das Belt war bereits gefüllt, und immer noch strömten neue Gäste hinzu. Von drüben herüber tönten die Fiedel und das Sauchzen der Tanzenden; zum Tanzplatz war der Keller des Accisehauses ersehen, und der Boden aus hartgetretener Erde, mit weißem Sand bestreut, gab einen Tanzsaal für 10—15 Paare, die lustig mit Gesang und Tanz den zweiten Marktabend beschloffen. Die kleinen Fenster waren weit geöffnet, und draußen standen zuschauende Tanzmüde, die Erholung suchten. Aufgeputzte Bauerdirnen mit hochrothen Wangen und die Burschen vom Lande hatten heute ein freies, herrliches Leben, und selbst der Landjunker ließ sich herab, mit irgend einer drallen Dirne einen Hopser zu versuchen. Blasius trank rasch einen Becher Meth und wandte sich dann zu Else, die in Gedanken versunken dasaß und ein weißes Tüchlein auf ihren Knien ausgebreitet hatte; als der Schweizer ihr einen Lebkuchen reichte, lehnte sie ihn dankend ab und wies auf ihren Fund:

„Seht, Herr, dies Tüchlein verlor der Herr, der mit dem Herzog ritt; was bedeuten die Büge in dem Blumenkranz, der hier so schön in die Ecke gestickt ist?“

Blasius neigte sich zu Else, denn das Getümmel von drüben war so stark, daß er kaum die Frage der Jungfrau verstanden hatte.

„Laß' sehen, Kind! lächelte er und trat mit dem Tüchlein bis vor den Eingang des Belttes; „ja, Schatz, es ist ein Name drin, aber vor Blumengewirr kann ich ihn nicht enträthseln. — Ah, meiner Treu, da kommt der Doctor Harder! Der gelehrte Herr wird es Dir leichter erklären, denn ein Schweißtüchlein von einem Frauen-

zimmer ist es sicher und unser fromme Rittmeister wird am Ende — doch da ist der Doctor!“ —

Jetzt trat Harder mit dem Prinzen, den er begleitet, in das Zelt und war nicht wenig erstaunt, hier den Schweizer und Else vorzufinden. Nach kurzer Begrüßung reichte ihm Blasius das Tuch.

„Das Mädchen hat dieses, von unserm Inspector verlorene Tüchlein gefunden, und wir bewundern eben die feine, zierliche Stickerei an demselben; es nimmt mich Wunder, daß unser Inspector sich mit dergleichen Frauenzimmertand befaßt und den Lappen bei sich trägt, wenn er in die Fabrik reitet. Die Else will durchaus wissen, was für Zeichen in dem Kranze stehen.“

„Gebt her!“ sagte der Prinz und las „Magda.“

„Magda“, wiederholte Else, und der Prinz reichte ihr das Tüchlein hin.

„Es wird das Tuch seiner verstorbenen Frau sein, und Du mußt es ihm wiederbringen,“ wandte er sich zu Else; „Dinge, die man nicht lieb hat, trägt man nicht bei sich, und ich glaube, der Verlust würde dem Manne wehthun; daher thust Du recht, wenn der Inspector nach Neugut kommt, wo sein eigentlicher Aufenthaltsort ist, es ihm als Willkommen zu überreichen.“

Else nickte zustimmend und barg das Tüchlein, nachdem sie noch einmal die kunstvolle Stillerei an jeder einzelnen Blume bewundert, auf ihrer Brust. Der Prinz ließ sich jetzt neben ihr nieder und schenkte ihr einen Becher Wein ein, an dem sie nur nippte, worauf er mit Wohlbehagen den Rest trank. Dr. Harder rückte zu ihnen, und so saßen die Drei zusammen am Holztisch.

Zweimal schon war Else unbehaglich hin und hergerückt und hatte durch bittende Blicke versucht, ihren Begleiter zum Aufbruch zu veranlassen; doch ohne Erfolg, denn, in ein Gespräch vertieft, achtete er nicht darauf. Der Prinz gab sich Mühe Else zu beruhigen und versuchte ihre Aufmerksamkeit dadurch zu fesseln, daß er ihr Schilderungen über ihre zukünftige Herrin und über ihr Dienstverhältniß zu derselben machte. Sein freundliches, schlichtes Wesen gewann Elsens Vertrauen; sie bemerkte mit Wohlgefallen, daß der

Prinz kluge, dunkle Augen hatte, die denen des Herzogs sehr ähnlich waren; dunkles, lockiges Haar fiel ungezwungen auf den kräftigen Nacken. Die eine markige Hand ruhte auf dem Tische, der muskulöse Arm ließ auf ungeheure Kraft schließen. Der Prinz konnte erst 16 Jahre zählen, obwohl seine ganze Gestalt von hohem Wuchs, und eine breite Brust ihn älter erscheinen ließen. Er wandte sich jetzt zu Else, und die sonst so trozigen Lippen lächelten freundlich. Leise berührte er ihre Hand und sagte tröstend:

„Sorge Dich nicht, Mägdlein! Unter uns Männern hast Du Nichts zu fürchten. Ich folgte dem Dr. Harter hierher, der heute ein wenig die Freuden des Jahrmarkts zu genießen gedenkt. Ist Dir aber bei uns nicht geheuer, so soll der Blasius Dich zur Prinzessin, meiner Schwester, geleiten, die eben jetzt der Vesperpredigt beiwohnt —“ er bog sich weit über den Tisch vor — „doch vor mir graut es Dir wohl am meisten, Elsielein? weil Du sahst wie unbarmherzig ich Deinen Bräutigam, Deinen Verwandten,“ verbesserte sich Alexander rasch, als er sah, daß eine tiefe Röthe über Elsens Stirn flog, „zurichtete.“

„Euch schulde ich Dank, hoher Herr!“ entgegnete das Mädchen leise; denn ohne Eure Fürsprache wäre ich nicht der Schützling Eurer hohen Schwester geworden.“

„So fürchtest Du Dich nicht vor mir?“ fragte Alexander jetzt zutraulich und bot ihr die Hand; „als Zeichen, daß Du mir vertrauen willst, schlage ein, und ich will, wo es gilt Dir beizustehen, gerne es noch ferner thun.“

„Habt Dank!“ flüsterte Else und faltete ihre Hände ineinander; ihre Augen hefteten sich auf den Prinzen, und wie Sonnenschein flog es über ihr liebliches Antlitz.

„Nun,“ sagte der Prinz erregt, „Du verweigerst mir den Handschlag? Weißt Du, Mädchen, daß Andere Dich darum beneiden würden?“

„Nehmt's nicht übel, Herr! Ich reiche meine Hand Niemandem, als meiner guten Margarethe, weil ich weiß, daß sie meine Hände vor Gott und allen Menschen in die ihrigen

schließen wird. Euch, Herr, muß ich meine Hand verweigern, weil es sich nicht ziemt, daß eine arme Bäuerin einem so hohen Herrn heimlich die Hand reicht, der es als Schimpf ansähe, wenn sie es vor den Menschen thäte.

Der Prinz schaute Else betroffen an und sagte nach einer Pause:

„Wohlan, ich will Deine Hand nicht, Du Trozkopf! Doch wenn Du mich einmal wiedersehst, wirst Du mir dann sagen, ob es vielleicht noch Jemanden außer Margarethen giebt, dem Du vertrauensvoll Deine Hand reichen willst?“

„Herr, die Zukunft ist dunkel, und was sie bringt, wer kann das ermessen?“ sprach Else; doch werde ich Eurer dankbar gedenken, und der Tag, an dem ich Euch wiedersehe, soll mir werth sein.“ Else erhob sich und trat zu Blasius, der sich mit dem Doctor bei einer Flasche gütlich that.

„Gleich, mein Puttchen!“ sagte dieser und entforckte eine volle Flasche.

Da legte der Prinz seinen Arm auf die Schulter des Schweizers und sagte in gebietendem Tone:

„Ihr geht jetzt heim, Blasius, und nehmt das Mädchen mit; binnen zehn Minuten müßt Ihr im Schlosse sein!“

Blasius, der dem Prinzen bei der Anrede kerzengerade gegenüber stand, traf sofort Anstalt zum Aufbruch, als sich draußen Geschrei und Jauchzen erhob. Halb lachend, halb unwillig wandte sich der Prinz dem Ausgange zu, um zu sehen, was den neuen Tumult veranlaßt habe, als zwei Männer hastig in's Zelt traten und beim Anblick des Prinzen betroffen stehen blieben. Es war der Amtmann Lufft und der Silberwärter Brandt. Draußen stand eine Menge Volks, welche den beiden Männern das Geleit gegeben. Nachdem Lufft sich ehrerbietig vor dem Prinzen verneigt, hub er lächelnd an:

„Verzeiht, gnädigster Herr, die Leute sind's gewohnt, daß ich ihnen mit Rath und That beistehe, und es wird Einem nachgerade lästig, bei jeder Gelegenheit ein Recept dictiren zu müssen.“

„Ja, ja,“ lachte Brandt, „er pfuscht manchem Medicus in's Amt und wird noch mit der Zeit unsern hochgelahrten Dr. Harder in die Ecke drücken; glaubt's nur, Hoheit, der Lufft ist ein Teufelskerl und trifft immer den Nagel auf den Kopf!“

„Sollte der Leibmedicus des Herzogs von Kurland mit dem kurischen Bauer auf einer Stufe stehen und jedem plumpen Quacksalber gleichgestellt werden, so würde er sein Amt schon längst aufgegeben haben,“ ließ sich jetzt Dr. Harders Stimme vernehmen, der sich mit geröthetem Gesicht von der Bank erhob und Brandt und Lufft mit zornigen Blicken maß.

„Ei, Herr Doctor,“ sagte Brandt, es war nicht so böse gemeint. Wenngleich der Lufft weniger Latein versteht, als Ihr, ein Bischen von der medicinischen Praxis hat er inne, und seine Curen sind weit und breit im Volke berühmt.“ Und er verneigte sich schalkhaft tief vor Lufft.

„Laßt es gut sein, Silberwärter,“ erwiderte dieser und legte seine Hand beschwichtigend auf Brandt's Schulter — „der Schoßhund verträgt es nicht, daß man den Hofhund streichelt, und ferne sei es von mir, mit dem hochgelahrten Herrn Doctor mich zu vergleichen.“ Er trat zurück, um Blasius, der mit Else am Ausgang harrte, Platz zu machen.

„Von Gleichstellung kann nicht die Rede sein, Amtmann!“ rief Harder, dem der Wein zu Kopfe gestiegen war und trat dicht vor Lufft hin; „wollt Ihr mir nicht sagen, wo Ihr das Küchenlatein, das Ihr dann und wann Curen Medicamenten als Auspuß mitgebt, studirt habt?“

„Das muß ich Euch jetzt verschweigen, gestrenger Herr Medicus; wenn Ihr aber nicht ein Tractätchen gegen den Weinrausch haben wollt, so rathe ich Euch, mich unangefochten zu lassen. Sonst hat der Lufft auch hier noch ein Befänftigungsmittel, das er in echt kurischer Schrift ausstellt!“ Und er hob seinen Arm drohend gegen Harder.

„Haltet Ruhe, Ihr Herren!“ rief der Prinz und trat zwischen

Beide; „es ziemt sich nicht für Männer, hier auf offenem Markt zur Belustigung der Menge einander zu beleidigen!“

„Mich kann der Kerl nicht beleidigen!“ schrie Dr. Harder erboßt.

Vergebens trat jetzt Brandt zwischen Beide; Luft wurde bleich und seine Lippen bebten, doch warf er einen Blick auf den Prinzen und das junge Mädchen, das, in einen Winkel gedrückt, erschrocken den Wuthausbrüchen des Dr. Harders zusah.

„Ha, mit der Faust im Sack droht dieser Betrüger, dieser Quacksalber, der die Leute nur durch Hexenkünste an sich zu locken versteht!“ schrie Harder hohnlachend; „in hellen Mondnächten schleicht er in den Wald und am Charfreitage gräbt er Wurzeln und singt und murmelt allerlei Teufelsprüche dazu, um den Leuten ein Blendwerk vorzumachen und ihnen das Geld aus dem Sack zu stehlen!“

Jetzt konnte Luft sich nicht mehr halten.

„Daß Du an deiner Lüge erstickst, Bösewicht!“ preßte er mühsam hervor; mit einem raschen Griff packte er den Leibarzt und warf ihn mit einem gewaltigen Ruck auf die Holzbank nieder. Seiner nicht mehr mächtig, wäre er noch weiter gegangen, aber der Prinz faßte seinen Arm mit eisernem Griff und zwang ihn, das Zelt zu verlassen.

Else lehnte draußen todtenbleich am Thürpfosten.

„Bei Gott, hoher Herr,“ sagte Luft, „Euch verdaukt es der feige Wicht, daß ich ihn nicht erwürgte!“

„Nehmt Euch in Acht!“ entgegnete der Prinz, „daß meinem herzoglichen Vater nicht die ungebührliche Art zu Ehren komme, mit der Ihr seinen Leibarzt behandelt habt. Es könnte dies von schlimmen Folgen für Euch und die Eurigen sein!“ Und ohne zu grüßen schritt er rasch von dannen.

„Das habt Ihr schlecht gemacht,“ zürnte Brandt, indem Luft schwer aufathmete; „Ihr habt Euch einen schlimmen Feind an dem Leibarzt gemacht.“

„Meinetwegen!“ sagte Luft, „ich fürchte diesen Wunderdoctor

nicht, der seinen Patienten die Wassersucht ankurtirt, indem er ihnen jeden Monat einen Aderlaß verordnet; da hat unser edler Landesvater einen geschäftigen Miteßer gewonnen, der, wie die Made im Speck, nur den eigenen Wanst mästet und seinen täglichen Rausch im herrschaftlichen Federbett ausschläft. An unserm Herzog hat sich dieser lateinische Polyp festgezogen, und keine Macht löst ihn von demselben ab, es sei denn, daß unserm Herrn die Augen aufgingen über den schädlichen Einfluß, den jener Mann auf ihn und seine ganze Umgebung ausübt!“

Lufft hatte nicht bemerkt, daß sich eine Menge Zuhörer zusammengefunden hatte, welche, über den Vorfall im Zelt unterrichtet, seiner entrüsteten Rede Beifall zujauchzten. Else ergriff Blasius Hand, und Dieser bemühte sich, einen Weg durch die Menge zu bahnen. Lufft wischte sich den Schweiß von der Stirn und trat vor, um den Weg für Beide frei zu machen.

„Herr, ich danke Euch!“ sagte Else, als Lufft, dem Blasius die Hand schüttelnd, Abschied nahm, „daß Ihr uns Platz gemacht habt.“

Jetzt erst sah Lufft das Mädchen an und wandte sich dann zu Blasius, der ihn bei Seite zog und zuflüsterte:

„Das Kind bringe ich der Prinzess Sophie, die dasselbe nach Neugut zu Euch senden will, damit Ihr sie zum Böpschen der Prinzess ausbildet; durch den häßlichen Auftritt war es mir nicht einmal vergönnt, Euch mit Eurem zukünftigen Pflegling bekannt zu machen, welcher die Enkelin der alten Margarethe in Pokain ist.“

„So,“ sagte Lufft, „mich dünkt, ich habe dies Kind schon irgendwo gesehen.“

„Kann nicht gut sein, Amtmann; Else ist seit ihrer Geburt nicht aus dem Gesinde herausgekommen.“

„So ist das wohl nur eine Aehnlichkeit; aber ich muß diesen Augen, diesem Blick schon einmal begegnet sein,“ meinte Lufft nachsinnend; „des Herzogs Befehl wird mir zur Freude gereichen, und Minna und Lisbeth, meine Töchter, werden sich gerne mit dem Unterrichte eines so sauberen Kindes befassen, — nicht wahr, Kleine?“

Else schaute den Amtmann ernst an ohne eine Antwort zu geben.

„Nun, Kind, gefalle ich Dir nicht?“

„Wohl, Herr,“ sagte Else langsam, „doch bin ich nicht sehr gelehrtig, wenn Margarethe nicht dabei ist.“

„Das ist ein schlimmer Trost!“ lachte Lufft, dessen Zorn längst verschwunden war, und glättete Elsens blondes Haar; „ein guter Wille und etwas Liebe für uns wird's schon machen, daß wir die Princeß zufrieden stellen. — Gott befohlen! Bringt mir nur morgen das Mädchen, so führe ich sie mit mir heim. Und Lufft schritt rüstig den Steg hinunter.

„Nun folge mir, Kind!“ sagte Blasius, „jetzt sind wir gleich an Ort und Stelle; sieh, jenes Thor, dort hinein! und er schob sie vor sich hin. Elsens Muth war gesunken, und staunend schaute sie auf die hellen Bogenfenster und das weite Schloßthor. Blasius faßte ihre Hand, und die hohen Thüren schlossen sich alsbald hinter Beiden.

Harder saß unterdessen noch immer auf derselben Holzbank und starrte vor sich hin; sein Kausch war verflogen, und einzelne abgebrochene Worte stieß er wnthentbrannt hervor:

„Du verfluchte mala lingua, ich werde Dir das eintränken und kenne keinen andern Zweck, als Dich zu Tode zu kuriren; nicht eher ruhe ich, als bis Dein gänzlicher Untergang entschieden ist! Ein Memento mori soll Dir bald in's Ohr gedonnert werden, wenn Du Dich am sichersten wählst! So wahr ich Leibmedicus des Herzogs von Kurland bin!“ —

„Gestattet, verehrter Herr,“ ließ sich jetzt hinter ihm eine Stimme vernehmen, „daß ich Euch einen unterthänigen guten Morgen wünsche!“ Und die breite Gestalt des rothhaarigen Jan Laps beugte sich, mit dem Hut in der Hand, tief gegen den Medicus.

„Hol' Dich der Teufel!“ brummte dieser ärgerlich und schaute betroffen auf Jan Laps, den Müller.

„Nichts für ungut, gestrenger Herr!“ sagte Jan schmunzelnd, „Ihr solltet einen ehrlichen Mann, wie mich, nicht so hart anlassen!“

„Na,“ sagte Harder, „aus besonderer Menschenliebe ist es

Euch nicht um mich zu thun, denn Ihr seid doch der Müller, der in meinem Beisein eine gute Tracht Peitschenhiebe von dem herzoglichen Prinzen empfing?"

"Thut Nichts!" sagte Jan mit glühenden Blicken, indem er heimlich die Faust ballte; „ein armer Bauersmann ist dran gewöhnt, daß die Peitsche des Edelmanns seinen Rücken heimsucht, und wie es Euch Freude macht, Würmer und Schmetterlinge auf Nadeln zu spießen, damit sie sich zu Tode zappeln, bieweil sie Euer Eigenthum sind, so zieht der gnädige Herr seine Lente hübsch fromm und giebt ihnen zu jeder Tageszeit die Peitsche, damit das böse Blut sich in die süße Milch des Gehorsams verwandele; habe ich Unrecht, Herr?" Jan trat einen Schritt auf den Doctor zu.

„Ein Teufelskerl, das!" murmelte dieser und sah Jan aufmerksam an; „der Mensch hat Gedanken, die ein anderer nicht zu haben wagt, ob er auch wohl Muth hat?" — Er wandte sich zur Wirthin: „Noch eine Flasche vom Besten, Fran, und ein Bäckchen Knaister nebst zwei Pfeifen!" rief er; „und nun, Müller, steht mir Rede, weshalb Ihr so eifrig der Dirne nachstellt, die doch eigentlich ein zu nüchternes Ding ist für solch' einen Mordskerl, wie Ihr seid!"

„Na, eigentlich habe ich nur das Beste des Mädchens im Auge; das wollte ich ihr damals begreiflich machen."

„Wofür Dich die Hunde bisßen und die herzogliche Peitsche Dich regalirte!" lachte Harder.

„Spottet nicht, Herr!" sagte Jan und schenkte sich ein Glas Wein aus der Flasche, welche der Doctor bestellt hatte, ein, welches er mit einem Zuge leerte.

„Nun, blöde ist er auch nicht!" brummte Harder und stellte die Flasche abseits, indem er die Pfeifen zu stopfen begann; „weiß Er auch, Müller, daß es eine Ehre für Ihn ist, wenn ich mit Ihm trinke?"

„Die ich zu schätzen weiß und auch mit Dank lohnen will!" schmunzelte Jan; „denkt an die Fabel, daß ein Mäuschen das Netz eines Löwen zernagen kann, und der Jan hat scharfe Zähne, wenn es gilt sie zu gebrauchen; auch versagen ihm diese," — er ballte die

Fäufte — „nie den Dienst! Ich habe vielfach Gebrauch von ihnen machen müssen, Herr, um durch die Welt zu kommen!“

„Ja, das glaube ich!“ entgegnete Harder; und was das Mein und Dein anbetrifft, darum habt Ihr Euch auch nicht viel gescheert, denn alle Welt wundert sich noch heute, wo Ihr das Pachtgeld für die Mühle aufreibt, seit diese zum Ausbot kam. — Nun, spielt nur nicht den Zimperlichen, Jan!“ setzte Harder hinzu, als Jan, die Stirn runzelnd, vor sich hin starrte; „erzählt mir Eure Fahrten, die Ihr mit den Schweden und Kurländern gemacht. Ihr waret ein schlauer Kerl und hieltet es mit Beiden, wo es Euer Vortheil war; gelt, mein Sohn, ich habe richtig auf die Nase geklopft?“ Er leerte ein großes Glas Wein und schenkte das des Jan bis zum Rande voll; „na, trinkt Euer Gewissen in Schlaf, denn Ihr sollt oft an Unruhen leiden, namentlich wenn Euch der Bengt-Ström nahe kommt.“

„Herr, was wißt Ihr von dem Inspector?“ rief der Müller und stürzte sein Glas hinunter; „ich kenne ihn nicht, und wenn der Dufft, der schlimme Kerl, es für gut findet, mich bei den Leuten zu verdächtigen, so kann ich Nichts thun, als sie reden lassen und dem Dufft es einmal eintränken, wo er es sich nicht versieht.“

„Wenn das ist, mein Söhnchen, so habe ich eine gleiche Ueberaschung für den Hallunken in petto, und sollte es Dir Spaß machen, ihm einen Tört anzuthun, so leihe ich Dir gerne meinen Beistand, und wir handeln gemeinsam.“

„Bei Gott, Herr, das ist recht und billig!“ rief Jan, bei dem die Rachsucht und der Wein zu wirken begannen. Neue Flaschen wurden geleert, und lange saßen sich der Doctor und der Müller trinkend und schmauchend gegenüber. Draußen wogte die Menge noch immer hin und her; Pfeifer und Leiermänner ließen sich am Ausgange des Zeltes nieder, und neue Ankömmlinge traten in dasselbe, um ihren Durst zu löschen; die Wirthin hatte alle Hände voll zu thun, und betäubender Lärm verhinderte jede weitere Ueberredung der Beiden, die, jetzt völlig mit einander einverstanden, schweigend dasaßen. Ein zerlumpter Leiermann sammelte draußen seine Kupferpfennige

ein und trat jetzt in das Zelt, um sich auch hier einige Geldstücke zu holen.

„Da habt Ihr einen Fering!“ sagte der Medicus, „doch macht den Ausgang frei und verschont unsere christlichen Ohren mit Eurer vermaledeiten Katzenmusik!“

„Allergnädigster Großherr, legt noch ein Paar Feringe zu, und ich erfülle Euren Willen!“ sagte mit unverschämtem Lächeln der Leiermann und hielt den Beiden seine schmutzige Mütze hin.

Zan blickte ihn an; „Da Konrad, hier ist das Geld! Doch nun thut, was wir Euch befehlen!“ rief er.

„Ist ein Fering, folglich schuldet Ihr mir noch einen, Zan Laps“, sagte der Leiermann; „habt deren genug! Die Schweden kargten ja nicht, wenn sie Euch brauchten, und die Kurländer, Eure Brüder, habt Ihr, wie Judas, oft genug für 30 Silberlinge verrathen. Der schwedische Rittmeister trug Euch auch ein Erkleckliches ein!“

„Daß Dich die Pest!“ fuhr Zan in die Höhe; „mach, daß Du den Ausgang gewinnst, oder ich werfe Dich hinaus!“

„Na, Brüderchen, es war nicht so böse gemeint!“ lachte der Leiermann; „damals wart Ihr ja noch ein kleiner Junge und habt Alles in Eurer Unschuld gethan; das Boot mit den Schweden, welche die Stadt überfielen, hatte Euch aufgelesen, damit Ihr nicht unkommen solltet, mein Goldsöhnchen; Euch hielten sie lieb, mich haben sie für eben dieselben Dienste schlecht behandelt, sonst wäre ich, der tapfere Konrad, nicht ein Leiermann geworden, der sein kümmerliches Dasein mit der Drehorgel fristen muß, während Ihr auf Euren Geldsäcken ausruhen könnt.“


„Ja, ja, mein Söhnchen, nehmt's von einem alten Kumpan nicht hoch auf und leiht mir den Rest aus Eurer Flasche; im nächsten Kriege will ich klüger sein, so klug wie Ihr, mein Junge!“ — Und er steckte die Flasche mit ihrem Inhalt in seinen Schubsack und verließ gemächlich das Zelt.

„Das ist nachgerade keine angenehme Bekanntschaft für Euch, Zan!“ sagte Harter und erhob sich mühsam, um den Heimweg anzu-

treten; „und ich hatte also Recht, daß Euer Hab' und Gut aus Schwedengunst und Kurlands Glend hervorgegangen ist. Na, durch mich soll Euch kein Schaden aus dieser Entdeckung erwachsen; ich will mein Versprechen halten, und Ihr könnt, wenn Ihr mir einen Aufschluß oder ein Anliegen bringt, durch den kleinen Gang am östlichen Theil des Schlosses bis zu meinen Gemächern gelangen, sobald Ihr dem Schweizer Blasius ein Säckchen mit Kräutern oder irgend welche Raupen und Schmetterlinge vorweist, die Ihr mir zu bringen vorgebt.“

„Macht's schlau! Daß wir jemals zusammen getrunken, davon kann nie die Rede sein, verstanden? — Und nun geleitet mich eine Strecke Weges; die Luft hier war dumpf und hat mich schwindelig gemacht. So — nun vorwärts!“

Und das würdige Paar verließ mit steifen Schritten das Zelt.



Kapitel IV.

Neuenburg im Jahre 1673.

Eines der ältesten Schlösser Kurlands ist das zu Neuenburg. Der Ordensmeister Gottfried von Rogga erbaute es um das Jahr 1300 an der Vereinigung zweier Flüsse, welche die Hoflage von drei Seiten umgab. Die vierte Seite hatte ein friedliches Aussehen und machte den freundlichsten Eindruck auf den Beschauer. Vom Schlosse aus führten nach jener Seite breite Lindenalleen zu großen Nutz- und Obstgärten; über den Fluß ging eine schöngezimmerte Brücke und verband das Schloß mit der Pfarr- und Amtswohnung. Aus grünen Bäumen ragte der rothe Thurm der Kirche zum Himmel empor, und ein goldenes Kreuz funkelte in den Sonnenstrahlen. Der kleine Kirchhof, der dicht daneben grenzte, war mit einer Mauer von Feldsteinen umgeben; ein kleiner Glockenthurm war sein einziger Zierrath; der Bau glich dem eines kleinen Tempels und trug ein chinesisches Dach. Die Gräber hatten schwarze Holzkreuze, von welchen einzelne morsch und vom Sturm gebrochen am Boden lagen. Weiter abwärts zogen sich die Wirthschaftsgebäude und Ställe hin, und blühende Kornfelder dehnten sich in weiten Strecken über das fruchtbare Land. Die Verwüstungen des Schwedenkrieges waren durch den Fleiß und die Ausdauer des Gutsheeren verschwunden. Das Schloß stand wieder neu ausgebaut und restaurirt da; die neue Kirche war zwar einfach und anspruchslos, doch genügte sie der kleinen Gemeinde von Neuenburg und

der Umgegend vollkommen. Der Geistliche, welcher zu den schlichten, frommen Patriarchen jener Zeit gehörte, war der älteste der Neuenburg'schen Einwohnerschaft, denn er zählte bereits 70 Jahre und verwaltete sein Amt noch immer mit Umsicht, Eifer und Geisteskraft. Pfarrer Guldenius war der Lehrer und Berather seiner Beichtkinder, und im Schulhause lehrte er mit Hilfe des Tull oder Vorfängers jeden Tag in der Woche den Kindern der Gemeinde Schreiben, Lesen und Rechnen. Der Gutsherr von Neuenburg war der Freiherr Mathias von der Recke; seine Familie leitete ihren Ursprung aus Westphalen her und ihren Namen von dem altdeutschen Worte „Recke“, das soviel als Held oder starker Mann bedeutet.

Mathias von der Recke war ein stattlicher Mann und machte seinem Namen volle Ehre; ein Ritter ohne Furcht und Tadel, stand er geachtet als ein Lehnsmann des Herzogs demselben in der Zeit der Drangsale treu zur Seite; er war ein ebenso guter Landwirth, als er schlecht Latein verstand, zum großen Leidwesen des Herzogs.

Es war hoch im Juli; der Gutsherr mit seiner ganzen Familie befand sich in Baireuth, um dort der Vermählung eines Verwandten beizuwohnen. Das Schloß stand unbewohnt; der Hausmeister, nebst kleiner Dienerschaft, bewachte die Räume bis zur Wiederkehr der Herrschaft, welche vor der letzten Ernte, noch zur Jagdzeit, einzutreffen gedachte.

Heute sah es im Amtshause ganz besonders feierlich aus; die Hausthür war mit grünen Kränzen geschmückt, und die Hausflur bis weit auf die Treppe hinaus mit weißem Sand und Feldblumen bestreut. Am Brunnen standen die Mägde hochaufgeschürzt, tränkten die heimkehrende Heerde und flüsterten, die Köpfe zusammengesteckt, heimlich miteinander. Vor der Thür auf einem Holzbänkchen saß Else und brach junge Erbsen in einen Topf; dann und wann blickte sie in ein Buch, das aufgeschlagen neben ihr lag und lernte halblaut Bibelsprüche für den Unterricht beim Pastor auswendig. Sie arbeitete emsig weiter, ohne auf das Geflüster der Mägde zu achten, dessen Gegenstand sie war; ihre feinen Hände regten sich emsig und das

blonde Haupt beugte sich tief nieder; die kleinen Füße steckten in Schuhen und rothen Zwickelstrümpfen, und ein blaues Röckchen mit ebensolchem Nieder umschloß die zierliche Gestalt des Mädchens.

Heute war des Amtmanns Geburtstag, und Minna und Liesbeth, seine Töchter, hatten des Vaters Lehnstuhl zum Morgenimbiß mit frischen Blumen geschmückt und ihm einen Weizenkuchen gebacken; Else brachte dem Amtmann, als Zeichen ihres Fleißes, einen schönen Glückwünsch dar, den ihr der Pastor einstudirt hatte. Eine Hoffnung war indeß dem Amtmann nicht erfüllt worden, denn der erwartete einzige Sohn war nicht eingetroffen, wie sein letztes Schreiben es verheißen. Hermann Lust hatte die hohe Schule in Jena besucht und sollte nun als einstweiliger Adjunct, oder auch Volkslehrer, an der Dorfschule fungiren. Obwohl er seine Examina in der Theologie absolvirt und auch die alte Liebe zur Medicin sich bei ihm nicht verleugnet hatte, so wollte er doch, um sich von seinen Studien zu erholen, diese untergeordnete Stellung einnehmen, bis sich ihm die Stelle eines Pfarrers in der Stadt durch Gunst des Herzogs darbot; auch war es die Lieblingsidee des alten, kinderlosen Pfarrers Guldenius, einst seinen ehemaligen Schüler Herrmann zum Nachfolger zu haben, und er sehnte sich, ihn mit allen Gebräuchen seiner Heimath, welche sein Amt erforderte, genau bekannt zu machen. — Der Abend begann bereits heraufzudämmern; die Heerden hatten brüllend und blöckend ihre Ställe aufgesucht, und die Mägde scheuerten am Brunnen die Milchgefäße für den nächsten Morgen. Else hatte ihre Arbeit noch nicht beendet und summt leise ein Wiegenliedchen, das noch von der alten Margarethe herstammte, vor sich hin; das Buch lag geschlossen auf der Bank neben ihr und zeigte auf dem Deckel das schlechtgetroffene Bildniß Luthers; die Hauskake saß nebenbei und schnurrte behaglich, während der Hofhund friedlich zu Essens Füßen lag.

Plötzlich ertönte Pferdegetrappel; in kurzem Galopp sprengte ein Reiter in den Hof, welcher dicht vor der Thür bei Else anhielt. Der Hund war im Begriff, mit gesträubtem Haar auf den Reiter loszustürzen, als sein lautes Bellen sich in fröhliches Jauchzen und

Wedeln verwandelte, und er mit gewaltigen Sätzen an dem Fremden emporprang. Else war aufgestanden und sah betroffen das Gebahren des Hundes, der, geliebt vom Reiter, denselben nicht verlassen wollte. Dieser warf Elsen ohne Gruß den Zügel zu und rief: „Da, Dirne, führe mein Pferd in den Stall! Der Hofsjunge ist wohl noch auf dem Felde!“

Der Zügel fiel zur Erde, und Else stand regungslos da, die Hände in einander gefaltet; ihr Blick begegnete ernst dem des Reiters, welcher sie verwundert ansah. Seine Stirn überzog eine leise Röthe, und den Zügel wieder aufnehmend, sagte er in lettischer Sprache:

„Du hast mich wohl nicht verstanden, Kind?“

„Doch wohl!“ entgegnete Else in deutscher Mundart; „ich habe aber das Amt des Troßbuben nicht erlernt und hege auch keine Neigung dazu.“ Sie entfernte sich mit raschem Schritt durch ein kleines Pförtchen, das in den Garten führte.

Bestürzt stand der Reiter da und hielt sein Pferd noch immer am Zügel, als sich zwei kräftige Arme um seinen Nacken legten, und der Amtmann Luft den langentbehrten Sohn an sein Herz zog. Else hatte den Amtmann im Garten aufgesucht und ihm den Besuch angekündigt; jetzt erschienen auch die Schwestern, um ihren Bruder, der fast 20 Jahr jünger als die Älteste von ihnen war, zu bewillkommen. Unter Jubel und herzlicher Begrüßung mit dem herzugeworbenen Pfarrer und einer Anzahl Hofleute, die den Angekommenen in's Haus begleiteten, ließ sich jetzt Hermann in den geliebten Räumen seiner Heimath nieder, und brachte den Rest des Abends mit den Seinigen an der festlich geschmückten Tafel zu. Else hantierte in der Küche und ließ es sich nicht verdrießen, die Anordnungen Lisbeths so pünktlich als möglich auszuführen. Von der Küche in den Keller lief sie mit beflügeltem Schritte, und der für sie bestimmte Platz bei Tische blieb heute Abend unbesezt, während Lisbeth es sich an der Seite des Bruders angelegen sein ließ, ihm die besten Bissen zuzuwenden und ihm den frischesten Trunk zu reichen. —

Einige Zeit war vergangen; der Pfarrer war heute früher vom

Schulhause heimgekehrt und hatte sein Amt in die Hand seines jungen Freundes Hermann niedergelegt. Er saß rauchend in der Geißblattlaube; ein Krug Steinbier stand dicht neben der Bibel auf dem Tische vor ihm und, einen kleinen Stift in der Hand, warf er einzelne Gedanken auf ein weißes Blatt Papier. Denn morgen war Sonntag, und Pastor Guldenius hatte sowohl eine Predigt in lettischer, als auch eine in deutscher Sprache zu halten.

Das weiße Haupthaar des Mannes fiel in langen Strähnen zu beiden Seiten herab, und das Sammtkappchen ruhte auf dem Stuhl neben ihm. Eben hatte er einem Trunk aus der Kanne gethan und schaute nach dem Eingang des Gartens hin.

„Ach,“ lächelte er, „die Else, meine weiße Taube, kommt, um sich Futter für den unerfättlichen Geist zu holen! Gott zum Gruß, Mädchen!“ rief er, als Else sich bemühte, ihm die Hand zu küssen; „scheußt Du die Hitze nicht und kommst über die Wiese zu mir? Weshalb nimmst Du den Weg nicht über die Brücke, der doch kürzer ist?“

„Ich wollte den Gesang der schwedischen Arbeiter in der Stückgießerei belauschen. Mir klingen ihre Lieder so weich, so eigenthümlich, und ich höre sie gern, sehr gern! Nur schade, daß mir die Worte fremd sind!“ sagte Else und strich sich das glänzende Haar aus der feuchten Stirn.

„Sieh! Dir doch meine Rosen an, Kleines!“ sagte der Pfarrer, „derweil ich meine Predigt beendige, und dann beginnen wir den Unterricht.“

Else sprang einen schattigen Gang hinab und stand bald vor des Pfarrers Rosenpflanzung; mit lautem Entzücken bog sie sich zu den weißen und rothen Blüthen hinab und sog ihren Duft ein, küßte hier eine Blüthe zärtlich und pflückte zuletzt ein rothes Rosenzwillingspaar, das zu ihren Füßen blühte, um Brust und Haar damit zu schmücken. Bald saß sie wieder zu Füßen des Pfarrers und lauschte den Lehren und Schilderungen des alten Mannes.

„Nachdem ich Dir, mein Kind, gestern von Frankreich und seinem großen König Ludwig XIV. erzählt und Dir erklärt habe, wer

Molière ist, und welche Bedeutung er durch seine Schriften in Frankreich gewonnen, will ich Deinen Wunsch erfüllen, Dir Einiges über die Vorfahren unseres Gutsherrn mitzutheilen, wobei ich später auch auf die Bedeutung der Waffen und anderer Embleme in dem großen Saal des linken Flügel zu sprechen kommen werde."

"Du weißt bereits," fuhr Guldeuius fort, "daß Neuenburg im Jahre 1300 vom Ordensmeister Rogga erbaut wurde. Unter dem Herzog Gotthard lebte der Vorfahr unseres Herrn und hieß, wie dieser, Thies von der Recke. Er war der letzte Komthur von Doblen, sollte seiner geistlichen Würde als Ordensherr entsagen und sich als weltlicher Lehns herr dem Herzog Gotthard Kettler unterwerfen, wofür er sich von diesem die ganze Komthurei Doblen und die Güter Auß und Hof zum Berge ausbedungen hatte, falls Gotthard Erbherr von allen Ordenslanden würde. Als nun aber der Herzog die Forderungen der Komthure und Bögte in so ausgedehntem Umfange zu erfüllen nicht im Stande war, ohne dem Lande Schaden zuzufügen, weigerte sich Thies von der Recke, ihm den Lehnseid zu leisten. Auf seine Macht vertrauend, wollte er sich und seinen Ritterstiz unter polnischem Schutze unabhängig machen. Er fand Nachahmer, die auch ihre Ansprüche geltend machen wollten; es brachen Streitigkeiten aus, und das ohnehin zerrüttete Land litt mehr denn je unter dem Einfluß dieser Uneinigkeiten. Endlich legte sich der König von Polen in's Mittel und nöthigte Thies, sich mit dem Gebiet von Neuenburg zu begnügen. Nach und nach schwanden die Unruhen, und Thies von der Recke wurde 1576 vom Herzog förmlich mit Neuenburg belehnt und zum Erbherrn ernannt. Hierauf vermählte er sich mit der Freiin Sophie von Firk's, Tochter des Georg Firk's auf Nurmhusen, und wurde der Ahnherr der Recke's in Kurland. So habe ich die Geschichte von den Vorfahren unseres Herrn im Archiv vorgefunden, und Du weißt nun, mein Kind, wer der Ahnherr unseres Gutsherrn war. Nächstens will ich Dir noch Einiges über unsere herzogliche Familie und deren Vergangenheit mittheilen."

Else streichelte dankbar die Hand des Geistlichen; dieser stärkte sich durch einen Trunk und fuhr fort:

Im linken Thurm des Schlosses ist das Familienarchiv, und ich bin schon viele Jahre Secretair des Gutsherrn; als solcher halte ich Alles in Ordnung und sammle Nachrichten; das Thurmmzimmer nebenan enthält Waffen und Alterthümer. Hier siehst Du Kolben, Beile, Streitärzte und Schwerter aus der Ordenszeit, jede Waffe, jeder Helm hat seine Geschichte. Morgen nach der Besperzeit führe ich Dich in die Karitätenkammer, und dort sollst Du, kleine Wißbegierige, noch Mancherlei schauen, was auch für Dich sehenswerth ist. Hier hast Du noch eine kleine, schöngezeichnete Abschrift lateinischer Buchstaben, die der Herrmann zum Nachschreiben für Dich geordnet hat; und nun auf Wiedersehn, mein Töchterchen!" Er erhob sich, um in's Haus zu gehen, als durch einen Seitengang die robuste Gestalt eines kurischen Bauermädchens auf's Haus zuschritt und knigend vor ihm stehen blieb.

"Was hast Du, Ann-Diese?" fragte Guldenius freundlich, "und was ist Dein Begehrt?"

"Ich wollte Ew. Hochwürden gebeten haben, mich morgen mit dem Skrauja-Peter abzurufen, dem Jägerburischen unseres Gutsherrn." Und sie küßte den Rock des Pfarrers.

"Wie?" sagte Guldenius, mit dem Skrauja-Peter, der mit Dir in steter Feindschaft lebte? Das giebt eine unglückliche Ehe!"

"Ne, Herr Pfarrer," sagte Ann-Diese verschämt, "das ist nicht der Fall, denn schon seit Weihnachten hat Peter mich stets begleitet und mir Zeichen seiner Liebe gegeben."

"Aber ich sah, daß er Dich mit der Hundepetische über den Rücken schlug, und dann oftmals Dir am Brunnen einen Eimer mit Wasser über den Kopf goß."

"Das gerade ist es!" sagte Diese und zupfte am Schürzenband; "zuerst paßte er mir auf, wenn ich das Vieh hinaustrieb, und ließ mich stets durch's Wasser waten, indem er den Steg hin und her schaukelte, daß die Wellen mir oft bis an den Gürtel schlugen. Dann sperrte er mich auch in den Stall, und ich mußte

durch die Oeffnung des Heubodens hinunter springen, um zur rechten Zeit zur Tränke zu kommen. Als er eines Tages des Großherrn Jagdhunde am Hofthor zusammenkoppelte, scherzte er ein Bißchen mit der Jagdpeitsche mit mir, und da merkte ich es wohl, daß es mit seiner Liebe Ernst sei. Bald nachher hieß er mich das Aufgebot bestellen, und nun bin ich hier, Ew. Ehrwürden zu bitten, mich morgen in Ehren abrufen zu wollen."

"Ja, ja, da muß er es wohl ernst gemeint haben, Ann-Diese, und morgen besorgen wir das Aufgebot," entgegnete lächelnd der Pfarrer und sah sich nach Else um, deren entsetztes Gesicht einen Ausdruck tiefer Enttäuschung zeigte.

"Gott schenke Euch Gesundheit, mein gnädigster Vater!" sagte Ann-Diese und legte kniend das Honorar für das besprochene Aufgebot auf den Tisch. Diese Aufgebotsgebühr betrug, nach Anordnung des Herzogs, einen Ferding oder 1½ Ropelen nach kurischem Gelde.

"Siehst Du, Kind," sagte Guldenius, nachdem Ann-Diese sich entfernt hatte, „so knüpfen unsere Bauern ihre Ehen, und so lange ich Pfarrer bin, habe ich in unserm Kirchspiele nicht viele unglückliche Ehepaare gesehen; in der Regel lebt der Mann, der sich auf diese Weise bei seiner Erwählten einführt, friedlich und arbeitsam mit seinem Weibe. Ann-Diese vertraut diesen Liebesbeweisen, wie viele andere ihrer Vorgängerinnen."

Else ging gesenkten Hauptes die schattige Allee hinauf, die zur Amtswohnung führte, und stellte nicht eben erfreuliche Betrachtungen an; sie faltete die Stirn, und tiefe Erregung spiegelte sich auf dem jugendlichen Antlitz. Sie gedachte unwillkürlich ihrer ersten Begegnung mit dem Amtmannssohne, der ihr an jenem Abend von dem hocherfreuten Vater als der langentbehrte Sohn präsentirt worden war. Als ihr der klare, prüfende Blick des jungen Mannes begegnete, knigte sie höflich und entfernte sich stillschweigend. Seitdem traf sie ihn selten, denn seit der alte Luft in Abwesenheit des Gutsherrn für eine kurze Zeit Neugut verlassen hatte, um die Neuenburg'sche Landwirthschaft zu beaufsichtigen, mußte der Sohn

Neugut überwachen, war aber häufig hier in der Familie, theils um mit dem Pfarrer zusammen zu sein, theils um demselben in der Gemeindegemeinschaft hilfreiche Hand zu leisten. Else machte sich viel in der Küche zu schaffen, was ihr die Töchter des Amtmanns sehr anrechneten; Nachmittags begab sie sich in's Pfarrhaus und kehrte Abends zurück, um dann wieder ihre Hausarbeit aufzunehmen. Jetzt, auf dem Heimwege, gab Else sich ernstlichen Betrachtungen hin und stellte Vergleiche an, zwischen dem Pferdezügel des Amtmannssohnes und der Jagdpeitsche des Strauja-Peter. Beide mußten viel Verwandtes in ihren Augen haben, denn sie murmelte unwillig: Wenn dies der Weg ist, ein Mädchenherz zu gewinnen, wie trostlos muß dann die Ehe sein!" Sie zerplückte die rothe Rose, die welf an ihrem Nieder hing.

„Was hat Dir die Blume gethan, Elstein?“ ließ sich plötzlich hinter ihr die Stimme des Amtmanns vernehmen, der in Begleitung seines Sohnes durch eine Seitenallee auf sie zuschritt.

„Oh, Nichts, Herr Amtmann!“ sagte Else erschrocken, „es war schlecht von mir, daß ich es that!“

Das letzte Blättchen flatterte noch im Winde; Hermann ergriff es und hielt es sinnend auf der Handfläche vor sich hin.

„Du kommst vom Pfarrer, Else?“ fragte der Amtmann und sah das Mädchen prüfend an; „der alte Herr mag heute nicht zufrieden mit Dir gewesen sein, Kind, denn Du schaust gar zu trüb-selig drein!“

„Das nicht!“ sagte Else; allein ich hatte meine Gedanken, wie es doch so schlimm ist, daß so viele Mädchen in der Welt sind, denen garnicht dadurch geholfen ist, daß —“ Else brach ab und vermied erröthend den fragenden Blick des Alten.

„Das sind schlimme Gedanken, Else! Die hat der Pfarrer nicht in Dir wachgerufen. Ein jeder Stand und ein jedes Geschlecht ist wichtig für seine Umgebung, insofern es seine Stellung klar be-greift und darin richtig zu schaffen weiß!“

„Oft ist es schlimm, wenn man seine Stellung klar auffaßt und von Andern falsch verstanden wird!“ sagte Else gepreßt, „es ziemt

dem weiblichen Geschlecht wohl, nur zu dulden und zu entsagen, will es nicht Schmach für Begünstigung ansehen.“

„Mit diesen Grundsätzen wirst Du eine schlimme Kammerzose werden, Kind und ich würde Dir rathen, nicht zu weit hinaus zu denken, damit es Dir nicht so ergehe, wie dem Luft, der durch seine seltsamen Ideen, wie die Leute sagen, und seinen Hochmuth sich nur wenige Freunde zu erwerben gewußt hat, die zu ihm stehen; aber die Zahl der Feinde, die ihn zu verderben suchen, ist um so größer. — Es sollte mir leid sein, Kind, wenn Du nicht die Liebe fändest, die Deines reinen Herzens würdig ist.“

Else ging still neben dem Amtmann her; das kleine Rosenblatt hatte seinen Platz zwischen den Lippen des jungen Luft gefunden; stumm schritt er hinter seinem Vater und Elsen die Stiege hinauf in's Haus. — Der nächste Morgen war heiter und sonnig angebrochen; die Glocken läuteten den Gottesdienst ein, bunte Schaaren von Männern, Frauen, Mädchen und Burschen zogen auf verschiedenen Wegen daher. Die Frauen in kurzen Röcken und groben Schuhen, mit einem hohen Kopfsuß, der aus Rohr und Leinwand bestand, und ihren Köpfen ein unschönes Aussehen gab. Das blaue oder rothe Fäächchen mit einer weißen Fraise war kurz und ließ das Leinenhemd an der Gürtelstelle hervortreten; dasselbe war oben am Halse mit einem blanken Knopf oder mit einer Schnalle aus Glas oder Metall geschlossen. Die Tracht der Mädchen glich der der Weiber, nur fehlte ihnen der hohe Kopfsuß; statt dessen war ein Tüchelchen oder das eigene Haargeflecht eine Zierde ihres Hauptes; um den Hals schlang sich eine rothe Schnur oder einige Reihen Glasperlen, ein großer Luxus für damalige Zeit. Die Männer trugen weite Beinkleider, die bis zu den Wasttschuhen hinabreichten und bis zum Knie mit Schnüren umwunden waren; lange Röcke oder Jacken aus eigengewebtem Zeug vervollständigten den Anzug. Ein breitkrämpiger Hut aus Filz oder Bast bedeckte das lange, un gepflegte Haar. Der Gesindeälteste trug als Zeichen seiner Würde eine langherrabhängende Weste mit blanken Knöpfen. Die lettische Predigt nahte ihrem Ende, der Vorsänger recitirte eben den letzten Vers,

und wie aus einer Kehle fiel die ganze Gemeinde ein. Damals gab es noch keine Orgeln in den Landkirchen, und die Gemeinde bedurfte auch keiner Bücher, denn sie verstand weder zu schreiben noch zu lesen. Erst unter Herzog Jacob gab es einige Schulen in den Flecken und Kirchspielen, und die jüngste Generation erst machte man jetzt mit dem Alphabete und den Zahlen bekannt.

Guldenius hatte die Kanzel verlassen und saß in der Sakristei, um sich zur Predigt für die Herrschaften vorzubereiten. Heute stand ihm noch eine Handlung bevor, die nicht zu den gewöhnlichen gehörte. In einer Nische der Sakristei sah man auf einer Erhöhung einen schwarzbehangenen Sarg, der, trotz der Blüthezeit, nicht einen einzigen Blumenschmuck zeigte; sechs Kerzen brannten zu beiden Seiten desselben, und zu Häupten des festverschlossenen Deckels lag die Bibel. Am Fußende glänzte das Wappenschild Derer von Grothus mit Namen und Bibelspruch. Guldenius schaute gedankenvoll auf die Trauerstätte; er ließ sein Manuscript in den Schoß sinken, um sich traurigen Betrachtungen hinzugeben. Der vor ihm im Sarge lag, war ein Jüngling, den er als Knaben oft auf seinen Knien geschaukelt; ein unglücklicher Zweikampf hatte seinem Leben rasch ein Ende gemacht. Ein Jugendfreund des jungen Grothus, der Sohn des Goldingen'schen Hauptmanns Bistram, der mit der Familie Grothus befreundet war, hatte bei einer geringfügigen Veranlassung im jugendlichen Uebermuth Jenen so gereizt, daß dies unglückliche Ereigniß die Folge davon war. Heute nun sollte der Mörder Kirchenbuße thun; die Familie des Verstorbenen aber wollte ihm diese Schmach ersparen und gedachte um so mehr das Andenken des Dahingegangenen durch eine Veröhnung zu ehren, als die Brüder des Todten Freunde des jungen Bistram waren.

Die Nachmittagssonne fiel schräg durch die runden Scheiben und kämpfte mit den Strahlen der Todtenlichter; draußen sang die Drossel ihr süßes Lied in den Ahornzweigen, und die Glocken läuteten heute zum zweiten Male zum Gottesdienst. Da knisterte draußen der Sand, die Thür öffnete sich leise und Else huschte herein. Bis

zum Sarge ging sie, bekreuzte sich fromm und wand einen Kranz um das glänzende Wappenschild.

„Herr Pfarrer,“ sagte sie, „ich habe einen Strauß aus Eurem Garten gepflückt, um den dunkeln Sarg des armen Hingeopferten ein wenig auszuschnücken. Gestattet mir, daß ich es thue, als ein Zeichen des Mitleids und des herzlichen Erbarmens!“

Der Pfarrer nickte ihr freundlich zu, und Elise sprach ein stilles Gebet; dann erhob sie sich und ging zu den Chorstühlen hinauf, um dort mit den Dorfkindern die Todtentitaneu zu singen. Heute war die Gemeinde zahlreicher als sonst versammelt, und der Pfarrer wählte den Text: „So viel an Euch ist, haltet Frieden unter einander!“ Die Kirchensitze der Gutsherrschaften waren dicht gefüllt; man sah einen großen Theil des Adels aus der Umgegend, sowie auch den Prinzen Alexander in Begleitung von Galen und Fölckerfahm. Dr. Harder saß unweit der herzoglichen Oberräthe, und hinter diesen der Gemeindeälteste im Amtrock. Eine Anzahl Männer und Frauen nahmen die Bänke im Hintergrunde ein; unweit der Kanzel aber, in den Kirchenstühlen der Gutsherrschaft, sah man drei junge Männer, von denen zwei den Trauerflor am Arm hatten, während der Dritte ganz schwarz gekleidet zwischen ihnen saß. Es waren die beiden Grothus, Brüder des Verstorbenen, welche den Freiherrn von Bistram in ihrer Mitte hatten. Der Segen war gesprochen, eben sang man das „Amen“, ein großer Theil der Gemeinde erhob sich und trat bis dicht vor die Sakristei. In Begleitung der Oberräthe, des Prinzen, Galen's und Fölckerfahm's schritten die drei Jünglinge hinein, Pastor Guldenius voran. Bistram hatte beide Arme entblößt und trug ein blankes Schwert in der Hand; so trugen sie bis vor die Erhöhung des Sarges. Hier erhoben die beiden Brüder Grothus ihre Schwerter und hielten sie kreuzweise vor die Brust des jungen Bistram. Alle drei sprachen laut ein Gebet und gaben nach Schluß desselben einander über den Schwertern die Hände, worauf Guldenius ihnen das Abendmahl reichete; das Vergehen war gesühnt und die alte Freundschaft von Neuem befestigt. — Man hatte die Sühne in Neuenburg veranstaltet, um in Bauske Auf-

sehen zu vermeiden, und da das Duell in einem Tannenwäldchen auf dem Wege nach Neuenburg stattgefunden hatte, so begrub man den Verbliebenen auf dem dortigen Friedhofe. — Ein kurzes Gebet sprach noch Guldenius, und von den Anwesenden bezeugten viele den Leidtragenden ihre Theilnahme.

Die schwerfällige Karosse mit den Trauernden rollte davon, eine zweite mit den Oberräthen und den herzoglichen Kammerjunkern folgte ihr; nur der Prinz und Dr. Harder blieben zurück, und der Letztere gab vor, die Alterthumskammer in Neuenburg besuchen zu wollen, um sich dort den Schädel eines Regers, weiland Bedienten des Schwedenkönigs Gustav Adolph, zu holen, über welchen er eine gelehrte Abhandlung zu schreiben gedente.

Der Prinz stand mit dem Pfarrer am Ausgang des Friedhofs im Gespräche vertieft, Lufft trat mit seinen Töchtern und Elsen den Heimweg an und wollte grüßend an dem Prinzen und dem Pfarrer vorüber.

„Wir grüßen Euch, Amtmann!“ rief der Prinz ihm zu, „und freuen Uns, Euch und dem Schützling Unserer hohen Schwester in Neuenburg zu begegnen!“

„Danke gehorsamt, Hoheit!“ sagte Lufft, stehen bleibend, „meine Anwesenheit in Neuenburg ist von dem Gutsherrn gewünscht, da ich bis zu seiner Heimkehr die Stelle des verstorbenen Amtmanns übernommen habe, und da mein Sohn heimgekehrt ist, der bald hier, bald in Neugut die Wirthschaft mitbestellen hilft, so geht es schon an, daß ich jetzt für eine kurze Zeit zween Herren diene. Das Elsklein hat es hier auch besser als in Neugut, wo es keine Kirche und auch keinen Pfarrer in der Nähe giebt, der dem Mädchen die Religion und manch' andere Weisheit lehrt, wie dies bei unser Ehrwürden, Pastor Guldenius, der Fall ist, der nun auch das Kind einzufegnen gedenkt, ehe es zu Ew. Hoheit hohen Schwester kommt.

„Da schickt Ihr uns das Kind fromm und klug, mein lieber Pfarrer!“ sagte der Prinz, und meine Schwester wird es Euch und den Töchtern des Lufft Dank wissen.“

Else knigte verlegen und schritt in Begleitung des Amtmanns und dessen Töchter über die Wiese dem Hause zu.

Der Prinz sah sich nach Harder um und bemerkte, daß Jener, nachdem er Luft erblüht, wahrscheinlich um dessen Nähe zu vermeiden, sich allein die Allee zum Schlosse hinaufbegab. Alexander folgte dem Pfarrer, um auf dessen Einladung bei ihm auszuruhen und eine Erfrischung zu sich zu nehmen. Harder begab sich unterdessen zum Hausmeister in's Schloß und ließ sich hier das beste Gemach anweisen, um, wie er sagte, von der Trauerfahrt und von der Hitze sich zu erholen, wobei ihm eine Flasche alten Weines aus des Gutsherrn Keller vortrefflich munden solle. Die gefürchtete Persönlichkeit des herzoglichen Leibarztes hielt hier mit aller Bequemlichkeit ihre Ruhe und genoß außer den besten Weinen noch die besten Speisen, die ihm der Hausmeister vorsetzte.

„Hört mal, Alter!“ sagte Harder, nachdem er beide Beine über einen Stuhl gestreckt, „wie kommt denn eigentlich der Luft zu Euch, der doch Neugut zu verwalten hat?“

„Ja, Herr Medicus,“ sagte der dicke Hausmeister, dessen rothglühendes Gesicht wie eine Päonie leuchtete, „das hat mein Herr so angeordnet, denn wenn der Luft nicht während des Sommers hier sein könnte, meinte der Herr, gedeihe die Ernte nicht, und die Bauern und Arbeiter lägen auf der Bärenhaut, wenn ihnen die Peitsche und strengste Aufsicht fehle. So hat's denn bald der Vater, bald der Sohn übernommen, und Beide sind abwechselnd bald hier, bald in Neugut. Auch scheinen sie es recht genau damit zu nehmen, denn die älteste der Töchter hat wochenlang drüben in Neugut die Wirthschaft, während der Student bald im Schulhaus für den Pfarrer fungirt, bald als Jäger mit der Büchse auf der Schulter durch Wald und Flur streift. Unter dem Regiment des Alten steht es freilich mit unserm Herrnsitz gut, denn des Luft scharfe Augen sehen Alles mit einem Mal; er bewacht die Arbeiter in dem Stahlwerk, leitet den Ackerbau und die Ernte, kurz, er kennt Feld und Flur wie die Fläche seiner Hand; auch der Wald ist ihm ebenso vertraut, denn jedes Kraut, jedes Pflänzchen, das

am Wege wächst, besitzt für ihn Heilkraft, und unten in der Amtswohnung kocht er seine Tränke und Mixturen. Alle Sonntag Abend zieht hier das Volk in Schaaren zu ihm, und ein Jeglicher bekommt sein Kräutlein und seine Arznei, und einen guten Rath mit in den Kauf. Dann sieht's im Hofe bunt genug aus; die Bauern wallfahrten aus seiner Gegend bis hierher und suchen ihren Propheten auf, wie Sie ihn nennen. Seit nun aber der Inspector Bengt-Ström die Fabriken unter seiner Aufsicht hat, nimmt es damit gar kein Ende; Schweden und Holländer, ja sogar die französischen Werkmeister werden von dem Inspector hierher gesandt, und lassen sich von unserm kurischen Apostel heilen. Ja, ja, Herr Medicus, der Lufft ist ein Teufelskerl, und wenn das Alles mit rechten Dingen zugeht, so will ich nicht mehr der Hausmeister unseres gnädigen Herrn sein!"

"Anführen läßt sich das Volk von dem Gaukler!" rief Harder und goß sich ein Kelchglas bis zum Rande voll; „betrügen lassen sie sich, während ich, des Herzogs Leibarzt, ein gelehrter Mann, in den Hintergrund geschoben werde!“ eiferte er und stellte das leere Glas zornig vor sich hin; „dem muß ein Ende gemacht werden oder er nimmt sich mit der Zeit mit den Leuten wohl gar noch das Land!“

„Könnte geschehen, wenn alle Fremdländer, die ihm ergeben sind, ihm beistehen! Einmal hat man unsern Herzog schon durch Berrath an Leib und Leben, an Gut und Land geschädigt, jetzt könnte es dahin kommen, daß die, die sich von unserm Brod nähren, dasselbe thun!“

Des Doctors Blick funkelte vor Bosheit und sein Gesicht nahm die Physiognomie eines Raubvogels an; seine Augen hefteten sich starr auf die Gestalt des erschrockenen Hausmeisters, der zu den Menschen gehörte, die Alles glauben, was man sie glauben machen will, wenn es nicht zu ihrem Nachtheil ist, und die Alles thun, was ihnen Vortheil bringt.

So kam es, daß der Hausmeister sich bereits ein Beigütchen würde erwerben können, wenn er als Leibeigener die Rechte

eines Freien gehabt hätte. Deshalb lebte denn der fette Mann resignirt als treuer Diener, war demüthig gegen die Herrschaften und unverschämt gegen Seinesgleichen. —

„Eine frische Flasche, Du Dickwanst!“ schrie Harder, der für's Erste seinen Zorn in Wein zu ertränken gedachte; es freute ihn, daß der Mann sich abmühte, ihm eifrig aufzuwarten, es ergögte ihn, daß der Dicke sich seufzend mit dem Schürzenzipfel das glühende Gesicht wischte, wenn er sich mühselig bückte, um eine neue Flasche vom Boden aufzuheben.

„Zu Befehl, Herr Medicus,“ sagte der Dicke, „dieser hier ist vom Rheiu, und der Bischof zu Münster trinkt ihn in höchsteigener Person.“

„Und Du wohl auch, alter Maulwurf,“ wenn's der Herr nicht sieht? He, he!“ lachte Harder, während der Hausmeister mit schlaudem Lächeln das Deckelglas von Neuem füllte. Er war freigebig mit dem Eigenthum Anderer.

„Um des Amtmann's Willen laßt's Euch nicht in's Blut gehen, gelehrter Herr Medicus!“ sagte er, „denn was Ihr den Leuten abkurirt, wird Euch der Luft nicht nachmachen, und wer für einen Herzog gut genug ist, kann es doch mit dem Bauernvolk nicht halten. Der Bauer zum Bauer, und der gelehrte Medicus für die Herrschaftlichen!“ Er strich sich bei dieser Rede, die ihm sehr plausibel schien, wohlgefällig den Leib.

„Hört mal, Ihr altes Nilpferd!“ sagte Harder zutraulich, „wollt Ihr mir nicht von Euren Weibern die Herbstzeitlose und die Hagedornfrucht pflücken lassen? Und dann,“ fuhr er nach einigem Sinnen fort, „wer kauft Euch das viele Getreide ab, wenn es reif in der Scheuer liegt?“

„Ein großer Theil,“ entgegnete der Dicke, „geht in die herzoglichen Magazine, ein anderer wird nach Livland geschickt, kleine Portien an unsern Bezirk verkauft, und der Rest für den Hof verbraucht.“

„Wollt Ihr dem Amtmann einen guten Käufer für Roggen und Weizen vorschlagen,“ fuhr Harder fort, „so schicke ich Euch den

Müller aus Pokain, der Eure Waare gut bezahlen will, und es fällt wohl auch noch Etwas für Euch ab, wenn Ihr den Mann zu Euch kommen laßt.“

„Ach Gott, Herr, unsereins ist nicht habfüchtig, und weil Ihr es seid, der mir den Mann schickt, so will ich nichts als ein Zehntel vom Loß und thue dies, wie gesagt, nur weil Ihr es seid!“ Und er verdrehte seufzend die Augen.

„Ich verstehe,“ sagte der Doctor; „in zwei Wochen kommt der Müller, um mit Euch zu verhandeln und hält sich ein wenig bei Euch auf, um mir von der Kraut-Diese Salbei und Pfeffermünzblätter mitzubringen. Und nun, mein Freund, trollt Euch! Ich bin müde. Zuvor aber gebt mir noch eine frische Flasche her und den Schlüssel zur Raritätenkammer!“

Dies mit schwerer Zunge sagend, warf er sich rückwärts in die Lederkissen des Bettes, auf dem er saß.

„Die Kammer findet Ihr offen, gelehrter Herr,“ sagte der Dicke, nachdem er die bestellte Flasche hingeseht hatte, des Amtmanns Sohn ist drin und stöbert und studirt in dem alten Wust schon seit einer Stunde herum, bald mit dem Pfarrer, bald allein, und —“

„Ach, da seid Ihr ja, Medicus!“ ließ sich jetzt die Stimme des Prinzen vernehmen; „ich suchte Euch doch nicht umsonst bei dem dicken Hausmeister unseres Thies von der Recke. Ja, ja, Ihr findet das Brännlein, aus dem Milch und Honig fließt!“ Der Prinz lachte und wies auf die vor dem Doctor stehende Reihe von Flaschen; der Hausmeister küßte ehrerbietig des Prinzen Rockzipfel und schlich hinaus.

„Und diese kleine Batterie habt Ihr bereits auf dem Gewissen?“ fuhr Alexander fort und sah Harder prüfend an.

„Hört, edler Prinz,“ lallte dieser mit heiserer Stimme, „ein großer Theil wartet auf Eure Kampfesfreudigkeit. Nun sorgt Euch nicht! Obwohl Ihr den Aepfelwein des Pfarrers loben müßtet, so verschmäht Ihr dieses edle Gewächs auch nicht, zumal in

meiner Gesellschaft. Ja, ja, lachte er vergnügt, und sang dann mit Anstrengung: „Es lebe Noah, es lebe der Wein!“

Und er stieß mit dem Prinzen an.

„Nun Doctor,“ sagte dieser, „wäre es nicht Zeit, daß wir in die Karitätenkammer gingen? Der Kopf des Regers dürfte sonst nicht mehr zu erhaschen sein, und wer weiß, ob der Pfarrer, der Secretarius des Herrn von der Recke, diesen Frevel, den Ihr auszuüben gedenkt, überhaupt gestattet.“

„Macht Nichts, Prinz, macht Nichts! Wollen's schon besorgen!“ lachte Harder, „sein Untergang ist beschlossen, denn ich dulde keinen Pfluscher, der am Ende noch, trotzdem er Nichts von der ars medica weiß, herzoglicher Leibarzt zu werden gedenkt.“

„Was?“ rief Prinz Alexander, „der todte Reger kann doch unmöglich Euer Rival sein wollen? Doctor, besinnt Euch doch!“ fuhr er lachend fort.

„Und dem Herzog will ich die Gefahr enthüllen, sonst kommt Ihr und Euer hoher Vater um Hab' und Gut, und müßt dem Lufft die Arzneien kochen helfen und mit ihm die Kräuter bei Mondschein dazu suchen!“

„Legt Euch zur Ruh', Alter!“ sagte der Prinz ernst; „Ihr seid müde!“ Und er drückte Harder in ein Lederkissen.

„Verlaßt Euch darauf, Prinz — der Harder rettet Euch Alle! Er erlöst das Land von dem bösen Hexenmeister und der Rotte Korah, die ihm anhängt! So wahr ich der Leibmedicus — bleibe — will! — Bis — an — an's — Ende!“

Der Prinz stand noch eine Weile vor dem Schlafenden, dessen tiefe Athemzüge erkennen ließen, daß an ein Erwachen desselben sobald nicht zu denken sei. Unwillkürlich gedachte er der Scene im Zelt auf dem Markte zu Mitau und war betroffen, die innersten Gedanken Harders mit so viel rachdurftiger Ausdauer auf Lufft gerichtet zu sehen. Eine leise Befürchtung zog durch seine Seele, und er beschloß, den Amtmann zu warnen und ihn darauf aufmerksam zu machen, daß Harder ein Günstling des Herzogs sei und als Leibarzt auch das Vertrauen desselben in hohem Grade

besitze. Mit diesen Vorsätzen verließ Alexander seinen schlafenden Begleiter, um sich die Wirthschaftsgebäude und die Eisengießerei anzusehen und dann nach Erwachen des Doctors die Caritatenkammer zu besuchen.

Schon seit einer halben Stunde schritt der Pfarrer mit Else in der Waffenkammer auf und ab, und das Mädchen beschaute mit Aufmerksamkeit die wunderlichen Dinge, die hier angesammelt waren. Der Zahn eines Mammuths hing, an eisernen Ringen befestigt, über den Häuptern der Wandelnden, und in kleinen Glaschränken, die fast die Hälfte des runden Zimmers einnahmen, sah man ausländische Korallen, Muscheln und ausgestopfte Seethiere. In einem Winkel stand ein menschliches Scelett, und die andere Hälfte der Wand schmückten Waffen, von der Keule des alten Germanen bis zum Schwert der Ordensritter; in der Mitte des Gemaches stand eine lebensgroße Figur, mit Helm, Brustschild und Speer, und in bunter Reihe sah man ausgestopfte Vögel auf allen möglichen Gestellen, als Enten, Auerhähne, Falken und Kraniche. Das Fell eines Tigers mit Kopf und Zähnen lag ausgebreitet am Boden, und auf ihm ein Paar hoher Stiefel mit silbernen Sporen. Das thurmähnliche Gemach empfing sein Licht von oben und hatte sonst keine andere Ausstattung, als einige kleine Sessel. Eine niedrige, bogenförmige Thür, die mit einem grünen Vorhang verhüllt war, führte in das Familienarchiv und trug oben das Familienwappen derer von der Recke.

Hier sah Else das Schwert des Königs von Schweden, Karl IX., mit dem er in der Schlacht bei Kirchholm im Jahre 1605 gefochten, so wie den Hut, den er getragen hatte und der ihm im Kampfe entfallen war.

Die Schweden waren den Polen überlegen und bereits des Sieges sicher, als Herzog Friedrich von Kurland mit 500 Reitern am linken Dünaufer erschien, sich in den Fluß stürzte und die Schweden von hinten angriff. Ein alter Obrist derselben hatte zwar seinen König vor den Kurländern gewarnt, da Karl aber die

Warnung nicht beachtet hatte, wurde er in Folge dessen hart bedrängt.

„Mathias von der Necke, der Großvater unseres jetzigen Gutsherrn,“ so erzählte der Pfarrer dem aufhorchenden Mädchen, „hatte bereits den König am Arme erfaßt, als ein schwedischer Ritter, Heinrich Brede, sich ihm entgegenwarf und für seinen König den Todesstreich empfing. Der König entfloh, ließ aber seinen Hut und sein Schwert zurück, und die Schlacht war durch die Tapferkeit des Kurländers gewonnen. In Folge dieser Schlacht wurde das bis dahin bestrittene Recht der freien Ausfuhr von Producten aus Libau und Windau dem Herzoge von Kurland zugestanden.“

„Dieser Handschuh,“ fuhr Guldenius fort, indem er einen eisernen, künstlich aus Stahlfedern zusammengefügtten Handschuh zeigte, „trug ebenfalls einer der Vorfahren unserer Herrn, und zwar in der berühmten Schlacht bei Pleßkau, die der Heermeister Walter von Plettenberg gegen die Russen gewann.“

Weiter schritt Guldenius mit Else; bald standen sie vor einem Seeungeheuer, bald galt es, eine römische Münze zu beschauen, die aus Trajans Zeit herkommen sollte. Ein Perlenhalsband, das man für den Schmuck der Cleopatra hielt, wurde mit Bewunderung von den Beschauern geprüft.

Jetzt ließen sich rasche Schritte vernehmen, und Prinz Alexander trat ein, doch ohne den Doctor Harder, welcher noch immer in Morpheus Armen ruhte.

„Gott zum Gruß, Pfarrer!“ rief Alexander, „es ist gut, daß ich Euch treffe! Wollt Ihr mir nicht eines der Verzeichnisse der Reihenfolge unserer Ordensmeister geben, wie Ihr sie sorgfältig zusammengestellt habt? Den Schädel des Regers holt sich der Doctor später; er hält noch Rath mit sich, ob er ihn seinen Zuhörern schwarz oder weiß präsentiren soll, und ich habe ihm den Rath ertheilt, ihn schwarz anmalen zu lassen, weil es doch der Schädel eines Schwarzen ist; sonst glauben es ihm die Leute nicht!“

Der Pfarrer lächelte und forderte den Prinzen auf, ihm ins Archiv zu folgen. Dieser wandte sich zu Else:

„Nun, Else! fast vergaß ich Dir zu sagen, daß meine gestrenge Schwester, Prinzess Sophie, Dich schon zum Herbst bei sich erwartet, da Pinette in Bälde ihrem Ehegatten folgen will; bis dahin wird es Dir wohl ein Kleines sein, Dich in allen Vorkommnissen, welche eine fürstliche Kammerfrau haben muß, zu vervollkommen.“

„Ihre Pflicht und Aufgabe wird sie gut erfüllen“ nahm der Pfarrer das Wort, „denn sie ist gewissenhaft und treu und auch gelehrig. Dies Zeugniß, mein Prinz, kann ich mit gutem Gewissen meiner Schülerin ausstellen. Auch die Töchter Luffts haben ein Verdienst um Elsen's Geschicklichkeit, denn alle weiblichen Handarbeiten versteht sie so gut wie diese und wohl auch noch Mancherlei darüber für den Geist.“

„Glaub's, Ehrwürden, glaub's und freue mich die Kleine bald im Schlosse sehen zu können! Du hast mir versprochen, Else, wenn Dich Etwas bekümmern sollte, mich als Deinen Fürsprecher zu wählen. Sagt ihr, Guldenius, daß sie es schon wagen darf, denn ich halte Wort und schätze jedes Wesen, das meines Schutzes bedarf und sich bittend an mich wendet.“

Else schwieg noch immer und starrte auf die kleine bogenförmige Thür; die grünen Vorhänge hatten sich getheilt, und eine hohe Gestalt stand mitten auf der Schwelle. Es war des Amtmanns Sohn, der plötzlich erschien. Der Prinz folgte Elsen's Blicken und sah in die ernstesten Züge des jungen Lufft, der sich finster vor ihm verneigte. Ohne einen weitem Gruß sprach Herrmann, mühsam seine Erregung bezwingend:

„Hoheit werden gestatten, daß Jungfer Else den Schutz älterer Leute in Anspruch nehme, wenn sie desselben bedarf! Es lebt noch eine Großmutter, die sich diese Pflicht, so lange sie athmet, von Keinem nehmen lassen wird!“

„Weil Ihr ein Recht zu haben glaubt, den Willen der Kleinen dem Eurigen unterzuordnen,“ setzte lächelnd der Prinz hinzu und betrachtete Else mit spöttischen Blicken. Eine dunkle Röthe überflog das Antlitz derselben; sie wandte sich ab und sah nicht,

wie sich Hermanns Lippen fest aufeinander preßten. Schnell trat sie auf den Prinzen zu und sagte fest:

„Habt Dank, Hoheit, daß Ihr ein armes Mädchen beschützen wollt gegen Mißachtung und Willkür!“ Sie schaute hoch athmend auf. Ein kurzer Blick traf die Thür, an welcher Niemand mehr stand, und hastig reichte sie dem Pfarrer beide Hände.

„Seid nicht böse Herr Pfarrer, bat sie, daß ich heute allein heim muß, die Zeit wo man mich im Amtshause erwartet, ist da!“ Sie verbeugte sich nach diesen Worten vor dem Prinzen, der freundlich sagte:

„Auf Wiedersehen, Else! Meiner Schwester, der Prinzess, bringe ich gute Nachricht heim, daß sie Dich noch vor der Herbstsonneuwende bei sich haben soll.“ Und er begab sich mit Guldenius in's Archiv.

Else eilte stürmisch die Treppe hinab und hätte laut ausschreien mögen vor Schreck; vor ihr ging Hermann, eine Pergamentrolle unterm Arm, langsamen Schritt's die Allee hinauf. Hastig wollte Else über die Wiese querfeldein eilen, allein er schaute sich um und sie erblickend, schritt er ruhig auf sie zu und vertrat ihr den Weg.

„Weshalb weicht Ihr mir aus, Jungfer Else?“ fragte er, „ich will nur ein Wort der Aufklärung von Euch! Seid Ihr mir böse, daß ich den Prinzen an passenderen Schuß gemahnte, als es der seine für Euch sein kann?“ Seine klaren Augen schauten Else wehmüthig an, und es schien, als wollte er in ihrer Seele die Wahrheit erforschen.

Elfen war vor Bestürzung der Athem ausgegangen und ohne aufzuschauen, brachte sie mühsam hervor:

„Es nimmt mich Wunder, Herr, daß Ihr eines unbedeutenden Mädchens wegen dem Prinzen, der es gut meinte, in's Wort fielt! Ihr kennt mich zu wenig und wißt daher nicht, daß ich mit Gottes Hilfe mich selber zu schützen hoffe, selbst wenn die Großmutter mich nicht mehr helfen kann.“

„Gedenkt Ihr Euch niemals dem Prinzen anzuvertrauen, in welche Lage des Lebens Ihr auch kommen mögt?“ fragte Hermann

haftig und trat dicht vor Else hin; „sagt's, Else, sagt's daß Ihr dies fest beschlossen habt.“

Else stand bestürzt still und ihr Herz pochte heftig; leise entgegnete sie:

„Der Prinz ehrt die niedrigste Magd und ist edel genug, jeden Hilfslosen zu schützen; ich aber bedarf keiner nicht, denn ich hoffe zu Gott, daß ich mich niemals hilflos fühlen werde!“

„Ja, das sollt Ihr bei Gott nicht!“ rief der Jüngling, und wie Sonnenschein flog es über sein bleiches Gesicht; „vergeßt, Else, den bösen Moment unseres ersten Zusammentreffens; ich konnte nicht vermuthen, daß unter dem Dache meines Vaters ein Wesen lebe, das schöner, besser und — und reicht mir die Hand als Zeichen der Versöhnung!“ Er hatte bereits Elsens beide Hände erfaßt.

„Ich hege keinen Groll gegen Euch,“ sagte diese, zog hastig ihre Hände aus den seinen und eilte einen Seitenpfad hinab über die Wiese in den Garten, wo sie tief aufathmend ihr Haar aus dem erhitzten Gesicht strich und dann leise durch's Hinterspörtchen in's Haus trat.

Kapitel V.

Der Hof zum Berge.

Auf dem Gipfel eines hohen, kegelförmigen Berges stand die in der Heidenzeit erbaute und berühmte Beste, damals Terweten genannt; das Flüsschen am Fuße des Berges, dessen klares Wasser ehemals häufig vom Blute der Christen und Heiden getrübt worden, heißt noch jetzt Terwitte. In dieser wohlbefestigten Burg hauste, wie ein Adler in seinem Nest, der Landesälteste der Letten, Westhard genannt, der seine bekehrten Brüder mit grausamer Ausdauer verfolgte, bis es endlich dem Bischof von Modena, der vom Papste aus Rom gesandt worden, gelang, den harten Sinn des Westhard zu erweichen und ihn zum christlichen Glauben zu bekehren. — Später wurde diese lettische Beste eine Beute der anstürmenden Ordensritter und ging in Flammen auf. Heute nennt man diese denkwürdige Stätte, welche in der älteren Geschichte Kurlands eine wichtige Rolle spielte, „Hof zum Berge“; hier verpflichteten sich die Söhne Gotthard Kettlers, Friedrich und Wilhelm, den Willen ihres Vaters zu erfüllen, der ihnen testamentarisch die gemeinschaftliche Regierung über das Herzogthum zugewiesen. Noch ragen einzelne Mauern als ein Denkmal einstiger Größe empor. Auch hier hatte Herzog Jacob zu erhalten gewußt, was Zeit, Sturm, Wetter und Feindeshand in Verfall gebracht. Der westliche Thurm mit seinen Bogenfenstern und noch bewohnbaren Gemächern diente zur Aufnahme fürstlicher Gäste und für die Dienerschaft. Aus den Fenstern dieses Thurmes genoß man

die schönste Aussicht über einen düstern Tannenwald, der sich wie ein dunkler Saum am Horizonte hinzog. In seinem Schatten lagen die Wohnungen der Hofjäger und Förster, und ein Theil der Jagdbedienten des fürstlichen Gefolges hatte hier ein freies Asyl. Die gelben Strohdächer und die weißen Holzwände der kleinen Häuschen lugten malerisch aus dem Grün hervor und belebten den düstern Hintergrund. Das stattlich erbaute neue Herrenhaus lag auf einer kleinen Anhöhe, gegenüber der von der Herzogin neuerbauten Kirche, und zwischen Beiden schlängelte sich unten im Thal das Flüsschen Terwitte dahin. Kurland, das landwirthschaftlich nur stellenweise einige Abwechslung bietet, und ein flaches Land genannt werden kann, ist in dieser Gegend ausnehmend anmuthig; die Natur hat hier ihre Sonntagslaune entfaltet. Daher war denn Hof zum Berge zum Sommeritz der Herzogin erhoben, und künstliche Anlagen verschönerten den grünen, stillen Aufenthaltsort der hohen Frau. Nur wenu der Herbst nahte, kam reges Leben in die stillen Räume und unterbrach die ernstern Beschäftigungen der Herzogin für einige Tage; buntes Treiben und lautes Gewühl zog mit dem Herzog ein, der dann in Hof zum Berge seine Residenz aufschlug. — Jagden erhielten das Gefinde in beständiger Rührigkeit; der Herzog aber stand mit dem Frühesten auf, um seinen Schreibern Briefe zu dictiren, welche an seine Agenten nach Paris, London, Hamburg, Lübeck, Danzig u. s. w. abgesandt wurden. Ihm war der Sommeritz ebensowenig ein Erholungsort, wie die Winterresidenz. Jetzt bereiste er in Begleitung Bengt-Ströms die fürstlichen Domainen und besuchte zahlreiche Fabriken; dies that er jedes Jahr ein Mal. Auch vereinte er mit dieser Reise den Zweck, in Windau ein neues Schiff, das er hatte bauen lassen, zu besichtigen. Der „Moor“, so nannte er das Fahrzeug, das seine 32 Kanonen an Bord hatte, sollte in seinem Weissein vom Stapel laufen. Die prächtige Kriegsflotte aber, die Kurland eine Bedeutung unter den Seemächten des baltischen Meeres gegeben hatte, und welche im schwedischen Kriege vollständig zerstört worden war, konnte er, trotz seiner unermüdblichen Thätigkeit, nicht wiederherstellen; selbst die Handelsflotte, die einige 60 Segel gezählt die und ihm fremde

Erzeugnisse in's Land gebracht, war im Kriege untergegangen, und es war ihm nicht möglich, eine solche wieder zu erbauen, weil die fremdländischen Baumeister schwieriger denn je aufzutreiben waren. Es gab eine Zeit, wo selbst Ludwig XIV, der große König von Frankreich, es nicht verschmähte, mit dem Herzoge von Kurland einen Handelsvertrag einzugehen, und das seemächtige England sich zur Hilfe ein starkes Kriegsschiff von 40 Kanonen mit einigen Hundert Mann Besatzung erbat.

Der Herbst war gekommen; die Fluren prangten noch im schönsten Grün, obwohl der Wind nicht mehr über wogende Felder und blühende Wiesen wehete. Die Schnitter dengelten ihre Sensen zur letzten Heuernte; das Korn war bereits eingeheimst in die Scheuer. Es war ein herrlicher Nachmittag, und die Gluth der Sonne trieb den Hirten von der Höhe in's Thal, wo er am Bache mit der Heerde ausruhte.

Oben in den Gemächern des verfallenen Thurmes hatte Georg Földersahm, der Kammerjunker der Herzogin, seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Georg war der Sohn des wohlverdienten Kanzlers Földersahm, des besten Lateiners und des besten Freundes Herzog Jacobs. Seine Gemahlin war die Erzieherin der fürstlichen Kinder und der Herzogin treueste Anhängerin in der Zeit der tiefsten Bedrängniß. Der junge Földersahm hatte sich hier so behaglich eingerichtet, als es das einfache Ameublement erlaubte. Sein Bett aus einer Matratze von Seegras, seine Sessel aus Holz mit Lederbeschlagen und ein Tisch mit Büchern und Karten, war Alles, was man sah, und außer einem prächtigen Tigerfell, auf dem Waffen gruppiert waren, enthielt das prunklose Gemach keinen Lurusgegenstand.

Mit verschränkten Armen stand der herzogliche Kammerjunker am Fenster und schaute in den Hof hinab, wo eben Jäger und herzogliche Stallmeister sich versammelt hatten. Der Hundewärter Zansche Kalning hatte ein Rudel der wohl dressirtesten Hunde zur herzoglichen Jagd mitgebracht, welche nun der Prüfung sämmtlicher Jäger und Jagdbedienten unterzogen wurden. Lächelnd schaute Földersohn dem Treiben unter sich zu; seine hohe, schlanke Gestalt

erinnerte an die französischen Cavaliere Ludwig XIV; der seine Kopf mit dem blonden Schnurbart gehörte zu den schönsten und klügsten seiner Zeit. Obwohl Georg als Muster der Ritterlichkeit galt, konnte ihn dennoch keine der Damen als ihren Ritter betrachten. Sein Lächeln war ebenso höflich als kühl, sein Wesen ebenso tadellos, wie unnahbar.

Unten ertönte Hörnerklang und Jagdgeschrei, und Földersahm bog sich weit hinaus, um den Prinzen Alexander zu betrachten, der jetzt sein wildestes Pferd bestiegen hatte, einen Tatar, von dem die Sage ging, er könne mit dem einen Auge bei Nacht, mit dem andern bei Tage sehen. Mit der einzigen Hand, die noch dazu die Linke war, tummelte Alexander das wilde Thier, das ihn in kühnen Sätzen abzuwerfen strebte; den Mangel des rechten Armes schien er hier nicht zu fühlen, denn er zwang das Thier, wie der macedonische Alexander den wilden Bucephalos, sich ihm gehorsam zu unterwerfen. Die Natur hatte in den linken Arm des kaum dem Knabenalter entwachsenen Prinzen eine außergewöhnliche Kraft gesetzt; er handhabte die Büchse und den Spieß mit einer Sicherheit, die ihn weder den grimmigen Bär noch den wilden Eber fürchten ließ. Dazu schrieb er mit der linken Hand die schönste Handschrift, drechselte, zeichnete mit ihr besser, als es mancher Geschulte und Gelehrte mit der Rechten thun konnte. Sein fröhlicher Sinn war mit Muth und Edelsinn gepaart, und des Prinzen Handschlag war Bürge für Wort und That. Er hatte sein wildes Pferd müde gemacht und warf jetzt die Zügel dem Jagdmeister zu. Da trat Jansche zu ihm, um sich seine Instructionen für die kommende Jagd zu erbitten und zu erfahren, welche Anzahl von Hunden der hohe Herr für den Jagdtag befehlen wolle.

„Laßt sie Alle anmarschiren!“ lachte Alexander, „und sämtliche Piquere dazu! Der Herzog kehrt in ein paar Tagen heim, und dann ist Jagd in Doblen, in Hof zum Berge und auch vielleicht im Neuenburg'schen. Weiteres kann ich noch nicht genau bestimmen.“

Jansche küßte den Rockzipfel des Prinzen und begab sich zu seinen Hunden.

„Junfer!“ rief der Prinz zu Fölkersahm hinauf, „gelüftet es Euch nicht, ein wenig mit Uns zu reiten? Mein Schwarzer hat den Teufel im Leibe, und wenn ich ihn nicht müde mache, so läßt er sich zur Jagd kaum bändigen. In einer Stunde begleite ich die Prinzess Sophie, mein Schwesterlein, die sich Fräulein Blomberg und den Hofmeister Liebig als Gesellschafter mitnimmt, eine Strecke in den Wald hinein. Die Damen wollen den Nachmittag im Freien zubringen, und die Herzogin gab ihre Genehmigung dazu!“

Der Kammerjunfer winkte seinem Kocknecht und befahl ihm, sein Vollblutpferd, das nicht minder wild und unbändig als das des Prinzen war, vorzuführen, und nach einer kleinen Weile begaben sich beide Cavaliere in Begleitung des Stallmeisters vor das Schloß der Herzogin.

Auf der breiten Treppe, die zum Haupteingang führte, welcher von grünen Reben umrankt war, erschienen jetzt zwei schlanke Mädchengestalten in Begleitung der Herzogin. Prinzess Sophie trug ein dunkles Reitkleid aus grünem Sammet, das an den schönen Formen enganschließend herabsaß. Ein schwarzes Hüthen mit weißer Reiherfeder, die mit einer Brillantagraffe befestigt war, vervollständigte das kleidsame Costüm. Die dunkelglänzenden Locken des anmuthigen Mädchenkopfes flatterten im Winde, und ein rosiger Schimmer der freudigsten Erregung verlieh dem sonst so blassen Antlitz einen ungemeynen Zauber. Ihr zur Seite stand Barbara Blomberg in ähnlicher Kleidung, nur flatterte statt der kostbaren Reiherfeder ein weißer Schleier um ihr liebliches Haupt; die dunklen Augensterne, die sonst so heiter in die Welt blickten, schauten heute ernst und traurig auf das fröhliche Treiben zu ihren Füßen. — Fräulein Barbara Blomberg war die Tochter des Gutsherrn auf Sergemiten; sie war eine Enkelin oder Urenkelin jener Barbara Blomberg am Hofe Kaiser Karl's V, die, um den Ruf einer hohen Person zu schonen, den ihrigen preisgab, und sich lange für die Mutter des später so berühmten Don Juan d'Austria halten

ließ. Ein reisender Wetter, von ihrer Liebenswürdigkeit und ihrem Seelenadel überzeugt, hatte ihr die Hand gereicht und sie nach Kurland geführt, wo er sich mit seiner jungen Gattin häuslich niederließ und die Rechte des Indignats erhielt, mit dessen Ertheilung der hiesige Adel sonst überaus sparsam war.

Das Fräulein auf Sergemiten aber war von Jugend auf die Gespielin der herzoglichen Kinder und wurde von ihnen wie eine Lieblingschwester gehalten; so war denn auch Barbara mit der herzoglichen Familie in Hof zum Berge, wo sie mit ihr die Sommerzeit verbrachte.

Ihr zur Seite stand die Herzogin, welche heute den jungen Mädchen zum Spazierritt das Geleit geben wollte. Sie trug ein weißes Hausgewand, das leicht und anmuthig um die kräftige Gestalt floß und dem Nichts als einige veilchenblaue Schleifen zum Schmuck beigegeben waren. Sie stand lächelnd den beiden schönen Jungfrauen zur Seite und ertheilte dem Stallmeister ihre Befehle, der die sanftesten Pferde der Herzogin vorführte. Im Hintergrunde erschien Else in einem grauen Kleidchen, mit schönverschlungenen Böpfen auf der Stirn und hielt in ihren kleinen Händen die Handschuhe und das Taschentuch der Prinzessin.

„Höre Kind,“ sagte diese und wandte sich zu Else, „ich vergaß Dir zu sagen, daß Du meine Blumen aus der Sonne zu rücken hast; stelle mir den Nachtrunk selbst an mein Bett, denn die Lisbeth mit ihren plumpen Füßen soll mir nicht in mein Schlafzimmer. Du trittst leise auf, Else, daher thue Du es von nun an, mein Kind!“ Sie nahm Tuch und Handschuhe und schaute Else freundlich in's Gesicht.

„So, nun gehe und lege mir mein Gewand für den morgenden Kirchgang zurecht!“ Sie wandte sich und winkte mit der Hand den jetzt herzukommenden Cavalieren einen Gruß zu.

Die kleine Gesellschaft war bald in den Sätteln, und in Begleitung des Hofmeisters Liebig, eines alten Herrn, der der Lehrmeister der herzoglichen Kinder war und wohlvertrauter Erzieher des Erbprinzen Friedrich, begab sich die kleine Cavalcade in den Wald.

Die Herzogin war, nachdem sie eine Weile den Reitenden nachgeschaut, lächelnd in's Schloß getreten.

In einer Ecke der Laube aber, von Weinreben gedeckt, hatte sich Else über das Geländer gebeugt und schaute mit glänzenden Blicken den stolzen Gestalten nach, die eben jetzt am Waldessaum verschwanden. Doch nein, Prinz Alexander blieb zurück, warf noch einen Blick zu Else hinüber, winkte freundlich mit der Hand und verschwand hinter den Bäumen. Else schaute zurück, wem wohl der Gruß gegolten haben konnte, allein da sie Niemand hinter sich erblickte, erröthete sie und wollte eilig ihren Platz verlassen, als sie Stimmen vernahm, die im eifrigen Gespräch näher kamen. Sie sah zu ihrem Erstaunen den Pokain-Müller, mit einem Bündel Kräuter beladen, und den alten Jansche Kalning, den Hundewärter des Herzogs. Beide schritten des Weges daher und blieben jetzt in einer kleinen Entfernung von der Freitreppe stehen. Das Erscheinen des Jan Laps hier in Hof zum Berge nahm Else nicht wenig Wunder, doch kam ihr der Gedanke, durch ihn Nachricht von der Großmutter erhalten zu können, von der sie seit einiger Zeits Nichts gehört, und so wollte sie denn abwarten, bis die Beiden ihre Unterredung beendet hätten und sie vom Müller die erwünschte Auskunft, obwohl nicht ohne Ueberwindung, erbitten konnte.

Seit sich Else von der Alten getrennt, hatte sie den Laps nicht gesehen, und eine leise Sehnsucht nach der Großmutter begann gerade hier auf dem herzoglichen Schloß bei ihr Raum zu gewinnen; das Erscheinen des Müllers rief das Heimweh nach der Beschützerin ihrer Jugend noch heftiger wach, und sie konnte nicht dem Moment erwarten, wo ihr die sonst so verhasste Gestalt Jan Laps näher kam.

„Also so vornehm ist sie geworden?“ fragte Jansche; „ei, ei, wer hätte das gedacht, als wir damals das arme Weib, die Mutter, begruben! Und die Alte hat's Euch nicht gesagt, wer die Eltern des Kindes sind?“

„Wie sollte sie das!“ entgegnete Jan, „sah sie doch, so wie Ihr, die Frau zum ersten Male. Ein Schwedenkind wird's schon sein, wenn's nicht das Kind des Todesengels ist, der Tod und Verderben

über die armen Seelen bringt. Ich könnte Euch vielleicht Aufschluß geben, aber ich mag's nicht um der Dirne willen, die —

Er sah plötzlich auf und in Elsens bleiches Gesicht, die sich weit vorgebogen hatte.

„Ist sie das?“ fragte Jansche leise und stieß den Müller in die Seite.

„Das Kind des Todesengels meint Ihr? Nun ja!“ sagte Jan grinzend und schaute auf Else. Das ehrliche Gesicht des Hundewärterers drückte eine geheime Scheu aus und still, sich bekreuzend, ging er langsam seines Weges.

„Jan!“ rief Else hinunter; „wollt Ihr mir sagen, wie's der Großmutter geht, von der ich lange Nichts gehört habe!“

„Nicht zum Besten!“ entgegnete Jener rauh, „denn sie grämt sich nach ihrer Prinzessin, und der Strauß und die Gänse dazu!“ Er lachte bei diesen Worten roh auf.

Else schien den plumphen Scherz zu überhören — — endlich begann sie leise mit unterdrückter Stimme:

„Hört, Jan, wer war denn der Mann, mit dem Ihr von einem Kinde sprach? Wessen Kind war es, dem die Mutter starb?“

„O, wie Du den geschmähten Jan jetzt aushorchen willst, Gänseprinzessin!“ lachte der Müller; „was geht's Dich an, wenn ein Kind nachbleibt, wo eine Mutter stirbt? Du bist ja auch solch ein nachgelassenes Kuckucksei, das nie in unser Nest hineingepaßt hat! Daher hat die Altmutter auch mit Dir so viel Aufhebens gemacht!“

„O Jan,“ bat Else, „was wißt Ihr von einem Kinde, das die Großmutter aufzog, und das seine Mutter ebenso wenig kannte, wie ich die meinige?“

„Wer sagte es Dir denn, daß es die Großmutter gewesen, Närrin?“ rief Jan und seine lauernnden Blicke sprüheten Funken unter den buschigen Augenbrauen; „wenn Du mich nicht ausgeschlagen hättest, würde ich Dich zu meiner Vertrauten gemacht haben und Du würdest jetzt reich und glücklich sein! Ich hätte Dir den Vater auffinden helfen, wenn Du es nicht verschmäht hättest, mein Weib zu werden. So aber überlasse ich Dich Deinem Schicksal,

und Du kannst zeitlebens eine Dienerin bleiben oder, wenn es hoch kommt, eines Dieners Weib werden, wenn es nämlich die Prinzen gut mit Dir meinen, hehe!" lachte er.

Bornesröthe bedeckte Elsens Stirn und unwillig trat sie zurück; „Ihr seid ein schlimmer Bursche, Jan," sagte sie, „der es nicht verdient, mit Vertrauen behandelt zu werden! Durch Euch sende ich der Großmutter nicht einmal einen Gruß! Ich werde mir die Gunst erbitten, meine Herrin auf den Jagdzügen begleiten zu dürfen; da komme ich wohl in die Nähe meines Altmütterchens, und dann tröste ich sie, wenn auch nur für kurze Zeit. Gehabt Euch wohl, Ihr böser Verwaudter, Ihr!" Ein letzter Blick der Verachtung — und Else wandte sich zum Gehen.

„Die Jagdzüge mache auch ich mit, Schätzchen!" rief Jan ihr nach; „der Hundewärter Janfche ist froh, daß ich ihm in seinem Amte beistehe. Seit Du fort bist, gefällt es mir auch in der Mühle nicht mehr; die böse Sonnengluth hat den Mühlenteich ausgetrocknet wie das Herz des Müllers! Ich mische mich unter die Jagdhunde und jage die Thiere des Waldes, und wenn es Zeit ist, jage ich Menschen, und heße die zu Tode, die mich verfolgen und die mich verderben wollen!"

Ein teuflisches Lächeln verzog den breiten Mund des Müllers, und die Narbe vom Ohr bis zum Mundwinkel nahm eine blutrothe Farbe an.

„Es ist doch besser, gut zu bleiben, Jan!" sagte Else tief erschüttert, indem sie schauernd die Hand auf ihr klopfendes Herz presste.

„Ja, was ich bin, haben die Menschen aus mir gemacht, und wenn Du Närrin mich nicht so schlecht behandelt hättest, so könnte es noch gut mit mir werden!" Er sagte das in Gedanken vor sich hinbrütend; „doch brauche ich Dich nicht mehr!" fuhr er auf, „Du Füchsin! Ich mag Deine Liebe nicht erzwingen, nur hüte Dich, mir einen Andern vorzuziehen! Das könnte Dir der Jan schlimm eintränken!"

Und mit raschen Schritten ging er in's Schloß, um die Zimmer des Dr. Harder aufzusuchen.

„Gott sei Dank, daß ich keinen Andern kenne!“ flüsterte Else, „den ich ihm vorzuziehen hätte“ — sie schaute in die sinkende Abendsonne — „und doch!“ fuhr sie erschrocken auf, „wenn er es den Amtmann entgelten ließe, der mich aufnahm und dessen Kinder mir Freundschaft bewiesen, die ich dafür lieb habe — ja, Alle, Alle habe ich lieb, selbst ihn, der mir ohne Absicht beim ersten Zusammentreffen weh that, ja gewiß, auch ihn! — wenn Jan sich an ihm rächen wollte!“

Ein stechender Schmerz im Herzen machte Else erbeben.

„Oh, ich thörichtes Mädchen!“ lächelte sie mit bleichen Lippen, „es ist Nichts, wohin haben meine Gedanken mich geführt? — Mein Gott, die Sonne ist schon so tief gesunken!“ unterbrach sie sich; „und noch habe ich die Aufträge meiner Herrin nicht erfüllt! Bald kehrt sie heim, und ich muß noch heute meine Bitte anbringen, damit ich Margarethe wiedersehen darf. — O, wie schön ist es hier!“ sprach sie leise, die liebliche Landschaft vor sich betrachtend, „und doch war es in Neuenburg schöner! — Ob ich den Pfarrer wohl in Doblen wiedersehen werde und vielleicht den Amtmann und — ihn?“ Sie neigte das Köpfchen wie in Gedanken versunken, doch plötzlich sich besinnend, eilte sie schnellen Schrittes die Stufen hinab über den Hof und verschwand in den herzoglichen Gemächern.

Die Strahlen der sinkenden Sonne vergoldeten die Wipfel der Bäume und fielen schräg auf einen grünen Abhang, der mit Nußsträuchern bewachsen, einen anmuthigen Ruheplatz darbot und als solcher auch von einer kleinen Gesellschaft benutzt wurde.

Auf einem umgestürzten Baumstamm saß die Prinzess Sophie und zeichnete mit einem Stift auf einem weißen Blatt eine kleine malerische Baumgruppe, die aus einem Steingeröll hervorwuchs. Prinz Alexander lag im Grase, in Gedanken versunken, während Diebig sich in einiger Entfernung mit dem Stallmeister und den Pferden zu schaffen machte. Etwas weiter, an den Stamm einer Tanne gelehnt, die ihre breiten, grünen Aeste weit von sich streckte,

stand Barbara mit verschlungenen Armen und sah zu Fölkersahm auf, der ihr einen Waldblumenstrauß entgegenhielt, den er mit einiger Mühe gesammelt hatte, und ihr nun mit verbindlichem Lächeln darbot.

„Nehmt, Fräulein!“ sagte er und fügte noch eine grüne Erdberranke hinzu; „es ist dies Alles, was ich heute für Euch fand. Ihr liebt die Haideblumen, sonst hätte ich nicht gewagt, sie Euch zu bringen.“

Barbara streckte lächelnd die Hand aus und verneigte sich dankend.

„Und was schrieb denn Prinz Friedrich dem Herzoge weiter?“ fragte sie lebhaft; „Ihr wurdet vorhin durch Liebig in Eurer Schilderung unterbrochen, Herr Kammerjunker.“

Georg sah sie prüfend an und sagte dann zögernd:

„Ich glaube, Fräulein, Ihr wißt bereits darum, daß unser Erbprinz sich mit meinem Bruder Melchior zu Libau an Bord des „Jacobus Major“ begab, um sich dort mit ihm einzuschiffen, der Holländer Seemacht zu verstärken und ihnen den Krieg gegen die Schweden führen zu helfen.“

„Weiß, weiß!“ nickte Barbara hastig; „doch schrieb Euer Bruder Nichts von den Siegen der Unsrigen?“

„Allerdings! Er schrieb mir, daß die Regimenter glücklich in Lübeck gelandet und Holland erreicht hätten. Der Erbprinz hat in der That eine Strecke des Weges zu Lande gemacht und in Berlin einige Tage bei seinem kurfürstlichen Oheim verweilt. Prinz Friedrich hat dies der Herzogin ausführlicher berichtet, soll aber in seinem Schreiben an sie weniger von den Siegen reden. Ein Brief an seine hohe Schwester Sophie, die seine Vertraute ist, wird aber noch von anderen Dingen als Kriegsangelegenheiten handeln. Sonst, Fräulein, weiß ich Nichts mehr zu berichten, als daß der Silberwarter Brandt, der jetzt den Erbprinzen begleitet, von der Herzogin den Auftrag erhielt, ausführlichere Briefe zu senden.“

Fölkersahm verbeugte sich leicht, setzte aber nach einer kleinen Pause hinzu:

„Doch, wie es scheint, Fräulein, habt Ihr meinen Worten wenig Gehör geschenkt! Eure ganze Aufmerksamkeit hat, wie es mir vor-
kommt, der Hofmeister Liebig, der Euer schönes Pferd streichelt.“

„Verzeiht!“ entgegnete Barbara erröthend; „ich war allerdings ein wenig zerstreut! Das ist ja eine Eigenschaft der Frauen, wie ihr wißt,“ und ein herzzgewinnendes Lächeln verkürzte ihr ernstes Gesicht.

Földersahm gab dem peinlichen Momente eine glückliche Wendung, indem er fortfuhr, mit fließender Beredsamkeit die Aufmerksamkeit seiner Dame zu fesseln. Er erging sich in Schilderungen des holländischen Krieges und nahm bei dieser Gelegenheit Barbara das Versprechen ab, auf dem Jagdzuge ihr Ritter und Cavalier sein zu dürfen. Dann erzählte er von seinem Bruder Melchior, und fügte hinzu.

„Zu meinem Leidwesen bin ich nicht so glücklich wie mein Bruder, und muß, an die Heimath gebannt, meine Tage thatenlos verbringen!“

„Habt Ihr denn nicht Befriedigung gefunden im Dienste der edelsten aller Frauen, unserer Herzogin?“ fragte Barbara und steckte den Waldblumenstrauß auf ihren Hut.

„Wohl ist es für mich eine Ehre, der Sekretär der herzoglichen Frau zu sein; doch ist der Mann, der kämpft, stets in den Augen der Frauen würdiger und immer viel eher ihre Gunst zu gewinnen im Stande! Földersahm hatte dies halb wehmüthig, halb spöttisch gesagt und bemühte sich dabei, einen Blick Barbaras aufzufangen.

„Der Ruhm des Mannes liegt in der Rechtllichkeit seiner Gesinnungen, in dem Kampfe für seine Idee, in der Unwandelbarkeit seines Characters!“ sagte Barbara leise und neigte das Haupt tief über den Blumenstrauß, der aus der Wolke von weißem Flor, welcher den Hut umhüllte, malerisch hervorschaute.

„Euch würde ein solcher Ritter am wenigsten genügen, denn Euer Sein verehrt die Tapferkeit und Kühnheit des Helden mehr, als den thatlosen Mann, der gegen seine Empfindungen kämpft und niemals Sieger wird über das trokzige Herz!“ Der Junker sagte dies scharf und fast wie im Born zu sich selber, und als Barbara

noch immer in ihrer gebeugten Stellung verharrte, richtete er sich stolz auf.

„Die letzten Strahlen der Sonne sind hinüber, es beginnt zu dunkeln! Auf soviel Glanz — soviel Dämmerung! Ob sie sich für mich wohl jemals lichtet?“ setzte er düster hinzu und schritt mit Barbara, die schweigend ihr Kleid zusammenfaltete, den schmalen Pfad hinab, wo ihr der Stallmeister ihr Roß entgegenführte; er reichte ihr die Zügel.

„Habt Dank!“ sagte Barbara. „Seht Ihr dort den Lichtstreif am Himmel? Er ist die Verheißung, daß es wieder hell wird nach der Dämmerung, und der Himmel Denen sein Licht spendet, welche sich in ihrer Dunkelheit darnach sehnen. Und wenn Ihr, Ritter, gegen Euer Herz kämpft, das nur edler Regungen fähig ist, so denkt, daß es Gefährten giebt, die dasselbe wie Ihr thun!“ Sie gab ihrem Roße die Sporen und war bald der Prinzessin zur Seite, die mit Liebig und dem Prinzen einen kleinen Vorsprung gewonnen hatte.

Prinzessin Sophie befand sich allein in ihrem Gemach und saß in weißem Nachtgewande vor dem Kamin, die zarten Hände in einander verschlungen. Ein großer Brief lag vor ihr auf dem Boden, und sie starrte in die verglimmenden Kohlen des Kaminsfeuers.

„Armes Kind!“ sagte sie leise, „wenn ich Dich recht verstand, stehst Du am Wendepunkte, wo Dein Herz eine unglückselige Neigung aufgeben muß! — Wie soll ich ihr das sagen, ohne sie auf's Tödlichste zu verletzen? Und doch muß es sein!“ Sie hob das Schreiben auf und las es wieder und immer wieder, als Else erschien und zwei Vasen, mit Blumen gefüllt, auf den Kaminsims stellte; die Prinzessin sah auf und schaute Else wohlgefällig an.

„So hast Du zur Nachtzeit den herzoglichen Garten geplündert?“ fragte sie und erhob sich, um den Blumenduft einzuathmen.

„Wenn der Abendthau auf den Blüten ruht, halten sie sich lange frisch im Zimmer, Hoheit, so sagt der Amtmann,“ entgegnete Else, „und da dachte ich —“

„Es ist gut, Kind!“ fiel Sophie ein; „befolge nur, was der

Lufft Dich lehrt! Der Mann ist klug, ich glaube, klüger, als es für unser Jahrhundert noththut! Der Herzog hat ihn daher als Hausmeister für die Jagdtage bestellt, damit er den Kurfürsten von Brandenburg, meinen Oheim, der im Schlosse zu Doblen residiren will, bediene, da der Brandt mit unserm Bruder, dem Erbprinzen, abwesend ist. Sein Sohn, ein stinker Gefelle und klug wie der Vater, soll auch als Jäger an der Jagd Theil nehmen, und so findest Du denn, Kind, wenn Du mich begleitest, alte Freunde und Bekannte wieder.“

Else küßte dankbar die Hand der Prinzessin und war im Herzen glücklich, daß ihre Wünsche so rasch in Erfüllung gehen sollten. Sie verließ freudig ihre Herrin, um die Nachtgewänder derselben zu ordnen.

Diese schob jetzt ihr Tabouret näher zum Kamin, auf dem die Blumen süß dufteten. Der helle Schein der Kerzen beleuchtete ihr schönes, jugendliches Haupt. Sie faltete den Brief zusammen und legte ihn in ein Kästchen von Rosenholz, das zu ihren Füßen stand. Dann drückte sie an eine Feder im Innern desselben, und ein glänzender Gegenstand fiel ihr in die Hand. Es war ein Armband mit dem Bildniß Ludwig's XIV. Behmüthig betrachtete sie es lange Zeit, dann drückte sie ihre Lippen darauf und verschloß es hastig.

„Geh' hin!“ sagte sie, „ich habe all' die thörichten Wünsche unüberwachter Augenblicke überwunden! Geh' hin und sei groß und glücklich, so glücklich, wie ich einsam bin um Deinetwillen. Um eines Königs willen einsam sein, ist Glück, ist Ruhm! In der Wissenschaft Entschädigung finden für Herzeinsamkeit, ist ehrenvoll, ist groß! Wohlan, es sei, ich schlage jede Werbung aus und auch diese! Sie ist glänzend, ehrenvoll, doch genügt sie nicht meinem Herzen, und die Prinzessin Sophie von Kurland bleibt hinfort unvermählt und ungefesselt von den Ketten, die ihr nicht leicht und nicht lieb sind!“ Sie hatte dies leise wie im Traum vor sich hingeflüstert, und ein Lächeln verklärte ihr Antlitz, das, von Thränen überströmt, auf ihrer Hand ruhte. Eine lange Zeit saß sie mit gefalteten Händen da; die Kohlen im Kamin waren zu

Afche verglüht, Blumen Duft zog durch das Gemach und die Lichter erblichen im Tageschein, als Elfe, müde vom Wachen, auf der Thürschwelle erschien, um zu sehen, was ihre Gebieterin veranlasse, bis zur Morgendämmerung wach zu bleiben. Sie sah mit Befremden die Prinzessin hinten über gebeugt, den Kopf am Kamin ruhend, das müde blasse Antlitz schmerzerfüllt; mit geschlossenen Augen und über der Brust gefalteten Händen saß sie da und war anzuschauen wie eine Heilige. Das erste Morgengrauen warf seine Schatten durch die Bogenfenster, Elfe löschte die halbausgebrannten Lichte und zog sich still zurück, um im Nebengemach das Erwachen ihrer Herrin abzuwarten. Der Schlaf schien auch von ihr gewichen, und sie trat hinaus auf den Söller. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, die Vöglein unterm Dach zwitscherten im Traum, nur hoch über Elfe sang die Lerche ihr Morgenlied.

Unten im Hofraum war es still und dämmerig, und der herzogliche Wächter machte eben die letzte Runde. Drüben am Bogenfenster im alten Bergschloß lehnte ebenfalls eine Gestalt, und Elsens scharfes Auge erkannte den Kammerjunker, der regungslos wie ein Steinbild zu ihr herüberschaute. Sie erschrak und zog sich zurück; es nahm sie Wunder, daß der Schlaf in dieser Nacht von den Schloßbewohnern gewichen zu sein schien, und sie konnte es sich nicht erklären, wie die vom Geschick begünstigten, mit Ansehen und Würden so reich ausgestatteten Wesen nicht Ruhe finden konnten.

„Was ihn wohl so früh wachgerufen haben mag, diesen schönen, stolzen Mann, der als ein Günstling des Glückes, als ein Bild menschlicher Vollkommenheit in Jedermann's Augen erscheint?“ fragte sich Elfe und schaute noch einmal zurück, um dann den Söller zu verlassen.

Da knarrte es leise unter ihr, eine Thür öffnete sich und die schlanke Gestalt Barbaras erschien auf dem rebenumschlungenen Vorbau des Schloßes. Elfe stand erschrocken still und sah mit Befremden, wie das Fräulein sich weit über die Brüstung bog und die Hände krampfhaft ineinander schlang. Leise Worte, von Elfe nicht verstanden, tönten zu ihr herauf, und sie glaubte unterdrücktes

Schluchzen zu hören, das endlich erstarb. Else sah bestürzt die Gestalt Barbaras sich weit hinausbiegen und in der Angst ihres Herzens, daß Hilfe Noth thue, flog sie die Stufen hinab und kam noch zur rechten Zeit, um die starre Gestalt des Fräuleins in ihren Armen aufzufangen.

„Um Gott, Herrin!“ rief Else und bemühte sich, dieselbe aufzurichten; „kommt zu Euch! Die Morgennebel bringen Krankheit, ich geleite Euch in Euer Kabinet!“

Sie umschlang Barbara, und diese ließ sich willenlos durch die geöffnete Thür in ihr Schlafgemach führen. Hier angelangt, geleitete Else das Fräulein auf's Ruhebett und war im Begriff, die dienstthuende Kammerfrau herbeizuklingeln; allein Barbara raffte sich empor: „Still, Mädchen!“ sagte sie hastig, „ich fühle mich stark! Die Morgenluft war zu scharf, geh' zur Ruh, geh', mein Kind! Schweige von meiner Unvorsichtigkeit, ich will es Dir danken!“

Sie winkte mit der Hand und Else verließ geräuschlos das Zimmer.

Kapitel VI.

Auf der Falkenjagd.

Schloß Doblen, das Brautgeschenk oder Leibgeding der Herzogin, hatte eine große Veränderung erfahren. Die äußern wie die inneren Räume prangten in neuer Herrlichkeit, und diesem sonst so stillen Ort war eine besondere Auszeichnung zu Theil geworden. Hier, wo die ländliche Stille selten durch Gelage und Feste unterbrochen wurde, residirte jetzt der Kurfürst von Brandenburg, der kurze Zeit nach der Heimkehr des Herzogs in Mitau eingetroffen und mit großem Gepränge und allen ihm gebührenden Ehren von seinem herzoglichen Schwager empfangen worden war. Sein nicht sehr zahlreiches Gefolge, das nur aus den ersten Hofcavalieren bestand, fand mit ihm die glänzendste Aufnahme im Schloß zu Mitau. Nachdem der Herzog zu Ehren seines hohen Gastes eine große Adelsversammlung und eine Gala=Audienz veranstaltet hatte, geleitete er denselben in Begleitung seiner Oberräthe und Kammerherrn nach Schloß Doblen, wo zu seinem Empfange längst Alles vorbereitet war. Hier sollte eine große Falkenjagd stattfinden, wozu denn auch die Edelleute der Umgegend und die Herren von Vauske und Neuenburg mit Frauen und Töchtern geladen waren. Diesem Jagdbergnügen sollte sich ein glänzendes Bankett mit allen möglichen Ergötzungen anreihen, und Hofdamen und Edelräulein sannten in stiller Freude, wie sie sich zu diesem Feste gebührend schmückten. Nach Beendigung dieser Lustbarkeiten sollten dann die eigentlichen Jagden bei

Goldingen, Talsen und Dondangen abgehalten werden, wozu der Herzog einen Befehl an sämtliche Forstbediente und Jäger dieser Gegenden hatte ergehen lassen. Die jagdlustigen Rittergutsbesitzer erwarteten mit Ungeduld den Tag, wo sie in Gegenwart des Kurfürsten ihre Tapferkeit und Gewandheit beim Jagen an den Tag zu legen gedachten. Der fürstliche Gast sollte hier eine Vorstellung von dem Thierreichthum der kurischen Wälder erhalten; bei Dondangen wollte man das gewaltige Elen und den grimmen Bär jagen, in den Thälern bei Talsen den schlaun Fuchs und das behende Reh erlegen, und in der Gegend bei Goldingen gab es niederes Wild mannigfacher Gattung.

Bei seiner Ankunft in Doblen war der Kurfürst nicht wenig überrascht, die Umgegend so anmuthig zu finden. Das Schloß, ein Meisterwerk alter Baukunst, wurde von ihm und seinen Cavalieren mit Interesse in Augenschein genommen. Die Burg lag auf den hohen Ufern des Flüsschens Berse und war vom Ordensmeister Eberhard Monheim aufgeführt worden. Eine hohe Ringmauer schützte sie anfangs vor allen feindlichen Angriffen der Letten und Lithauer, sie erlag aber den siegreichen Waffen des großen Schwedenkönigs Gustav Adolph, der sie 1620 einnahm. Von den Herzögen wieder in Stand gesetzt, wurde sie im Kriege unter Carl Gustav X. abermals zerstört, von Herzog Jacob aber, nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft, wiederum auf's Glänzendste restaurirt.

Der Prunksaal mit gewölbter Decke, von niederländischen Meistern kunstvoll hergestellt, glich dem ganzen Firmament, das die Mondessichel mit dem Sternenheer in Mitten silberumsäumter Wolken trug; gestickte Tapeten bekleideten die Wände, venetianische Spiegel und allegorische Marmorstatuen zierten die Wandvertiefungen, Sessel aus vergoldetem Holz mit goldgestickten Damastbeschlügen vollendeten die reiche Ausstattung, und schwere, goldbefranzte Vorhänge verdeckten die Fensterwölbungen und Eingänge des Saales. Diesem Prunksaal schloß sich eine Reihe reich ausgestatteter Gemächer an, aus welchen man in einen Säulengang von rothem

Granit gelangte, der in den sogenannten Bankettsaal führte. Dieser war ein weiter, hoher Raum, der gegen 300 Personen faßte; die gelben Ledertapeten, welche die Wandbekleidung bildeten, waren Producte aus der herzoglichen Fabrik zu Mesothen und bedeckten die ganze obere Hälfte der Wand. Von da ab ging ein Tafelwerk aus buntem Holz bis zum Fußboden, der ebenfalls aus verschiedenen Holzarten mosaikartig zusammengefügt war. Die Decke, ein altes Schnitzwerk mit Goldreliefs, trug in ihren Feldern große goldene Trauben, die an künstlichen Nebengeschlingen herniederhingen. Eine Gallerie umgab die eine Hälfte des Saales; hochlehnlige Sessel mit geschweiften Beinen und eine gewaltige Tafel in Hufeisenform nahmen die Mitte des Raumes ein. Eine Anzahl Schränke, kunstvoll gefertigt und mit allerlei Schnitzwerk und Schnörkeln verziert, die zur Aufbewahrung der herzoglichen Silbergeräthe dienten, vervollständigten die Ausstattung des fürstlichen Bankettsaales.

Eine zahlreiche Gesellschaft belebte heute die festlich geschmückten Räume; ein Frühmahl vor der Jagd hatte hier die herzogliche Familie mit ihren Gästen vereint.

Die älteste Tochter des herzoglichen Hauses, Louise Elisabeth, war mit ihrem Gemahl, dem Markgrafen von Hessen-Homburg, eingetroffen, und auch die Markgräfin von Hessen-Cassel, Marie Amalia, die zweite Tochter des Herzogs, zierte als Jüngstvermählte den Familienkreis.

Prinz Friedrich befand sich mit dem Silberwärter Brandt in Holland, und der zweite Sohn des Herzogs, Karl Jacob, war ebenfalls noch auf Reisen in Deutschland. So vertrat denn Prinz Alexander mit aller ihm eigenen Ritterlichkeit seine Brüder und nahm den Ehrenplatz des Erbprinzen ein. Zwischen dem Kurfürsten und ihrem Gemahl saß die Herzogin. Es war ihr eine Genugthuung, den Kurfürsten, ihren Bruder, in Doblen begrüßen zu können, hier, wohin sie oft in der Winterzeit von den geräuschvollen Festen der Residenz sich zurückzog, um sich mit ihren Kindern und den vertrautesten ihrer Hofdamen ernstern Beschäftigungen hinzu-

geben. Hier saß sie jetzt an der Seite ihres hohen Gastes und hörte mit ihm die lebhaften Schilderungen des Herzogs an, der, von seinen Domainen zurückgekehrt, den Seinen allerlei Interessantes zu berichten wußte.

Die Damen und Cavaliere, die nicht an der Jagd Theil nahmen, sondern im Schloß zurückblieben, hatten ihre Hofestracht angelegt, der jüngere Theil sich aber mit Jagdanzügen begnügt, die heute äußerst kostbar und luxuriös gewählt waren. Die Herzogin, welche mit einem großen Theil ihrer Gäste im Schlosse zurückblieb, trug ein kostbares Gewand mit brabantischer Befäßen, ein Perlendiadem hielt ihr dunkles, noch reiches Haar zusammen, und ein glänzender Schmuck zierte Hals und Nacken und fiel in doppelten Reihen bis zum Gürtel hinab.

Die Markgräfin Elisabeth, welche ebenfalls an der Fahrt nicht Theil nahm, trug ein weißes Seidenkleid mit Silberkanten und ein Diadem aus Perlen im aufgelösten Haar.

Der jungen Markgräfin Marie Amalia von Hessen-Kassel stand das gelbe, gebauschte, mit violettem Sammet geschlichte Jagdkleid sehr gut, während neben ihr sich die Prinzessin Sophie in ihrem dunklen Reitgewande sehr stattlich ausnahm; Barbara aber und das schöne Fräulein von Buttlich trugen blaue Reitgewänder, deren Falten von kostbaren Nestelstiften zusammengehalten wurden; diese Gewänder verliehen den beiden Damen eine besondere Grazie und ein stattliches Aussehen. Die Cavaliere in schöngestickten Röcken mit feiner Halskrause trugen heute glänzende Stulp- und Reiterstiefel; auch fehlte ihnen nicht Dolch und Hirschfänger an der Seite. Am schlichtesten aber trugen sich der Herzog und der Kurfürst. Beide waren in Lederkoller und Jagdstiefeln erschienen; gleiche Anzüge hatten Mathias von der Recke und der Graf von Hessen-Cassel. Es war ein buntes Gemisch von glänzender Hofestracht und ungezwungener Reiterkleidung. Den Damen fehlte es auch nicht an kostbarem Gestein und seltenen Shawls; mehr aber, als aller Glanz des edlen Geschmeides leuchteten die schönen Augen der freudig erregten Hof- und Edeldamen, welche sich von der Jagd die schönste Unter-

haltung versprochen. Nur ein Augenpaar strahlte nicht, wie sonst, in gewohntem Glanz und schaute, wenn es sich unbemerkt glaubte, trübe vor sich hin. Barbara saß an der Seite des schönen Fräulein von Puttlitz und hörte zerstreut den freudigen Schilderungen zu, welche diese ihr über die ihr bevorstehende Vermählungsfeier machte. Ihre Blicke hefteten sich gedankenlos auf das schöne, freudenvoll erklärte Antlitz ihrer Nachbarin und dann wieder auf die verschlungenen Hände in ihrem Schoß. Sie bemerkte daher nicht, daß ein Paar dunkler Augen sie von drüben her beständig beobachteten, obwohl der Eigenthümer derselben in eifrigster Unterhaltung mit seinem Nebenmanne begriffen schien.

Prinzess Sophie, die an der Seite ihrer jüngstvermählten Schwester, der Markgräfin Marie Amalia saß, warf oft einen besorgten Blick zu ihrer Jugendfreundin Barbara hinüber, und mancher stille Seufzer entfloß der gepreßten Brust, während sie ein aufmerksames Ohr den liebenswürdigen Erzählungen ihrer Schwester zu leihen schien.

Am untersten Ende der Tafel hatte sich eine harmlose, lustige Gesellschaft zusammengefunden. Zwischen Liebig und dem Leibarzt Dr. Harder saß der herzogliche Falkonier Görz, der mit lebhaften Geberden die lustigsten Jagdgeschichten erzählte und dabei den beiden Herren die Falkenzucht erklärte; der Probst Adolphi und Pastor Guldenius, welche sich zu ihnen gesetzt hatten, verhandelten ernst und eifrig über die neuesten kirchlichen Ereignisse. Der feurigste Ungarwein würzte die Reden und Scherze der kleinen Gesellschaft, die sich's hier wohl sein ließ. Dr. Harder versicherte, daß er sich ohne besonderes Vergnügen dem Jagdzuge anschließe, er sei nur gesonnen, über die Diät des Herzogs zu wachen. Außerdem sprach er sehr wenig, trank aber desto mehr. Die Unterhaltung wogte lebhaft in den Reihen auf und ab, und von der Gallerie ertönten die Zimbeln und Posaunen zu den schöngefügten Reden, welche Thies von der Recke und der Markgraf von Hessen-Homburg hielten.

Mehr denn 14 Gänge hatten die Runde gemacht und die weingefüllten Silberkannen waren vielfach auf und abgewandert. Die

Kammerjunker von Torf und von Bistram, welche heute den Dienst bei der herzoglichen Tafel versahen, standen bereits mit Handwasser und Mundglas zur Seite des Herzogs und des Kurfürsten.

Der fürstliche Truchseß von Bockum gab Befehl, die letzte Schüssel aufzutragen und schaute bedenklich nach der Uhr, deren Zeiger schon längst die anberaumte Ausbruchsstunde überschritten hatte.

Blasius stand voller Amtswürde an dem Haupteingange des Bankettsaales und hielt seinen goldbeschlagenen Stab stolz im Arm. Die Jahre hatten diesen Mann nicht sehr verändert, nur daß sie ihn breiter an Gestalt und grau an Haar und Bart werden ließen; trotzdem stand er kerzengerade da, und das breite, goldbetreفته Wand über der Brust gab ihm ein stattliches Aussehen.

„Meiner Treu!“ brummte er, „wenn's noch lange so fortgeht, so vergessen die Herrschaften die Jagdstunde! Die Sonne rückt immer höher hinauf, noch fließt der Wein in Strömen und der Jubel will kein Ende nehmen, derweilen ich hier in Trockenheit verschmachte! Spute Dich, Kämmerling!“ rief er einem Pagen zu, der mit halbgefüllter Schüssel an ihm vorbeieilte, „daß der letzte Gang bald zu Ende sei! Denke an meine armen Beine, die sich seit 5 Stunden nach Ruhe sehnen. Dazu regt mich noch des Doctors Durst auf!“ sprach er leise für sich, als der Page fort war. Wer doch auch Doctor wäre! Das ist aber nicht so bald gethan!“ seufzte Blasius und wurde aufmerksam auf einen Tumult, der sich draußen erhob. Drohend schwang er seinen Stab gegen das offene Fenster, um den Lärm zu dämpfen, denn auf dem Burghof ging es geräuschvoll her, und lautes Stimmengewirr, das durch die Fenster hineinschallte, unterbrach oft die lebhafteste Unterhaltung im Bankettsaale. —

Gewieher von Pferden und Hundegebell vermischten sich mit den Commandorufen der Forstbedienten, und aus dem Chaos von Lachen, Peitschenknall und Hörnerblasen ertönte das Gekreisch der gezähmten Falken. Auf dem Hofe sah es wunderlich genug aus! Jagdbediente liefen eilig hin und her, eine Anzahl Sänstenträger hatte sich um eine Gruppe von Jägern versammelt, die Mühe hatten, die Falken und Hunde in Ordnung zu halten. In

einem Winkel des Hofes, dicht am Eingang zur Küche, lagerte eine Schaar Bedienter, die dort Speise und Trank empfing. In einem Seitengange aber, an einen Pfeiler gelehnt, stand Jan Laps, der Müller, mit gerunzelten Brauen, und verschmähte Speise und Trank aus den Händen der Bedienten, die ihn ebensowenig leiden mochten, als er ihnen hold war. Jansche Kalning, dem er sich als Gehilfen angeboten, trat jetzt zu ihm und bot ihm einen Trunk aus seiner Flasche; allein Jan wies sie rauh zurück und fragte kurz:

„Habt Ihr nicht die Else im Gefolge der Prinzess Sophie Charlotte gesehen?“

„Ich sah sie unlängst den Weg durch's Thal hinab steigen,“ entgegnete der Hundewärter; „weiß Gott, Jan, das bleiche Gesicht des Mädchens hat so Etwas von dem der Frau, — na, Ihr wißt schon, wen ich meine! Ich denke nicht gern an die Unglücksnacht!“

„Weiß schon, alter Narr! Doch welchen Weg nahm sie?“ rief Jan ungeduldig und war bereits im Begriff, auf das Thor loszuschreiten.

„Das lasse ich ungesagt!“ entgegnete Jansche; „doch soll ich Euch als Gehilfen zählen, so laßt uns zuerst die Hunde fester koppeln! Die Racker werden rebellisch untereinander!“

Jan verließ brummend den Platz und folgte dem Hundewärter, der eilenden Schrittes davonging. —

Vor ihrer Hütte saß die alte Margarethe zusammengekauert auf der Schwelle. Die Gestalt der Alten war merklich zusammengeschumpft, und die sonst so klaren Augen waren in ihren Höhlen eingesunken. Tiefe Furchen durchzogen das hagere Gesicht, und der gekrümmte Rücken deutete auf außerordentliche Hinfälligkeit. Die zitternden Finger zupften an einem Bündel Heede, das zu ihren Füßen lag; ihr zur Seite saß mit aufgerichtetem Kopf und gespitzten Ohren Straul, der große Schäferhund, den sie durch sorgsame Pflege vom Tode gerettet hatte, und der sie nun nicht mehr verließ.

Die Hütte lag unmittelbar an der Landstraße und war von

einem Gemüse- und Obstgärtchen umgeben. Ein Haferfeld grenzte daran, und einige Lämmer, die am Wegestrand weideten, machten den Reichthum der Wittve aus.

Skraul schien gespannt auf die Landstraße zu blicken, stieß plötzlich ein kurzes Gebell aus, das in ein Freudengeheul endete und sprang mit langen Sätzen den Gartenpfad hinauf, um einen langersehnten Gast zu bewillkommen.

Margarethens matter Blick erkannte die Gestalt, die eilenden Fußes, von Skraul begleitet, daherslog, und ein glückliches Lächeln verklärte die verwitterten Züge der Alten.

„Großmütterchen!“ rief Else, indem sie weinend niederkniete und ihre Arme um den Hals der Alten schlang, „hier bin ich! O, wie habe ich mich gesehnt, wieder bei Dir zu sein!“

„Ich wußte es wohl, mein Kind!“ nickte Margarethe, „daß Du es bist, die zu mir kommt! Es giebt keinen Menschen auf der weiten Welt, dem der Skraul so freudig entgegenspringen würde! — Auch hat mir geträumt, daß ich Dich wiedersah, aber eine Glorie, wie helles Feuer, umfloß Dein Haupt, und ich sah Dich gebeugt über eine sterbende Gestalt. Ich weiß nicht, mein Kind, war es die meinige oder die eines Mannes, der vor Dir am Boden lag, und den Du mit gerungenen Händen voll Verzweiflung bejammertest. — Ich empfand einen heftigen Schmerz. Der Schreck machte mich munter. Ich schaute auf, und die hellen Sonnenstrahlen, die durch das Fenster mir ins Gesicht fielen, mögen diesen Glanz und Schmerz zugleich hervorgebracht haben!“

„O, Altmütterchen, könnt' ich bei Euch bleiben und Euren Schlaf bewachen!“ rief Else; — „doch Ihr selbst habt mich ja hinausgehen heißen in die Fremde, damit ich klug und anständig werde unter den vornehmen Leuten!“

„Ja, ja, Else, mein Kind!“ flüsterte die Alte; „mußt's werden, mußt unter ihnen bleiben, gehörst ja zu ihnen, bist auch vornehm und was Großes!“ sagte sie, wie in Gedanken versunken, und legte die unterbrochene Arbeit bei Seite.

„Großmütterchen!“ rief Else und legte die Hände der Alten

in die ihrigen, „sag's mir jetzt, was Du so oft verheißen, mir nach dem Tage meiner Einsegnung zu enthüllen! Der Tag ist gekommen, Pastor Guldenius hat den Segen über mich gesprochen. Ich habe die Kinderzeit hinter mir und will Alles, Alles verschweigen, was Du mir zu offenbaren gedenkst, wenn es sein muß!“

„Ja, Kind, das ist's eben, was mich so bedrückt,“ murmelte die Alte, „daß ich's nicht zu sagen vermag! Mein Lebtag habe ich mich abgemüht, Aufschluß zu erhalten. Aus dieser Gegend müssen Deine Eltern nicht gewesen sein, denn wie ich auch forschte, was ich auch unternahm, es war Alles umsonst, Alles vergebens! — Mein armes Herz!“ fuhr sie fort und ihre bebenden Finger streichelten das blonde Haupt des Mädchens; „selbst unter den Vornehmen forschte ich im Stillen, denn die Dienerschaft ist stets vertraut mit den Familienverhältnissen ihrer Herren. — Freilich, später wurde ich immer lässiger, und daß Du es nur weißt, Kind“ — ihre Blicke maßen die zierliche Gestalt Elsens, — „ich fürchtete, Dich zu verlieren, Dich, den Sonnenschein meiner einsamen Tage! Man hätte Dich mir nehmen können! Das war ein schrecklicher Gedanke für die alte Margarethe, und sie wurde immer saumseliger, immer ängstlicher, und ihr altes Herz klammerte sich an das einzige Wesen, das sie liebte und das ihre Liebe groß gezogen hatte. — So blieb Deine Geburt dunkel! — Doch je älter Du wurdest, desto mehr sah ich ein, daß ich eine große Sünde begangen, Dich zu mir in den Staub herabzuziehen. Du mußtest hinaus zu denen, die Deinesgleichen sind, Du durftest nicht mit dem plumphen, heimtückischen Laps, der Dir nachstellte, dieselbe Lust einathmen; ich mußte Dich fortschicken, weit von ihm, dessen böses Herz keinen Funken von Liebe und Dankbarkeit für mich hat, dessen Gott der Eigennuß und dessen Seele die Selbstsucht ist!“ —

Margarethe schwieg erschöpft und fuhr mit ihren zitternden Fingern über die gefurchten Wangen. Sie hatte sich mühsam an Else emporgerichtet, und diese hielt sie umschlungen, während sie leise den Kopf des Hundes streichelte, der sich an sie schmiegte. So standen Beide, die Jugend und das Alter, in trauter Eintracht bei

einander, Hand in Hand, und achteten nicht darauf, daß ein Paar wilder Augen auf ihnen ruhten und ein rothbehaarter Kopf sich aus den Fliederbüschen hervorzwängte, um jedes ihrer Worte erhaschen zu können. Das leise Anurren und das gesträubte Haar Skrauls erregten endlich Else's Aufmerksamkeit. Sie blickte nach der Richtung hin und trat erschrocken zurück, als Jan sich mit gewaltigem Sprunge zu ihnen herüber schwang und dicht vor Beide hintrat; die Glieder des Hundes zuckten krampfhaft; mit funkelnden Augen legte er sich auf den drohenden Zuruf der Alten zu deren Füßen nieder und nahm so dem Müller die Möglichkeit, näher zu kommen. „So gut meint Ihr es mit mir, Altmutter!“ lachte Jan höhniſch, „und dann wollt Ihr für diese böse Saat Dankbarkeit und Liebe von mir ernten? dem Mädchen da setzt Ihr eitle Dinge in den Kopf, mich aber beschimpft und verunglimpft Ihr, die Ihr mit den Füßen schon am Grabesrande steht! — Schämt Euch, alte Unke, daß Ihr Unglück über Euer eigenes Blut zusammenkrächzt! Der Else habt Ihr von früher her den Haß gegen mich eingepfimpft!“ knirschte Jan, und die breite Narbe auf seinem Gesicht nahm eine blutrothe Farbe an; „längst schon wäre sie mein Weib, wenn Ihr nicht in Ihr den Hochmuthsteufel groß gezogen hättet! Eure Fajeleien von großen Herren und vornehmer Sippe machen das Mädchen hochmüthig und lassen sie auf einen Junker hoffen — wenn nicht gar auf einen Prinzen!“ setzte er, mit boshaftem Lächeln auf Else weisend, hinzu.

„Bist Du gekommen, Du Lasterer,“ rief Margarethe, „um mir den glücklichen Augenblick zu vergiften? — Seit die Else fort ist, betrat Dein Fuß die heimatliche Schwelle nicht, und ich hätte verderben und sterben können, ohne daß Du auch nur den Kopf nach mir gewandt hättest. — Was führt Dich jetzt zu mir, Du Unhold? —“

„Ein kluger Gedanke!“ lachte Jan; „ich wollte die Else vor Euren Bestridungen warnen, damit sie nicht gänzlich mit Leib und Seele dem Hochmuthsteufel verfallt! Ich wollte ihr sagen, daß es mit dem vornehmen Blute nicht weit her ist, daß sie das

Kind eines schwedischen Soldaten ist, der sie ohne Gewissensbisse der sterbenden Mutter zurückließ!"

"Beflecke Deine Seele nicht durch eine schwarze Lüge, Jan!" zürnte die Alte; „denk' an Dein letztes Stündlein, vor welchem auch die Jugend nicht sicher ist, denn wir Beide können ja an einem Tage sterben, und ich nehme Dich gerne mit mir hinüber in die andere Welt, damit die Else vor Dir geschützt ist!" Hochaufgerichtet stand sie da und streckte ihre knöcherne Hand über das Haupt ihres Enkels, während Else das blasse Antlitz in beiden Händen verbarg.

"Das Alter hat Euch die Sinne verwirrt!" lachte Jan mit bleichen Lippen und ballte krampfhaft die Faust.

"Jan!" flüsterte Else und trat bittend vor ihn hin, „bin ich auch das Kind des letzten Frohnknechtes, so böse hat mein Vater nimmer an mir und meiner Mutter handeln können! Nenne mir ihn, und ich will Dich segnen!"

Jan blickte scheu in die thränenverschleierten Augen des jungen Mädchens, und einen Augenblick zuckte es wie ein Strahl der Rührung über seine rohen Züge; dann sagte er rauh:

"Was weiß ich's, einer von den Schweden war's! —" Dann sann er einen Moment nach und fuhr rasch fort, als wollte er über einen peinlichen Gedanken hinwegkommen, „denn von den Schweden mußt Du wohl abstammen! Deine Gestalt erinnert an jene Frau, die in der Nacht zu Jansche, dem Hundewärter, kam und Dich dort sterbend hinterließ. Auch siehst Du ihr ähnlich, wie ein Tropfen dem andern, und oftmals, wenn Du so starr und schweigsam vor mir stehst, meine ich, das todte, steinerne Antlitz Deiner Mutter zu sehen! —" Er wischte sich mit der Hand hastig den Schweiß von den Stirne.

"Das Grab der todten Frau, sagte er, hat der Jansche gegraben, und wenn es nicht zu sehr von den Weiden überwachsen ist, so findest Du es noch unter denselben in der Einfriedigung am Hause des Hundewärters."

"O, ich will es finden!" rief Else, „ich will es suchen, und

sollte ich Tag und Nacht darnach forschen müssen! Bei dem Hundewärter, sagt Ihr? O, habt Dank! Ich brauch nichts mehr, denn ich weiß jetzt, wo ich die schlafende Mutter zu suchen habe!" Und Else faltete die Hände und schaute dankerfüllt zum Himmel auf.

Der Müller starrte noch eine Zeit vor sich hin und gewahrte nicht, daß der Hund die Schwelle nicht verließ, mit glühenden Augen jede seiner Bewegungen beobachtete und sich erst dann erhob, als Jan bereits die Landstraße erreicht hatte.

„Noch Eins, Elslein!" sagte die Alte und unterbrach den Gedankengang des Mädchens, außer dem Hentkelpfennig, den Du um den Hals trägst, habe ich noch zwei Dinge in den Kleiderfalten der todten Frau gefunden. Es ist ein schöngesticktes Tüchlein und ein kostbar getriebener Silberbecher von wunderbarer Arbeit."

„Seht's nur auf, Großmütterchen, bis ich wiederkomme!" entgegnete Else und geleitete Margarethe in die Hütte. —

Zwei Reiter kamen im scharfen Trabe daher, und Laps erkannte den Amtmann und seinen Sohn, welche ebenfalls nach Doblen zur Jagd wollten. Beide hielten vor Margarethens Häuschen an, und Jan sah, wie der Alte dem Sohn die Zügel seines Pferdes zuwarf und raschen Schrittes durch die Gartenthür in's Haus eilte.

Unwillig blieb Jan stehen, und Hermann Lustt erkannte in ihm den Kornhändler, welcher in Neuenburg mit dem Hausmeister in Unterhandlung gestanden hatte, denselben Mann, der sich dort eine geraume Zeit aufgehalten, der ihm in Wald und Flur begegnet, auch unter den Armen und Kranken zu sehen war, die nach Neuenburg kamen, um sich vom Amtmann Arznei und guten Rath zu holen. Die Blicke der beiden Männer begegneten sich, und der Jüngling schaute den Müller, der, statt weiter zu gehen, stehen blieb, erstaunt an.

„Habt Ihr ein Anliegen?" fragte Hermann und ritt ihm einige Schritte entgegen; „man schaut sonst den Leuten auf der Straße nicht starr in's Gesicht, wenn man nicht dabei einen Zweck verfolgt."

„Könnt schon Recht haben, gelahrtes Herrlein, mit dem Zweck! Ich sehe mir nur den an, mit dem ich mal auf meine Weise Bekannt-

schaft zu machen gedenke!“ lachte Jan höhnisch und piff die Weise eines Bauerntanzes vor sich hin.

„Es scheint, Bursche, daß mein Peitschenstiel denselben Gedanken mit Dir hat, denn ich bemerke, daß er sich seltsam zu Dir hinüberneigt!“ sagte Hermann, empört über die Frechheit des Müllers. „Jeden Händelsucher wehre ich mit dieser da ab, und ist er etwas Besseres, als solch ein Strolch wie Du, so leistet mein Hirschfänger dieselben Dienste, und manchem schlimmen Wicht habe ich schon auf diesem Wege Respect einzulösen gewußt! — Macht übrigens, daß Ihr fortkommt, der Amtmann, mein Vater, versteht keinen Spaß, und würde er Eure Unverschämtheit gewahr, so könnte er aus meiner Drohung Ernst machen.“

„Kommt eine Zeit, schöner Herr, wo Ihr anders von mir denken sollt, Ihr und Euer hoher Vater!“ rief Jan hohnlachend; „vergeßt diesen Augenblick nicht, und der Else will ich ihn ebenfalls in's Gedächtniß rufen!“ Er wandte sich und ging mit langsamen Schritten den Weg nach Doblen hinauf.

Daß der Name des jungen Mädchens von so rohen Lippen zu ihm herüber tönte, machte den Jüngling bestürzt, und mit Erstaunen wurde er gewahr, daß ein Zusammenhang zwischen Else und dem Burschen bestehen mußte. Dieser Gedanke mochte den Amtmannssohn unangenehm berühren; es war ihm zu Muth, als schwände der Nimbus, mit dem er bereits das Wesen des jungen Mädchens verklärt gesehen, dahin, und ein eigenthümliches Gefühl von Scham und Schmerz durchbebt seine Seele. Sein Vater war dem jungen Mädchen mit Achtung und Liebe zugethan, ja er hatte sich so an die lichte Erscheinung Elsens gewöhnt, daß er sie überall vermißte. Und nun, in welch' freundschaftlicher Beziehung konnte wohl Else mit ihren idealen Anschauungen zu dem Burschen stehen, der fast mit Geringschätzung ihren Namen genannt?

Diese Gedanken bestürmten Hermann und machten ihn besorgt für die Zukunft Elsens.

Heute, wo der Amtmann an der Hütte der alten Margarethe vorbei kam, war es ihm ein Bedürfniß gewesen, dieselbe zu sehen

und ihr einen Gruß von Else zu bringen; denn er hatte keine Ahnung, daß die Letztere bei der Falkenjagd im Gefolge der Prinzessin anwesend sei.

Margarethe hatte einen Freudentag, denn die wenigen Menschen, die sie liebte, waren heute unter ihrem Dache versammelt; Lust war auf's Freudigste überrascht, seinen kleinen Liebling bei der Großmutter wiederzusehen. Die Zeit war zu kurz, um lange verweilen zu dürfen, und der Amtmann trieb zur Eile an, da er Else in's Schloß geleiten wollte, das noch einige Werst entfernt lag.

Hermann berührte es eigenthümlich, Else an der Seite des Vaters den Gang heraufkommen zu sehen, und einen Augenblick stieg ein freudiges Gefühl in seinem Herzen auf, diesen Moment als glücklichen zu preisen. Er unterdrückte jedoch seine Regung, stieg vom Pferde und begrüßte das junge Mädchen mit freundlicher Höflichkeit.

Else aber war in so trübe Gedanken versunken, daß sie Nichts von dem wahrte, was um sie her vorging. Ihr ganzer Sinn war befangen durch das drückende Bewußtsein, zu den Namenlosen zu gehören, und tiefe Traurigkeit prägte sich auf den bleichen Zügen der Jungfrau aus.

Der Amtmann hob sie auf sein Roß und legte die Zügel in seines Sohnes Hände, während er sich auf's andere Thier schwang.

„Nun, sei Du der Ritter, der sein Burgfräulein heimgeleitet!“ lachte er; „wir können das Elskein doch nicht neben uns her laufen lassen, wenn wir es in's Schloß geleiten!“

Hermann nahm stumm die Zügel und schritt langsam seiner Reiterin zur Seite, die in der That mehr einem Burgfräulein oder einer Waldnymphe glich, als dem Kinde eines schwedischen Soldaten.

Eine kleine Strecke mochten sie selbänder gezogen sein, als der Jüngling zu Else hinauffah und entschlossen begann:

„Habt Ihr, Jungfer Else, einen Verwandten, der sich zuweilen zu Eurer Großmutter in's Haus begiebt, wenn Ihr anwesend seid?“

Seine Stimme klang rauh und hart, so daß Else erschrocken auffuhr; denn in so unsanfter Weise hatte er sie selbst damals nicht angeredet, als er ihr bei der ersten Begegnung die Zügel zuwarf.

„Ich stehe ganz allein in der Welt und kenne nur Margarethe als die Beschützerin meiner Kindheit,“ sagte Else traurig und sah vor sich nieder.

„So habt Ihr keine Gemeinschaft mit jenem Burschen, der aus der Hütte Eurer Großmutter zu kommen schien?“ forschte Hermann weiter.

„Jan Laps, den Müller, meint Ihr?“ fragte Else und schien noch immer nicht das Forschen des jungen Mannes zu begreifen; „er ist ein Enkel der alten Margarethe, von mir jedoch kein Verwandter. Mein Geschick stellte ihn mir aber als Gespielen meiner Kindheit zur Seite, und zwar ohne mein Verschulden.“ Else sah bestürzt auf die gerunzelte Stirn ihres Begleiters, der eine augenblickliche Regung der Reue und Scham, die sich seiner bemächtigten, nicht unterdrücken konnte.

„Wollt Ihr mir einen Dienst erweisen, Else“, sagte er hastig, „so duldet es nie, daß Jener auch nur Euren Namen über seine Lippen bringe!“

„O, Herr, wie vermag ich das! Der Unreine schmückt sich stets mit Dingen, die nicht zu ihm gehören. Und wie soll die einsame Haideblume sich vor dem giftigen Reif hüten, wenn sie schirm- und schutzlos auf freiem Felde dasteht?“

„Else!“ sagte Hermann tiefbewegt, „ich that Euch weh! Ihr seid besser, viel besser, als ich! Eure reine Seele kennt den Neid und die Selbstsucht nicht. Ich aber will Euch unangetastet sehen! Ihr sollt geschützt sein vor jedem Gifthauch, doch vertraut Euch mir an, seid offen gegen mich, ich bitte Euch darum, ich beschwöre Euch um Euret- und meinetwillen!“

Er hatte eine ihrer Hände gefaßt und sah sie mit leidenschaftlichen Blicken an.

„Es ist nicht gut, Herr, daß Ihr Euch um meinetwillen Mühe macht!“ sagte Else traurig; „Euch steht die Welt offen und es wäre schlimm, wollte ich mich an Eure Fersen heften und Euren Flug hemmen; eine Gemeinschaft zwischen uns kann keine segensreiche sein, und deshalb müssen sich unsere Wege für immer trennen.“

Ich bin zu gut, um Euer Spielzeug zu sein, und zu niedrig, um Euer Weib zu werden!“

Fahle Blässe bedeckte das stille Antlitz des Mädchens, und sie preßte tiefaufathmend die Hand auf's Herz.

„Ist das Dein letztes Wort, Mädchen?“ rief Hermann und seine Augen hefteten sich mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes auf die gebeugte Gestalt Elsens.

„Es ist mein letztes!“ sagte diese tonlos; „doch laßt uns das Pferd antreiben! Euer Vater hat eine große Strecke vor uns gewonnen; ich bitte Euch an jenem kleinen Pfade stillzuhalten, der in den linken Flügel des Schlosses führt. Ich gelange früher dort hin, derweil Ihr auf der Landstraße in die Burg reitet!“

„Nun Rittersmann!“ rief Lufft, „Deine Dame entzieht sich so zeitig Deiner Begleitung?“

„Vielleicht auf immer!“ murmelte Hermann düster; „dahin, Alles dahin!“

Else dankte stumm und reichte dem Amtmanne die Hand hinauf.

„Nun Kleine, auf Wiedersehen im Waldesgrün!“ rief dieser, „doch siehst Du übel aus, mein Kind! Ich glaube, die Großmutter hat Dir das Heimweh mitgegeben. Behüt' Dich Gott, um ein Kleines sind wir wieder beisammen!“

Und sein Pferd anspornend, flog er dahin, gefolgt von seinem Sohne, der keinen Blick mehr nach Else zurücksandte.

Auf einer grünen Au, rings von Höhen und Wäldern umgeben, war der Ruhepunkt für sämtliche Jagdgenossen des fürstlichen Hauses; rothe und blaue Zelte boten Schatten für die Ruhebedürftigen; Pagen und dienstthuende Frauen eilten hin und her, den Erschöpften Erfrischungen und kühlende Getränke zu reichen. In kleinere und größere Gruppen hatten sich die Jagdlustigen zerstreut; den Falken auf der feinbeschuhnten Hand, bestiegen die stolzen Edeltrauen ihre schöngezäumten Kofse und sandten ihren

raublustigen Vogel in die Lüfte, wo er seine Beute erhaschte oder einen andern Falken bekämpfte und ihm den Rang ablief.

Ein Treibjagen auf die gehörnten Thiere des Waldes hatte den Herzog und seinen hohen Gast müde gemacht, und in einem der schönsten Zelte saß er mit demselben beim Schachbrett und suchte die feinen Combinationen seines Schwagers durch Aufbieten seines ganzen Scharfsinns zu Nichte zu machen.

Tiefes Schweigen herrschte zwischen Beiden, und das laute Reden des Markgrafen von Hessen-Homburg, der dem Thies von der Rede die schwierigsten Fragen der Kriegskunst zu erklären suchte, störte durchaus die eifrigen Schachspieler nicht, und als gar der Markgraf, zur Bekräftigung seiner Rede, sein hölzernes Bein hart auf den Boden stieß, und Thies erschrocken zum Herzog hinübersah, lächelte dieser schalkhaft und spielte ruhig weiter.

Draußen schallte noch immer das „Strauja*)“ der kurischen Jäger, die sich mit den kurfürstlichen Cavalieren in die Schluchten und Thäler des Waldes vertieften; einzelne Schüsse in der Nähe und aus der Ferne, Jagdfanfaren und Hundegebell tönnten herüber!

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, und noch immer nahm das Jagen durch Wald und Flur kein Ende; hier kehrte eine lustige Schaar junger Edelleute, unter Lachen, Sang und Klang, reich mit Beute beladen, zurück; dort standen einige Cavaliere in eifriger Unterredung und entschieden unter einander, welcher von den Hunden, ob die „Maje“ des Grothuß, oder der „Perkohn“ des Fölkersahm geschulter und jagdgerechter ihre Pflicht erfüllt, oder ob die ganze Meute des Hundewärters Jansche den Rehbock schußgerecht angetrieben. Alles dies wurde jetzt in einem der Zelte beim Humpen Wein gründlich erörtert.

Eine Cavalcade reizender Frauen, hoch zu Roß, nahte von der andern Seite, umgeben von ihren Rittern und Pagen. Mit hochgerötheten Wangen erzählte Fräulein von Puttlig, daß ihr Falke

*) Hallali oder Jagdruf der kurischen Jäger.

dem des Kammerherrn von Torf den Garauß gemacht, und siegestolz hielt die Freiin von Bistram ihren Vogel auf der Hand, der mit gesträubten Federn, die Kappe auf seinem zerzausten Haupt, an den Wunden litt, die er in der Luft von Seinesgleichen empfangen. Auch galt es hier, darzulegen, wer zum Schusse gelangt, und manche komische Scene gab es unter den Jägern, die das Unglück gehabt, fehlzuschießen. Den besten Schuß aber hatte Prinz Alexander gethan und außerdem einen großen Reiher, und einen Habicht erlegt; beide Thiere waren von seltener Schönheit und vom Prinzen für die Karitätenkammer zu Neuenburg bestimmt. Einige friedliche Jagdgenossen, mit weniger mordlustiger Gesinnung, streiften in harmlosem Geplauder auf den schattigen Waldwegen umher, und wieder Andere, denen es um einen Blick in's Weite zu thun war, bestiegen die grünen Anhöhen, um von hier aus das bunte Treiben im Thale zu beobachten. So lagerten denn die Damen und Cavaliere in malerischen Gruppen auf den lustigen Höhen, und Gesang, Becherklang und fröhliches Lachen tönten zu Denen hernieder, die behäbig in den Zelten der Ruhe pfl egten. In langgezogenen Tönen verhallten die Jagdfanfaren im Walde, und der letzte Troß von Jägern und Buben zog heim mit der reichen Beute des Tages.

Drüben auf dem Bach, im Schatten einer Erle, schaukelte ein Kahn auf den leichtgekräuselten Wellen; ein Fischer saß in demselben und hielt die Angelruth'e weit über's Wasser hinaus. Tief in Gedanken verloren, schaute er in die goldenen Strahlen der scheidenden Abendsonne, die sich auf der Fluth wiegten. Oben im blauen Aether sang die Lerche ihr Abendlied, und unten stimmten die Frösche lustig ein. Das Summen und Schwirren in der Luft, das Zirpen und Wispern im Grase wurde immer leiser und leiser; nur noch der Storch klapperte eintönig im Röhricht.

Büchse und Jagdgeräth lagen am Boden des Kahnes; dem Jäger, dem das Waidmannsglück im Walde nicht hold gewesen sein mochte, schien es auch nicht um die Beute im Wasser zu thun zu sein, denn bald lag die Angelschnur ueben ihm und er schaute

gespannt durch die Lichtung, welche einen Blick auf den Zeltplatz gewährte. Das knappe Jagdhabit schloß sich ihm eng an und ließ seine schlanke und doch kräftige Gestalt vortheilhaft hervortreten. Der Hut mit dem Waidmannszeichen war tief in die Stirn gedrückt und beschattete ein Paar glänzender, rehbrauner Augen, die, von dunklen Brauen überwölbt, sorgenvoll vor sich hinschauten. Das jugendliche, etwas dunkelgebräunte Gesicht trug, trotz seiner weichen Linien, doch einen Zug von Bitterkeit und Ironie um Mund und Kinn, und die feste, stolze Haltung des jungen Mannes ließ auf Troß und Energie schließen.

Es war Hermann Lufft, der an der Seite seines Vaters sich beim Treibjagen wacker gezeigt und das letzte Falkensteigen, bei welchem Prinz Alexander Sieger geblieben, verlassen hatte. Sein Vater, der eine Abtheilung Leute in's Schloß geführt, war mit ihm in den Wald zurückgekehrt, worauf Beide, einen Seitenpfad verfolgend, an den Bach gelangten. Hier hatte Hermann seinem Vater bald nachzukommen versprochen, um ihm bei den Zurüstungen zu helfen, die für die Heimkehr des Jagdzuges angeordnet waren; unterdessen wollte er auf dem Wasser mit Angeln sich vergnügen. Der Vater war tiefer in den Wald hineingegangen, um dort den letzten Troß zusammenrufen zu lassen, und Hermann schaukelte sich im Rahne, als er zu seiner Ueberraschung bemerkte, daß man von hier durch eine kleine Lichtung fast den ganzen Zeltplatz übersehen konnte. Er wollte es sich nicht eingestehen, daß ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht antrieb, sich nach Else umzusehen, welche er den Tag über nicht unter den Frauen und Edeldamen bemerkt hatte; die Erinnerung an die letzte Begegnung mit ihr ging ihm nicht aus dem Sinn und bedrückte schwer sein Gemüth.

„Wo sie wohl weilen mag?“ fragte sein Herz, und das Mißtrauen lächelte ironisch dazu; „vielleicht hat der rothhaarige Wicht eine Unterredung mit ihr und sie hört ihn an, aus Furcht vielleicht, oder wohl auch aus anderen Gründen; vielleicht ist's auch der Prinz, der es sehr eilig hatte, in's Damenzelt zu gelangen, um nach der Prinzess zu fragen!“

Zweifel, Liebe, Reue, Sehnsucht marterten die Seele des Jünglings, und er konnte sich nicht Rechenschaft geben über die unzerreißbaren Bande, die ihn an jenes unbekannte, unbedeutende Wesen fesselten; seine glänzenden Zukunftspläne und hochstrebenden Gedanken schwanden in Elsens Gegenwart. Er hatte sich den glücklichen Augenblicken, welche er in der Nähe des Mädchens verbrachte, ganz hingeeben und die Zukunft vergessen. Er sollte des alten Guldenius Lieblingswunsch erfüllen und dessen reiches Schwesterkind als Gattin heimführen. Dies Alles trat in den Hintergrund, wenn er in Elsens tiefblaue, wehmüthig blickende Augen schaute, wenn sich die lieblichen Züge des jungen Mädchens zu einem Lächeln verklärten bei den lustigen Schilderungen seiner Studienzeit. Der stille, unterdrückte Schmerz aber, der wie ein Schleier über dem seltsamen Wesen lag, dieser dehmüthige, oft auch stolze Liebreiz machte sie ihm mit jedem Augenblick theurer; jedes kindlich einfache Wort, das über ihre Lippen glitt, war ihm eine Offenbarung der reinen, keuschen Mädchenseele und er war auf dem Wege, es sich endlich einzugestehen, daß die tiefe Verehrung, die er für sie fühlte, einer heftigen Leidenschaft Platz gemacht hatte.

Und nun? dieses plötzliche Abwenden des Mädchens, nachdem sie ihm schon mancherlei Beweise des Vertrauens oder wohl gar der Ergebenheit gegeben; die etwas schroffe Weise, in der er sich des Müllers wegen an sie gewandt, konnte sie unmöglich zu dem alle Hoffnungen vernichtenden Schritt getrieben haben.

Es war ihm nicht entgangen, daß Else unter dem von ihr gemachten Ausspruch ganz unverkennbar gelitten hatte und daß sie alle Seelenkräfte zusammengerafft, um ihren Entschluß auf diese bestimmte Weise zu bekräftigen.

„Sollte sie vielleicht des Prinzen Annäherung begünstigen?“

Dieser Gedanke trieb ihm alles Blut zu Herzen, seine Brauen zogen sich finster zusammen, seine Stirn glühte; den Hut warf er auf den Boden des Rahnes und strich sich mit der Hand schwerathmend durch die wirren Locken.

„Nein, dieser Gedanke ist niedrig, ist feige! Ich habe sie zu-

rückgeschreckt durch meine schroffe Weise; ich bin zu heißblütig, die Selbstsucht treibt mich zum erbärmlichsten Mißtrauen! Ich bin ein Thor! Morgen sollen sie, die es gut mit mir meinen, die mein Glück, mein Wohl beschlossen haben —“ er lächelte bitter vor sich hin — „Mein Glück! — Morgen sollen sie Alles von mir erfahren! Der Vater ist ihr gewogen, doch die Schwestern sind stolz, sind die Freundinnen der Marie. Und doch muß es sein! Die Marie kennt mich nicht, sie versteht mich ebenso wenig, wie ich sie! Sie würde kein Glück an meiner Seite finden und ich, oh ich würde, wenn ich Else aufgebe, grenzenlos elend sein! — Nein, fort mit aller unwürdigen Bedenklichkeit! Ich will von Euch Nichts, mein Glück erkämpfe ich mir selber, selbst ist der Mann! Ich werde Dich gewinnen, Du süße, holde Mädchenblume!“

Und wie Sonnenschein zog es über sein erregtes Gesicht; rosige Zukunftsträume erfüllten seine Brust und ein glückliches Lächeln umspielte seine trotzigen Lippen; doch plötzlich wurden seine Träume unterbrochen.

Drüben am Waldessaume tauchten zwei schlanke Frauengestalten auf und eine dritte, zartere folgte in einiger Entfernung und glitt wie eine Sylphide hie und da am Abhang hin, um sich Blüthen zu einem großen Strauß zu sammeln. Ein kleines Hündchen sprang an ihr empor, und immer weiter vertiefte sich die Blumen sammlerin in die blühenden Abhänge. Die beiden Andern, die den Abhang hinausschritten und dort den Schatten einer großen Eiche aussuchten, die ihre Aeste weit über sie hinausstreckte, flüsternten vertraut mit einander.

Die scharfen Augen Hermanns erkannten die Prinzess Sophie und Barbara Blomberg, die ihren Weg hierher genommen; seine Blicke verfolgten auch die Blumen sammlerin.

Es war Else, die wahrscheinlich aus eigenem Antriebe oder auf Befehl der Prinzessin einen Kranz aus Wald- und Feldblumen wand; der Kranz, den Barbara in den Locken trug, mochte wohl auch aus den geschickten Händen Elsens hervorgegangen sein, denn dieselben weißen Blüthen, die jetzt Else zu einem zierlichen Ge-

winde zusammenschlang, schmückten das dunkle Haar Barbaras. Else war so vertieft in ihre Aufgabe, daß sie die dunklen Augen, welche sie unverwandt beobachteten, nicht bemerkte und ungestört fortfuhr, die Blüthen aneinander zu reihen.

Oben am Stamm der Eiche lehnte die schlanke Gestalt der Prinzess und hielt Barbara umschlungen.

Sie trug ein langes, wallendes Gewand, und das Hütchen mit der Reiherfeder hing an ihrem Arm.

Barbara lehnte sich, wie in tiefer Erregung, an die Brust der Prinzess, welche mit bewegter Stimme sprach:

„Und nun, Barbara, meine kleine Freundin, habe ich Dir Alles gesagt! Vergieb mir, daß ich es war, die Dir diese Botschaft bringen mußte. Ich wollte der offenen Proclamation zuvorkommen, mein theures Kind, ich wollte die Erste sein, die mit Dir gemeinsam Dein Leid trägt. Was für das ganze Land eine Freudenbotschaft ist, wird Dir ein bitterer Leidenskelch. Friedrich mußte dem Willen des Herzogs nachkommen, doch die Neigung zu Dir, meine süße Freundin, nimmt er wohl noch in die neue Verbindung hinüber. Edel und uneigennützig wie Du, bewahrt er Dir diese Neigung als treuer Freund und Bruder, wie Du ihm stets eine gute Schwester bleiben sollst mit uns Allen, die wir seine Geschwister sind durch die Bande des Blutes. — Sieh' Barbara!“ fuhr Sophie Charlotte fort, und schlang ihren Arm fester um die Freundin, als wollte sie diese vor Gefahr und Ungemach schützen, „sieh, mein Herz, die Höhe, auf welche wir durch die Geburt gestellt sind, ist oft eine Fessel unserer schönsten Empfindungen, eine Kette von Leid und Entsagung. Die angeborne Hoheit aber muß uns nun auch Kraft verleihen, die geistige Höhe zu bewahren, sie muß uns stark machen in Geist und Willen, und wohl Dir, daß Du es bist! Durch Deine Willenskraft gelang es Dir, die Tiefe Deiner Leidenschaft dem Prinzen Friedrich stets zu verbergen. Du hättest ihn schwach und muthlos gemacht, und es ist gut, daß er seit langer Zeit gewöhnt ist, in Dir die Schwester und Jugendge-

spielerin zu verehren. Habe Dank dafür, er kann mit leichterem Herzen den Willen seiner Eltern und den des Landes erfüllen!"

Barbara hing stumm am Herzen der Freundin, und kein Wort kam über ihre von Schmerz zusammengepreßten Lippen.

„Schau mich an, Barbara!“ fuhr Sophie fort und hob das bleiche Gesicht Barbaras zu sich empor; „ich habe bereits das, was jetzt über Dich hereinbricht, durchgemacht, und stehe nun zwar einsam, doch ruhig und getröstet da. Dir liegt der Sonnenschein des Daseins noch auf dem Lebenspfade, Du blühst als kaum erschlossene Rose noch in des Lebens Mai, ich aber habe die erste Jugendzeit überschritten und diesen Abschnitt des Lebenslenzes bereits hinter mir. Den ehrenvollen Antrag des Markgrafen von Bai-reuth habe ich zurückgewiesen, und mein Ohm, für den die Vermittelung dieser Verbindung ein Hauptzweck seiner Reise war, ist über diesen meinen Entschluß nicht wenig erzürnt. Die Wünsche meiner Eltern sind, bezüglich meiner Person, unerfüllt geblieben, und das würde mich schmerzen, wenn meine Geschwister nicht den Herzog und die Herzogin zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, und sie vergeben es mir wohl, wenn ich unvermählt bleibe. Meiner Pathe, der Aebtissin zu Herford, melde ich morgen, daß ich gesonnen bin, ihren Wünschen nachzukommen und einst, nach ihrem Ableben, den Platz einzunehmen, der mir längst von ihr bestimmt war. Die Religion und die Wissenschaft sind große, unwandelbare Güter, und wohl dem, der Befriedigung in ihnen findet, wenn das thörichte Herz mit seinen Wünschen an den unüberwindlichen Klippen der menschlichen Verhältnisse gescheitert ist. — Sprich zu mir Barbara, Dein Schweigen ängstigt mich!“ fuhr Sophie fort, nachdem sie sich eine Weile ihren Gedanken überlassen. Sie lehnte voll tiefer Besorgniß Barbara, die schweigend vor sich hin-starrte, gegen den Baum auf den grünen Rasen nieder, und, einige Schritte hinausstretend, rief sie angstvoll:

„Else, wo bist Du?“

Wie ein Vogel flog Else die Anhöhe hinauf.

„Else, mein Kind!“ rief Sophie mit fliegendem Athem; „im Zelt findest Du meine Gürteltasche, in der ein Riechfläschchen steckt! Hole mir dies und meinen Shawl, schnell, Mädchen, es thut Noth, doch schweige und eile!“

Else sprang behende wie ein Reh den Abhang hinunter und wollte den kürzesten Weg nehmen, um durch den Bach, der hier flach über Steine floß, schnell in das Zelt zu gelangen, als plötzlich die Gestalt des Müllers vor ihr auftauchte.

„Wohin, Else?“ rief er, „ich habe Dich gesucht und Dir den Hundewärter bestellt, hinsichtlich Deiner todten Mutter, Du weißt es ja! Sieh, daß der Jan nicht so böse ist, denn ich selbst will Dich zum Grabe begleiten.“

Else hielt einen Moment an, doch die Angst um das kranke Fräulein trieb sie vorwärts.

„Es ist gut, Jan!“ rief sie und wollte rasch weiter; „nicht jetzt, nicht jetzt! Ich habe Eile, ein ander Mal!“ Sie winkte mit der Hand und wollte in den Bach treten, als Jan sich ihr abermals in den Weg stellte. Ein unwürdiger Verdacht, der in ihm aufzutauchen mochte, bewog ihn, Else aufzuhalten, und, seine Büchse von der Schulter nehmend, sagte er, indem er sich auf dieselbe stützte:

„So, Du hast also keinen Augenblick Zeit, um zu erfahren, was Dir, wie es schien, so sehr am Herzen lag! Natürlich, Jungferchen, Dein Gespons, den Du bestellt, hat's nöthiger, und ich will doch sehen, wenn Du nicht kommst, ob er Dich hier suchen wird. — O, es ist ganz in der Ordnung, daß Du, um einer vornehmen Bekanntschaft willen, Deine Verwandten bei Seite schiebst. Nun ja, die vornehmen Leute sind sehr höflich und fein!“ lachte er höhnißch, „wenn sie irgend einen Zweck mit uns im Auge haben! Ein bürgerliches Püppchen ist ihnen oft nach Sinn; so lange es glatt und hübsch ist, verschmäht es selbst ein Prinz nicht. Ja, ja, die hohen Leute sind herablassend, thun sehr vertraut mit uns, um dann später desto schönder gegen uns sein zu können. — Siehst

Du, der Jan hat Recht, Märchen! Daher laß Dich warnen und kehre um!“

Else Bestürzung hatte dem Horn Platz gemacht und sie rief:

„Fort, Elender, schon zu lange lieb ich mein Ohr Deinen schlimmen Worten!“

„Ah, Gänseprinzessin!“ höhnte Jan; „so kommst Du nicht fort! Wir lassen ihn hierher kommen, damit Du gleich hörst, was Du von den Vornehmen zu erwarten hast!“

In diesem Augenblick traf ihn ein wuchtiger Schlag in's Gesicht und ein kräftiger Arm schleuderte ihn eine Strecke weit auf die Wiese hin. Jan stürzte zur Erde, und Else schaute entsetzt in die von Horn entstellten Züge des Amtmannssohnes; dann stürzte sie fort, unaufhaltsam in den Bach, um, von Stein zu Stein springend, das jenseitige Ufer zu erreichen. Die Bestürzung ließ sie aber nicht genau auf den Weg achten, der sonst nicht gefährlich war; mit fliegender Hast hatte sie fast das jenseitige Ufer erreicht, als sie auf einem schlüpfrigen Steine ausglitt und das Gleichgewicht verlor. Ein Sturz in's Wasser wäre unvermeidlich gewesen, wenn nicht ein kräftiger Arm sie plötzlich ergriffen hätte. Der Prinz hatte sie vom diesseitigen Ufer aus beobachtet, und mit großen Sähen war er herbeigeeilt, um Else im rechten Moment zu erfassen.

Er hob sie in die Höhe und sagte kurz:

„Schlinge Deinen Arm um meinen Nacken, Else, sonst schlagen wir Beide in's Wasser zurück!“

Else gehorchte wie betäubt und lehnte ihr Haupt halb ohnmächtig an Alexanders Schulter; sie fühlte den festen Druck seines Armes und das leise Beben seiner Finger, als würde ihm seine Last zu schwer. Noch ein kräftiger Sprung und er hatte das Ufer erreicht, das hier hoch und abschüssig war. Else stand einen Moment starr und regungslos da, dann sah sie, wie Jan höhnisch zu ihr hinüberwies und der Amtmannssohn mit untergeschlagenen Armen regungslos dabeistand.

„Die Prinzessin — Fräulein Blomberg — unter jener Eiche — erwarten mich!“

Das war Alles, was Else hervorbringen konnte und sie stürzte davon.

Jan hatte sich das Blut von der Stirn getrocknet und sah seinen Gegner mit den Blicken eines verwundeten Tigers an.

„Mit welchem Recht, Herr Adjunctus, schlägt Ihr mich?“ knirschte er und hob seinen Flintenlauf; „wenn ich jetzt nun dieses Blut mit dem Euren abwaschen wollte, was hinderte mich daran? Es wäre der beste Schuß, den ich heute gethan. Ich bin kein Frohntknecht und dulde keine Mißhandlung! Darum Aug' um Auge, Zahn um Zahn!“

Und er trat auf Hermann zu.

„Das wirst Du bleiben lassen, Bursche!“ fiel eine ruhige Stimme ein, und der alte Lufft nahm gelassen das Gewehr aus Jans Händen; „bist Du von Sinnen, Müller, meinen Sohn so anzufallen? Weißt Du, daß das Deine rechte Hand kostet, die Du mörderisch gegen ihn aufhobst?“*)

„Weiß, Herr Amtmann! Ich achte aber weder Haupt noch Hand, wenn es gilt, einen von den Blutsaugern des Volkes aus der Welt zu schaffen; der Herr Adjunctus hat's mich gelehrt, wie ich mit ihm umzugehen habe!“

„Schweig!“ donnerte Lufft; „das Gericht soll entscheiden!“ Und er wandte sich zu Hermann: „was hattest Du mit diesem Fuchse? — Sprich!“

„Der Herr Adjunctus nahm es schlimm auf,“ unterbrach ihn Jan höhnisch lachend, „daß ich der Else über ihre Falschheit und hren Hochmuth eine Predigt hielt. Die Dirne hält's nun einmal mit der höchsten Sippe, und nicht mit Euch!“ setzte er böshaft hinzu, „und daß ich wahr prophezeit, habt Ihr ja gesehen, denn ein Prinz trägt das Kammerzöfchen seiner Schwester nicht auf den Armen davon, wenn es nicht feine besondere Bewandtniß hat!“

„Der Bursche lügt!“ rief Lufft; „sprich, was ist's damit?“

*) Anm. Dieses Vergehen wurde, nach dem Gesetz, mit dem Abhauen der rechten Hand bestraft.

„Er sprach die Wahrheit!“ sagte Hermann düster, wandte sich und ging langsam in den Wald hinein.

„Dort kehrt sie mit dem Prinzen zurück, seht Ihr wohl!“ rief Jan triumphirend und zeigte auf Else und Alexander, die eilig über die Anhöhe hinweg auf den Wald zuschritten.

„Wer löst mir das Räthsel?“ sagte Lufft kopfschüttelnd; „sollte Else — —, doch nein, unmöglich!“

Und er folgte seinem Sohne in den Wald.

Jan nahm die Flinte über den Rücken und schlug den Waldpfad ein, auf dem Else und der Prinz verschwunden waren. —

Kapitel VII.

Im Amtmannshause.

Am Spinnrad saß Mine, des Amtmanns älteste Tochter; eine dürre Gestalt, an der bereits Frühling und Sommer des Lebens vorbeigeilt waren. Sie stand im Spätherbst und glich der Heckenrose, welcher der Sturm alle Blätter und Blüthen geraubt und ihr nur noch die Dornen gelassen hat. Indeß betrauerte sie die verschwundene Jugend nicht und blickte resignirt in die Zukunft. Die einst dunklen Haare waren stark mit Grau untermischt und standen in widerstrebenden Büscheln an beiden Schläfen in die Höhe. Die Nase, von gerader Form, neigte sich, unten etwas zugespitzt, dem Munde zu. Der Kopf mit den klugen, grauen Augen, die ihren Glanz noch nicht eingebüßt hatten und wie Metall schimmerten, ruhte auf einem hageren Halse, der in einer weißen Krause steckte und bei Gemüthsbewegungen, als Born, Aerger u. s. w. ganz bedenklich aufschwoll. Durch die dünnen, gelben Finger lief der Faden glatt und fein, wie der Redefluß von Minens Lippen, wenn sie erregt war.

Sie war ein Mustere Exemplar von häuslichem Fleiß und von Wirthschaftlichkeit, sie pflegte ihre Bienenstöcke und ihren Hühnerhof, sie commandirte die Frohnknechte wie ein Mann, und bestieg den muthigsten Gaul, um die Hof- und Feldarbeiten zu überwachen.

Beim Spinnen sann sie stets über nachbarliche Verhältnisse und Familienereignisse nach, und es wäre ihr nie in den Sinn

gekommen, sich um fremde Länder und Leute zu kümmern; was sich in ihrer Nähe zutrug, gewann ihr Interesse, und was zu ihr gehörte, mußte sich unbedingt ihrer Autorität unterordnen, da sie nicht gewohnt war, einen Widerspruch zu dulden.

Lisbeth, die „Jüngste“, befand sich, trotz dieser Benennung, in den Jahren, von welchen man sagt, sie gefallen mir nicht. Sie hatte die stillschweigende Ueberzeugung von der Vergänglichkeit der menschlichen Schönheit in die innerste Tiefe ihres Herzens aufgenommen, ohne es jedoch jemals offen einzugestehen. In der That berechnete sie ihre äußere Erscheinung, sich noch zu der Jugend zu zählen; die rothen Wangen gaben ihr ein, recht helle Farben zu tragen, und sie zählte Else unbedingt zu ihren Altersgenossinnen, umsomehr, da diese wie eine Einwendung dagegen erhob. Lisbeth hatte wohlgepflegtes Haar, das in glatten Zöpfen am Hinterhaupt zusammengebunden war, und gebot über zwei Reihen großer, glatter Zähne, die selbst bei der ernsthaftesten Miene ihrer Trägerin in die Welt hinauslachten. Dies kam daher, weil die Zähne zu lang und die Lippen zu dünn waren. Sie hatte eine städtische Erziehung genossen; sie las den La Fontaine mit Ausdauer und Bewunderung und liebte Gedichte und Romane. Mine sah mit Achselzucken herab auf die „Faselleien“ ihrer Schwester, wie sie es nannte, und war doch im Stillen stolz auf die vielseitige Bildung der „Jüngsten“. Lisbeth fand den Krautgarten am Hause höchst prosaisch, und ebenso war ihr der Faselstall unangenehm; Mine zuckte lächelnd die Achseln über diese verkehrten Ansichten ihrer Schwester. Trotz dieser Meinungs- und Characterverschiedenheit lebten Beide in schönster Eintracht, namentlich wenn es galt, ihrem Bruder gegenüber, als dem „Jüngsten“, ihre Autorität geltend zu machen. Mine hatte in der That dem kleinen Hermann die Mutter zu ersetzen gesucht; denn nicht nur Liebe, sondern auch Ehrgeiz trieb sie dazu, das ihr anvertraute Kind zu einem nicht nur klugen, sondern auch hochgestellten Manne zu erziehen. Daher gab sie denn Alles hin, ihren Lieblingswunsch erfüllt zu sehen. Die kleinen Ersparnisse ihres Fleißes, und selbst ihr Erbe, waren mit dem Bruder hinausgewandert, um ihm den Weg zur Wissenschaft bahnen

zu helfen. Lisbeth hatte gegen diese Anschauungen ihrer Schwester nie eine Einwendung, sondern unterstützte sie nach Kräften mit gutem Rath; zur That konnte sie nie kommen, denn ihr Mütterliches war bereits zu andern Dingen verwandt. Der Amtmann aber gab mit so vollen Händen den Armen und Hungernden, daß ihm nicht Viel für die Studien seines Sohnes übrigblieb, und da ein herzoglicher Verwalter als Besoldung größtentheils, statt des Geldes, auf Getreide, Holz, Vieh und Fasel angewiesen war, so war sein Geldsäckel oft leer, und es würde mit der Unterstützung des Sohnes schlecht ausgesehen haben, wenn nicht Minens Fleiß und Umsicht in solchen kritischen Momenten immer Hilfe geschafft hätten. So war denn nach einer Reihe sorgenvoller Jahre der „Jüngste“ endlich dahingekommen, daß ihm die schwesterliche Fürsorge und die eigene Ausdauer eine glückliche Zukunft gesichert hatten; der junge Amtmannssohn wurde bereits von Allen „Adjunctus“ titulirt, und Nichts war so gewiß, als daß er nach Ableben des alten Guldenius dessen einträgliche Pfarre erhalten würde. Mit freudiger Zuversicht blickte Mine auf den klugen, schönen Bruder, und es war ihr eine Genugthuung, zu sehen, daß sie nicht umsonst für ihn Opfer gebracht. Ihrer Meinung nach konnte es ja nicht fehlen, daß ihn des reichen Annenburgschen Amtmanns Tochter zum Manne wählte; es konnte ja nicht ausbleiben, daß durch des Bruders Stellung den Schwestern ebenfalls eine sichere Zukunft erblühte.

Mine saß heute schweigsam am Rocken, und Lisbeth schaute oftmals vom Klöppelkissen aufmerksam zu ihr hinüber, denn es nahm sie Wunder, daß Mine fast zwei Stunden gesponnen, ohne auch nur aufzusehen. Lisbeth versuchte jetzt das Schweigen zu brechen und, den La Fontaine und das Klöppelkissen zur Seite schiebend, begann sie:

„Höre, Mine, weißt Du denn schon, daß der Inspector seit gestern heimgekehrt ist und wohl auch eine kleine Zeit hier bleiben wird? Er hat seine Pferde in die Hütung hinausgegeben, damit sich die Thiere von der großen Rundreise, die sie gemacht, erholen.“

Wieder entstand eine Pause, und noch keine Antwort von der Aeltesten.

„Nun, das muß ich sagen, Schwester,“ sprach jetzt Lisbeth gereizt, „Du bist heute schweigsam wie ein Steinbild! Was hat's denn damit für eine Bewandniß?“

Sie war aufgestanden und hielt Minens Arm fest, so daß der Faden riß und diese zornig ausschaute.

„Was soll es denn, Lisbeth?“ fragte sie; „ich hab's mir nicht gemerkt, ob der Inspector daheim ist oder nicht. Ist auch nicht meine Sache, habe andere Gedanken, andere Sorgen, Lisbeth! Ich wundere mich, daß Du kurzichtig bist für die, die Dir nahe stehen!“ Sie knüpfte den Faden wieder an und spann weiter.

„Wie kommst Du mir vor, Schwester!“ sagte Lisbeth und strich mit der flachen Hand das Haar zurecht; „der Inspector ist des Vaters bester Freund und der beste Mensch von der Welt, obwohl er wenig fragt und noch weniger antwortet. Seine Schweigsamkeit kleidet ihn indeß recht gut, denn La Fontaine sagt: „am Schweigen erkennt man den Weisen“, und alle seine Helden sprechen nicht viel.“

„Halt's auch mit dem Schweigen, wenn das Reden unnütz ist!“ brummte Mine; „ich wundere mich, daß Du soviel nichtige Dinge siehst und nicht gewahr wirst, wie es mit Hermann, unserm Bruder, steht!“

„Ja, weißt Du Schwester,“ ließ Lisbeth sich vernehmen, „ich begreife nicht, wie er jetzt so schweigsam ist; selbst von der Falkenjagd hat er kaum ein Wörtlein erzählt, und ich war doch so begierig recht Viel davon zu vernehmen; und als Du ihn fragtest, ob die Else mit dabei gewesen, ging er, ohne zu antworten, rasch hinaus, und wir sahen ihn erst beim Besperbrod wieder.“

„Du hast es also doch gemerkt, daß es mit ihm nicht geheuer ist? Nun, ich will Dir sagen, Lisbeth, daß Du vor den Liebesgeschichten des — wie nennst Du ihn doch gleich?“ —

„Des La Fontaine,“ ergänzte Lisbeth.

„Also vor den Liebesgeschichten fremder Schriftsteller die eigenen unter unserm Dache nicht beachtest.“

„Wie, Mine,“ flüsterte die Jüngste, „hast Du auch bemerkt, daß der Inspector —“ sie stockte verlegen.

Eine lange Weile sah Mine die Schwester erstaunt an, dann lächelte sie mitleidig und entgegnete:

„Höre, Lisbeth, das kann doch Dein Ernst nicht sein! Eher glaube ich, daß der steinerne Heilige da draußen am Brunnen für Dich eine Neigung faßt, als daß unserm Inspector so Etwas in den Sinn käme! Der Mann ist in meinen Augen wie ein aus dieser Welt Abgeschiedener, dessen guter Geist Alles für seine Mitmenschen thun kann, sich aber nie mit einem irdischen Weibe vermählen wird. Glaube mir, der kommt nicht auf den Gedanken, Dich mit andern Augen anzusehen, als ich. — Doch laß Dich nicht erzürnen!“ setzte Mine begütigend hinzu, als sie die Rorneröthe bemerkte, die auf Lisbeth's Wangen aufstieg.

„Du urtheilst nach Deinen Gefühlen, liebste Schwester!“ erwiderte Lisbeth, „ich aber habe recht viele Beweise seines Vertrauens, denn wenn er an unserm Tische sitzt, so bin ich's, neben der er seinen Platz wählt. Einmal sah er mich wohl eine ganze Weile so unverwandt an, daß ich die Augen niederschlagen mußte, und dann hatte er das, was er eben sagen wollte, total vergessen. Wie deutest Du dieses, Schwester?“

„Daß Dir's nur sagen, Lisbeth!“ sprach Mine langsam, „auf diese Weise denkt er am wenigsten an Dich. Es mögen ihm die fremden Arbeiter, die er zu beaufsichtigen hat, viele Sorgen machen, und indem er Dich starr ansah, mag er wohl an irgend einen neuen Webstuhl gedacht haben. Na, nimm's nur nicht übel!“ lächelte sie begütigend, „ich halte nun einmal nicht viel von derlei Liebesbeweisen.“

„Der Inspector kommt den Gang zu uns herunter!“ rief plötzlich Lisbeth erregt, nachdem sie eine Weile verdrossen zum Fenster hinausgeschaut; „Du sollst sehen, daß er, trotz des Vaters Abwesenheit, doch ein Stündchen bei uns ausharrt! La Fontaine meint: „ein Mann bleibt nie unter ausgewachsenen Frauenzimmern, wenn es nicht seine Verwandtniß damit hat.“

„Eine Bewandniß hat's allerdings, mein Kind!“ lächelte Mine; er bringt uns des Vaters Gruß und kommt, um das Vesperbrod mit uns zu essen; vielleicht liegt es ihm auch daran, den Hermann zu finden, den er seit 4 Jahren nicht gesehen. Siehst Du, Kleine, so hat es allerdings vielerlei Bewandniß, wenn er unter unser Dach kommt!“ Mine's Augen blühten schadenfroh zur Schwester hinüber.

Draußen pochte es leise, und eine hagere, hüftelnde, nach vorn gebeugte Gestalt, mit tiefdurchfurchtem Antlitz, grauen Locken und freundlichen Augen, erschien auf der Schwelle. Es war der Inspector Bengt-Ström, von dem man wußte, daß er einst in schwedischen Diensten gestanden, aber nach dem Tode Karl Gustav X. wieder nach Kurland zurückgekehrt war und sich in des Herzogs Dienste begeben hatte, wo er als Verwalter der herzoglichen Domainen seit einer Reihe von Jahren eine ehrenvolle Stellung einnahm und das volle Vertrauen des Herzogs besaß. Trotz aller Ehren und Auszeichnungen, die ihm geboten wurden, blieb er schlicht und einfach, lebte eingezogen, wenn er nicht seine Geschäftsreisen unternahm, und hielt sich am liebsten in Neugut auf, um in der Familie des Amtmanns, dem er befreundet war, Entschädigung und Erholung für die Mühen und Anstrengungen, die mit seinem Amte verbunden waren, zu finden. Schweigsam und theilnahmslos, wie er war, wurde er doch gern als Gast gesehen, und man gewöhnte sich, das abgeschlossene Wesen dieses Mannes gelten zu lassen. Da es nun Elisabeth war, die ihn seit fast 12 Jahren stets mit Ausdauer und Geduld unterhielt, so war er auch gewohnt, sich in ihrer Nähe aufzuhalten und von ihr bei seinen kurzen Besuchen freundlich begrüßt zu werden.

„Gott zum Gruß!“ sagte Bengt-Ström, schüttelte beiden Schwestern die Hand, ging zum Fenster, schob sich ein Bänkchen dicht neben Elisabeth's Sitz und ließ sich müde, als hätte er einen weiten Weg gemacht, an ihrer Seite nieder.

Eine Weile spann Mine ruhig weiter, und Elisabeth war im Begriff ihre Arbeit wieder aufzunehmen, während Bengt-Ström

gedankenlos in das vor ihm liegende Buch schaute. Vielleicht hätte das Schweigen zwischen den Dreien noch lange gewährt, wenn sich nicht plötzlich draußen die Stimme Hermanns hätte vernehmen lassen, der dem Stallknechte befahl, das Pferd für ihn in einigen Stunden bereit zu halten.

„Da ist er ja!“ rief Bengt-Ström und schaute gespannt nach der Thür.

Mit einem Freudenruf erschien jetzt der Jüngling und eilte auf den Inspector zu.

Dieser war aufgestanden und hatte Hermann nach der ersten Umarmung prüfend angesehen.

„Willkommen auf heimathlichem Boden, mein Junge!“ rief er herzlich und schüttelte ihm die Hand, „die hohe Schule und die Fremde haben aus Euch einen stattlichen Mann gemacht, dem man es ansieht, daß er einst zu den Gelehrten gehören will. Doch hat das Hocken über den alten Büchern Euch die Wangen gebleicht; Ihr schaut nicht mehr aus wie der wilde Apfelbaum, der im Frühling draußen in rosenfarbener Blüthe steht.“

„Mag sein, Herr,“ sagte Hermann, „es kommt mancherlei aus den Büchern, was für den Geist gute und böse Saat bringt; wohl Dem, der im Eifer des Forschens, trotz allen Wissens, demüthig bleibt und die Einfalt des Gemüths sich bewahrt. Die Falkenjagd hat mir nicht wohlgethan, Herr Inspector, ich habe mich in den Waldgründen bis in's Herz hinein erkältet. Wir Männer trachten oft nach Dingen, die uns zum Verderben gereichen, um so mehr zum Verderben, je eifriger wir nach ihnen streben.“

In Gedanken versunken blickte er vor sich hin und ein bitteres Lächeln flog um seine bleichen Lippen; nach einer Weile schaute er auf und fuhr fort:

„Doch habt auch Ihr in der Spanne Zeit, wo wir einander nicht gesehen, wahrlich nicht an Kraft gewonnen, und die schlimmen Wege bei Nacht und Nebel, die Strapazen auf den Reisen durch Kurland haben wenig zur Kräftigung Eurer Gesundheit beigetragen, wie ich sehe.“

„Dieser Leib, mein Junge, ist ein alter, dürrer, zäher Stamm, der vergebens zum Himmel emporschaut, ob sich nicht ein Blitz zu ihm herab verirre, um seinem nutzlosen Dasein ein Ende zu machen.“ —

Bengt-Ström ließ sein Haupt tief auf die Brust sinken und schwieg.

Mine schob ihr Spinnrad bei Seite, stand auf und ging hinaus, während Hermann betroffen zum Fenster hinausschaute, und Lisbeth sich tiefer auf ihre Arbeit niederbeugte. Mine unterbrach das Schweigen, indem sie wieder eintrat und auf den Inspector zuschritt; sie wollte ihn aus seinen trüben Gedanken reißen und es kam ihr ein Auftrag Elsens in den Sinn, den zu erfüllen sie versprochen hatte.

„Habt Ihr, Herr Inspector, nicht auf dem letzten Markt zu Mitau Dies hier verloren?“ fragte sie und hielt ihm ein feingesticktes Tüchlein hin; „es soll Euch entfallen sein, als Ihr mit dem Herzog vorüberritten. So sagte das Mädchen, welches es aufhob, um es Euch wieder zu erstatten.“

„Wo ist es? Wer fand es?“ rief Bengt-Ström lebhaft und nahm das Tüchlein an sich; „ich glaubte das letzte Zeichen eines glücklichen Traumes eingebüßt zu haben, und nun gebt Ihr es mir zurück! Das ist gut, das ist schön von Euch, Jungfer Mine! Wer fand es?“ fragte er und hielt das feine Gewebe vor sich ausgebreitet, als wollte er sich überzeugen, daß es das richtige sei; dann faltete er es hastig zusammen und verbarg es auf seiner Brust.

„Else, der alten Margareth Enkelin, fand es,“ sagte Lisbeth, „die Kleine, welche uns von der Prinzess Sophie zur Lehre übergeben wurde, und die wir in Neuenburg bei uns hatten, damit sie von Guldenius eingesegnet werde. Ein gutes, fleißiges, aber auch närrisches Kind,“ setzte sie hinzu, „mit Launen, wie eine Vornehme, und eigenwillig, wie ein verzogenes Herrschaftskind, das die alte Margarethe in ihr großgezogen.“

Hermann wandte sich plötzlich, um das Zimmer zu verlassen.

„Willst Du heute fort?“ fragte Mine den Bruder; „ich hätte

Dir Wichtiges zu sagen, wenn Du nur ein Stündlein aussharren wolltest. Der Vater kehrt morgen heim, und ich glaubte, Du würdest so lange bei uns verweilen.

„Ist diesmal nicht möglich, Schwester!“ sagte Hermann rasch, ich habe für Guldenius die nächste Sonntagspredigt zu halten, weil es seit einiger Zeit mit seinen Kräften nicht mehr ausreichen will; daher muß ich nach Neuenburg hinüber, um noch zur rechten Zeit dort zu sein. Doch komme ich noch zurück, ehe ich fort muß!“

Und er eilte hinaus.

„Dem Kinde sagt meinen besten Dank!“ fuhr Bengt=Ström fort, „daß es einem einsamen Mann eine große Freude bereitet, sagt ihm, daß diesem Manne, der seit 14 Jahren so freudenarm ist, dieser Augenblick ein Sonnenstrahl für viele dunkle Stunden geworden!“

„Herr Inspector,“ sagte Lisbeth, „Ihr habt uns nie erzählt, daß Ihr vermählt gewesen. Oder stammt das Tüchlein von der verstorbenen Braut?“

„Lassen wir die Todten ruhen, Lisbeth!“ sagte Bengt=Ström düster, „durch die Erinnerung wird die Wunde in meiner Brust von Neuem aufgerissen!“

Ein Wink Minens belehrte Lisbeth, daß sie eine Ungeschicklichkeit begangen, und alsbald entfernten sich beide Schwestern, um draußen das Besperbrod anzurichten. Auf der Flur angekommen, sagte Mine zu Lisbeth:

„Schwester, Du solltest den Inspector nicht so mit Fragen bestürmen. Denn, wenn man es einem Menschen anmerkt, daß ihm das Schweigen über gewisse Dinge lieb ist, so bringt man nicht die Rede darauf!“

„Nun,“ meinte Lisbeth, „die Frage war jaft keine ungebührliche, und über des Inspectors Vergangenheit wissen wir ja blutwenig.“

„Es ist lange her,“ hub Mine an, „daß ihn der Vater todeswund im Feltgawa=Krug zum „rothen Eimer“ fand und ihn dort,

gerade in der gefährlichsten Krisis, zusammen mit der alten Margarethe bewachte. Nach seiner Genesung hat ihn sein Diener Valentin, welcher jetzt Obrist ist und sich mit dem kurischen Regimente in Holland befindet, nach Livland hinübergeführt; weiter hatte man von ihm Nichts gehört, als er nach einigen Jahren als Inspector wieder in Kurland erschien, und der Herzog seine Fabriken sammt und sonders unter seine Aufsicht stellte. Der Vater, der den Inspector zu seinen besten Freunden zählt, sagt, der Mann sei sehr unglücklich und mit seinen schönsten Lebenshoffnungen gezeichnet. Mehr weiß er auch nicht, und da das Fragen nicht seine Sache ist, so ehrt er stillschweigend das Unglück des fremden Mannes, der uns Allen mit der Zeit ein guter Freund geworden. Der Silberwärter nur soll des Inspectors Vergangenheit genauer kennen, doch uns kommt der Meister Brandt zu selten zu Gesicht, als daß es schicklich wäre, ihn darnach auszuforschen, was wohl auch vergebens wäre, denn er würde wohl am wenigsten das Unglück seines Freundes ausplaudern, und er selbst soll die Erinnerung an den letzten, unglücklichen Krieg zu verbanneu suchen. Es ist das ein Zeichen, daß Beide viel Liebes in der Unglücksperiode verloren haben müssen; also Lisbeth, mein Kind, Sorge Dich nicht um die Einsamkeit dieses Mannes. Glaube mir, der findet kein Weib auf der Welt, daß im Stande wäre, ihn seiner Abgeschlossenheit zu entziehen!“

„Hab's auch nicht im Ernst gemeint, Schwester!“ sagte Lisbeth leise, „und habe Dich nur ein wenig necken wollen, wie's der Herrmann oft zum Scherz mit der Else that.“

„Wollte Gott, Lisbeth, es wäre beim Scherz geblieben! So aber ist's bitterer Ernst mit ihm und der Else geworden, und das eitle Ding hat ihm wehgethan, sein Stolz ist aufgestachelt und seine Ehre beleidigt. Denn so sah ich ihn noch nie, und für des Amtmanns Marie fürchte ich Schlimmes. Es liegt seit einiger Zeit eine Wildheit in seinem Gebahren, und sein unwirksames Wesen gegen uns und seine Umgebung macht mich hange um ihn. Ich sage Dir, Lisbeth, mit der Else ist's bitterer, schlimmer Ernst!“

Mine schwieg erschöpft und strich sich mit beiden Händen hastig die Haarbüschel von der Schläfe fort. Dann holte sie eine kleine Anzahl Milchkäse vom Brett und stellte sie auf einen Zinnteller.

Während Lisbeth, beide Hände unter der Schürze, der Schwester zusah, fuhr diese fort:

„Und dann, Lisbeth, wollte ich es Dir nur gesagt haben, daß ich anfangs in dem Umgang der Beiden nichts Schlimmes sah, sondern mir dabei dachte, daß, wenn ein Jüngling an der Seite eines klugen, reinen Wesens seine Zeit in nützlicher und guter Beschäftigung hibringt, dies für Beide von Nutzen sei; und wenn die Beiden so schön über fremde Leute und Länder sprachen, und er die Blumen und Pflanzen in gelehrter Weise vor Elsens Augen zergliederte, habe ich stets meine Freude dran gehabt und gemeint, es werde das einmal für die Zwei eine schöne Jugenderinnerung sein.“

Mine schob hastig den Teller zur Seite, und da sie gewohnt war, jeden Augenblick zu benutzen, schnitt sie während der Rede zierliche Stücke von einem frischen Waizenbrod und stellte getrocknete Fische, Honig und frische Butter daneben auf den Tisch.

„Nun aber, Lisbeth, kommt das, was ich Dir noch zu sagen habe,“ fuhr sie fort; „merke wohl auf.“ Es gehört ein gewisser Ernst und eifriges Nachdenken dazu, ein schweres Geschick von unserm Hause abzuwenden. Aus der Jugendneigung Hermanns darf nimmermehr Ernst werden, denn erstens wird die Marie, die eigentlich so gut wie eingeweiht ist in die Pläne des Pfarrers, den Gedanken nicht so leicht aufgeben, einmal Frau Pfarrerin zu werden; zweitens aber kann eine Fremde, die arm ist und aus dem Gesinde stammt, unmöglich in unsere Verwandtschaft eintreten. Die Pfarre wäre dem Hermann dann nicht mehr sicher, und unser Stolz auf ihn dahin; der Vater wird täglich hinfälliger, und das Amt, das er jetzt noch eifrig verwaltet, wird ihm bald zu schwer werden. Was dann Lisbeth, was dann?“ —

Mine sah die Schwester forschend an; diese lächelte über die glatten Zähne vor sich hin und sagte langsam:

„Du nimmst die Sache zu ernst, Schwester! Ich mache mir drob keine Sorge und weiß sehr wohl, daß ein Paar, welches schon durch den Stand unter sich ungleich ist, auch nach und nach in seinen Gesinnungen auseinander geht und auf diese Weise nie lange zusammenhält. Man muß es nur gewähren lassen und ihm keine Hindernisse in den Weg legen, sonst verbeißen sich Beide in ihre Idee und werden dann sehr unglücklich. Dies hat der La Fontaine so schön in seinem Marquis von —“

„Daß' die Geschichte, Kind!“ sagte Mine abwehrend; „hente muß ich's wissen, ob es mit Hermanns Neigung Ernst ist. Du weißt, er lügt nie, und was er mir offenbart, verschweigt er selbst dem Vater. Ich muß in dieser Sache Licht haben, denn das Geschick der armen Marie liegt mir ebenfalls am Herzen. Und nun, Kleine, geh' in die Laube und sorge, daß der Tisch bereit stehe für das Vesperbrod! Es ist spät, und Hermann muß zur bestimmten Zeit erscheinen.“ —

Draußen schlug der Hofesknecht in raschen Schlägen mit Holzstücken an ein Brett, wodurch er das Signal zur Vesper gab und die Arbeitsleute zur Mahlzeit und zu einem Ruhestündchen zusammen rief. Drüben in der Laube, deren Blätter sich bereits röthlich zu färben begannen, fiel die Abendsonne mit warmen Strahlen hinein und beleuchtete ein sauber gedecktes Tischlein, an welchem der Inspector und der Amtmannssohn saßen. Beide waren im eifrigsten Gespräch vertieft, und der Jüngling schilderte mit lebhaften Farben die Sitten und Gebräuche der fremden Länder und Städte, die er nach der Studienzeit durchzogen hatte; Bengt-Ström hörte anscheinend aufmerksam zu, dann aber unterbrach er Hermann plötzlich mit der Frage:

„Waret Ihr in Doblen zur herzoglichen Falkenjagd und sahet Ihr dort die Margarethe? — Sie muß alt geworden sein, diese Frau, der ich noch Dank schulde für das Leben, das sie und Euer Vater mir erhalten. Bin ihr leider im Getriebe der Geschäfte in dieser langen Zeit nur einmal in Mitau begegnet, von wo sie noch rüstig den Weg bis nach Dannenthal zu einer Verwandten unternahm. Jeden

Beweis meiner Dankbarkeit schlug die sonderbare Frau aus, und ihrer Aufforderung, sie in Pokain heimzusuchen, konnte ich nicht nachkommen, da mich mein Weg selten dort vorbeiführt. Hätte ich nicht die slämischen Arbeiter in die neue Fabrik zu Annenburg einzuführen, so wäre es mir jetzt ein Kleines, nach Doblen hinüberzufahren. Doch sagt mir, mein Junge, wo befindet sich das Großkind der Alten? War es mir doch, als sprach sie einst von einem ungerathenen Tochtersohn!"

"Das ist der Müller in Pokain, Herr Inspector," sagte Hermann; "ein rothhaariger, heimtückischer Wicht, der sein Lebtag mit verdächtigen Leuten in Beziehung steht; zu der Enkelin der Alten, die von anderer Seite mit ihr verwandt ist, muß er eine Neigung gefaßt haben, denn er verfolgt sie mit ausdauernder Eifersucht und wäre ein gefährlicher Gesellschafter für das Mädchen, wenn nicht die Margarethe für das feine, kluge Kind ein Unterkommen bei der Prinzessin Sophie erbeten hätte, zu der sie ein glücklicher Zufall geführt. Die Prinzessin aber ließ sie zuerst in unser Haus bringen, damit die Schwestern sie in mancherlei Arbeit unterrichteten und zu ihrem Dienst geschickt machten. In Neuenburg aber nahm sich der Pastor Guldenius ihrer besonders an, er unterrichtete sie und segnete sie schließlich ein."

"Ich will dem Kinde eine kleine Freude machen für die Wiedererstattung des Tüchleins," sagte der Inspector, "und ihm eine Schnur Henfelducaten zum Andenken geben, wenn es mir einmal im Schloß zu Mitau zu Gesicht kommt: die Jugend liebt den Puß, um ihre Schönheit zu erhöhen."

"Und hübsch ist doch die Kleine?" forschte Bengt-Ström.

"Kaum 17 Jahre zählt sie, ist zierlichen Wuchses, mit grauglänzendem Goldhaar, hat ein blaßes, zartes Gesichtlein, wie die Wasserrose, wenn der Mond seine Strahlen auf sie wirft, und ein Paar dunkler, wehmüthiger Augen, von langen Wimpern verschleiert, die aber oftmals kalt und fremd wie die Augen der Wassernixe blicken können."

"Es muß wohlthun, ein so liebliches Bild zu schauen, wenn man nicht mit der Welt abgeschlossen hat," sagte Bengt-Ström;

„Ihr habt sie mir mit schönen Farben gezeichnet, und fast könnte man glauben, die Zuneigung habe Euch die Hand geführt. Gott erhalte Euch das Gut, das Ihr für Euer Herz erworben, mein Junge, und schütze und schirme es vor Verderben, damit Ihr nicht das Weh mit Euch in's Grab hinabuehmt, wie es manchem Sterblichen auf dieser Welt beschieden ist!“

„Ja, Gott schütze es vor Verderben! Ich kann es nicht schützen, wenn es der Hoffart und der Eitelkeit unterliegt!“ sagte der Jüngling tiefbewegt und preßte die Hand des Inspectors in der seinigen.

„So ist es hoffärtig und eitel, das schlichte Landkind?“ fragte Bengt-Ström betroffen; „verstand ich Euch recht, so kam es aus Margarethens Händen in Euer Haus?“

„Seit sie im Schlosse ist, hat man sie gelehrt, den geschmeidigen Worten der Hofcavaliers zu lauschen, und es giebt noch vornehmere Leute, die sich um sie bemühen!“ entgegnete Hermann düster.

„Desto eifriger, mein Junge, muß Euer Herz über sie wachen; in der Seele, die da liebt, darf das Mißtrauen nicht Raum gewinnen; der böse Schein ist oft ein bitterer Feind und täuscht Den am meisten, der sich von ihm blenden läßt. Darum schaut mit den Blicken der Liebe und nicht mit denen des Argwohns!“ sagte der Inspector.

Der Jüngling fühlte sich eigenthümlich berührt durch die Worte des greisen Mannes, der, die bleichen Hände in einander gefaltet, vor ihm saß und ihn mit liebevollen Blicken ansah. Eine tiefe Rührung bemächtigte sich seiner, und er hatte Mühe, die Thränen zurückzudrängen. Er wollte jetzt Else, trotz ihrer scheinbaren Kälte und trotz aller Widerwärtigkeiten, im Stillen mit doppelter Sorgfalt überwachen, das fühlte er. —

Der Inspector hatte den Heimweg angetreten, und Lisbeth war zu einer kranken Nachbarin gegangen, um ihr Trost und Arznei zu bringen; die beiden andern Geschwister saßen sich jetzt in der Laube gegenüber, und es mochte nichts Erfreuliches gewesen sein,

was sie einander zu sagen gehabt, denn Mine saß mit rothgeweinten Augen da, während Hermann mit zornigen Blicken und gezunzelter Stirn vor sich auf den Boden schaute.

„Und das ist mein letztes Wort, Bruder,“ sagte Mine erregt, „ich sage mich los von Dir, sobald Du den Muth hast, um einer kleinen, niedrigen Dirne willen, die Dich gängelt, unser ganzes Familienglück zu zerstören! Denke an all' meine Liebe für Dich, an die Sorge, die ich um Deinetwillen trug, früh und spät, an den Kummer, den ich oft um Dein Wohl erlitten! — Versprich mir, versprich mir,“ bat sie dringend, „Nichts zu thun, was mit dieser unglücklichen Neigung zusammenhängt! Ich bitte, ich flehe Dich an um Deinet- und unsrer Aller willen!“ Und sie barg ihr Haupt in beide Hände und weinte bitterlich.

Ungeduldig sprang Hermann empor.

„Martere mich nicht!“ rief er unwillig, „ich bin nicht mehr der Knabe von früher! Ich thue Nichts, was nicht mit meinem Herzen übereinstimmt! Nun laß mich gehen! Ein Versprechen, wie Du es von mir erpressen willst, Mine, darf ich Dir nie geben! Das aber sei Dir genug, daß nie ein anderes Weib mein werden soll, wenn das Geschick sie mir versagt; und nun lebe wohl!“

Er wollte fort.

„Wohl!“ sagte Mine und erhob sich, bleich vor Zorn und Erregung, „so will ich Dich warnen vor einem Weibe, das mit jedem Manne tändelt und sich von einem Prinzen auf den Armen tragen läßt, weil es stolz auf diese Gunst ist und vor den Leuten damit prunken will! Dies Alles, mein armer Bruder, wissen ich und noch viele Andere, die Zeugen jener Scene waren! — Du schweigst! Du weißt, daß ich wahr bin und daß niemals eine Lüge über meine Lippen kam!“ rief sie und schlang ihre Arme um den Hals des Bruders. — „Siehst Du wohl, mein Kind!“ fuhr sie zärtlich fort und streichelte seine blassen Wangen, „ich will Dich nicht unglücklich werden lassen, und nun sei gut und thue uns nicht die Schmach an, ein namenloses Mädchen aus dem Gesinde in unsere

Familie zu führen; eine unebenbürtige, leichtsinnige Pfarrfrau würde auch keine Bierde für Dein künftiges Amt sein und —“

„Ueber diese Angelegenheit, Schwester,“ unterbrach Hermann sie hastig, „laß uns weiter nicht mehr reden! Ich sagte Dir bereits, daß das Pfarrhaus in mir einen würdigen Nachfolger des Guldenius empfangen soll, und ich werde, wie er, einsam meinen Lebenspfad beschließen, wenn es sein muß. Und nun gute Nacht, Schwester! Hast Du mich lieb, so laß uns nie, was auch kommen mag, hierüber weiter verhandeln!“

Er sprach's, ging mit raschen Schritten hinaus, bestieg schnell sein Thier, und die in Gedanken versunkene Mine hörte bald den scharfen Trab des Pferdes in der Abendluft verhallen. —

„Gebt einem armen Spielmanne ein Almosen!“ bat eine klägliche Stimme, und Mine erhob den Kopf, um den Zubringlichen abzuweisen, da es nicht die Zeit war, wo sie Almosen ertheilte; auch hierin hielt sie strenge Ordnung und hatte gewisse Tage und Stunden, wo es den Armen gestattet war, die für sie bestimmten Gaben zu empfangen. Sie war daher ungehalten über das ungewöhnliche Erscheinen des Bedürftigen; die Gestalt desselben fiel ihr indeß auf. Er war groß und knochig, ein verwilderter Bart beschattete das halbe Gesicht, und ein vollständig zerlumpter Anzug machte seine Bekleidung aus; eine kleine Drehorgel hing auf seinem Rücken; die Füße stakten in groben Bastchuhen. Mine, die sich allein im Garten befand, mochte es vor den spähenden Augen des Mannes grauen; hastig griff sie in die Tasche und warf ihm eine Kupfermünze zu.

„Habt Dank, Jungfer!“ sagte er und fing das Geldstück auf, „doch ein Schluck Bier und ein Stück Brod wären einem Hungrigen nöthiger, und wenn Ihr mir eine Nachtherberge gebt, so segne es Euch Gott!“

„Hier ist kein Wirthshaus!“ sagte Mine; „aber drüben im Gefinde oder in der Stückgießerei findet Ihr vielleicht das gewünschte Nachtlager.“

„Fürchtet Euch nicht, Jungfer!“ sagte der Fremde; „Ihr habt

es nicht mit einem Wegelagerer, sondern mit einem Unglücklichen zu thun, dem es im Leben nicht glücken wollte.“

„So Ihr auf Gottes Wegen wandelt, wird's Euch nimmer fehlschlagen; doch mag Euer Leben nie das eines Gerechten gewesen sein, und deshalb verließen Euch die guten Geister.“

„Ha, wie Ihr das Predigen versteht! Ein Pfarrer könnt's kaum besser machen!“ lachte der Fremde und setzte sich auf das eine Ende der Bank, von welcher Mine sich erhob; dann fuhr er fort: „Es giebt Leute, die sich im Leben viel Schlimmeres zu Schulden kommen ließen, die sich nicht scheuten, Mord und Diebstahl zu begehen, die sich mit den schlimmsten Ränken befaßten, und denen der gute oder böse Geist doch Haus und Hof verlieh.“

„Von wem spricht Ihr?“ fragte Mine entsetzt und trat einen Schritt zurück.

„Na, von so Manchem, der es zur Kriegszeit arg getrieben, der Freund und Feind beraubte und zu Boden schlug, um seinen Säckel zu füllen. Ja, ja, der Krieg hat Viele zu Bettlern, aber auch manchen Hallunken reich gemacht!“ „Mancher Schelm, der damals mein Kamerad war, weist mich jetzt von seiner Thüre fort und thut so, als habe er mich nie gekannt.“

„Was geht's mich an, was die Leute mit Euch treiben?“ sagte Mine; da habt Ihr noch einen Ferding, und nun spudet Euch hinaus, noch ehe die Leute zur Nachtruhe gehen!“

„Und Ihr wollt mich nicht aufnehmen, Jungfer?“ fragte er; „hab's gut mit Euch gemeint! Denn über Eures Vaters Haupt schwebt eine große Gefahr, die sich durch eine Warnung vielleicht abwenden ließe. — Nun denn, wie Ihr wollt! Gute Nacht!“ Er erhob sich.

Mine stand einen Augenblick starr und regunglos da; dann lächelte sie und sagte:

„Des Scherzes wegen hättet Ihr Euch den Weg ersparen können! Mein Vater ist noch in Neuenburg wohlauf, wo er über die Sommerverwaltung Rechnung ablegen will, um dann nach Neugut zurückzukehren! Gehabt Euch wohl!“ Und sie wollte fort.

„Hört, Jungfer, habt Ihr den Pokain-Müller oft in Neuenburg gesehen?“ fragte mit Hast der Fremde.

„Ich kenne ihn nicht!“ sagte Mine; „doch was soll's damit?“

„Seid nicht so eilig und ich sage Euch, daß der Pokain-Müller, ein alter Bekannter von mir, Eurem Vater und Bruder den Untergang geschworen hat. Auch will ich Euch sagen, daß der herzogliche Medicus ihm wohl will und sich nicht zu hoch hält, mit ihm im Johanniszelt beim Wein zu sitzen. Ein armer Leiermann aber geht auch zum Jahrmarkt, hält seine Mütze den wohlthätigen Händen reicher Herren hin und erkennt wohl in einem oder dem andern von ihnen einen alten Kumpen von früher, der ihm mitleidig eine Kupfermünze zuwirft. Der alte Leiermann trinkt sich einen Kaufsch von dem Sündengelde, legt sich dann nebenbei unter die Bank, und wenn er aufwacht, hört er allerlei Schlimmes über die Lippen seines ehemaligen Gefährten kommen, und der vornehme Herr, dem der Jähzorn in den Adern sitzt, hält mit ihm zusammen wie mit Seinesgleichen, weil ihn die Scheelsucht treibt. Euer Vater hatte aber vorher eine Kauferei mit dem Medicus, und der ist nicht der Mann, der so etwas vergiebt.“

Mine war näher getreten und lehnte sich jetzt sprachlos an den Tisch; zog sie doch die Angst um die Ihrigen, welcher sie sich nicht erwehren konnte, näher zum zerlumpten Leiermann. Die Besorgniß um das Wohl ihres Vaters trieb sie dazu, keines seiner Worte unbeachtet zu lassen.

„Hätte Euer Bruder, der stolze Adjunctus,“ fuhr Jener fort, „auf meinen Wink geachtet, als er an mir hart vorüberritt, so wäre ihm mancherlei Warnung von mir auf den Weg mitgegeben worden. So aber mußte ich nun zu Euch kommen, denn Euer Vater ist ganz so ungläubig, wie der Thomas. Und er wird's nicht eher glauben, als bis er den Pfahl im Fleische trägt. Habe ich doch neulich bei der Armenversammlung in Neuenburg ihm nahe kommen wollen; er hielt sich aber gerade von mir am fernsten und schob mir eine blanke Münze zu, ohne mich anzusehen. „Na,“ dachte ich, „wenn ich

einmal zu Neugut auf der Flachstalle*) aufspiele, versuche ich's noch einmal!" Und so habe ich denn meinen Vorsatz ausgeführt. Um der Armen willen thut es Noth, und auch um Eures Vaters willen kann man schon den kleinen Weg machen; auch hat ein ehemaliger schwedischer Dragoner, der im Dienste des Feldmarschalls Douglas stand, immer noch ein Fünkeln Ehre im Leibe, wenn er auch sonst nicht viel Gutes aufzuweisen hat. Daher dachte ich, für diesen Mann, der den Hungrigen sein Brod bricht, der Trost für Böse und Gute hat, dessen Frömmigkeit keine Lüge ist — für diesen Mann gehst du auch einen weiten Weg umsonst, wenn es sein muß."

"Hier, nehmt diesen Schlüssel und geht in jene Scheuer! Legt Euch in's Stroh, den Nachttrock bringt Euch die Hausmagd!" sagte Mine; „morgen, nachdem Ihr Euch am Brunnen von Staub gereinigt, kommt in's Haus. Es könnte der Vater daheim sein und besser verstehen, als ich, wie Ihr es mit der Warnung meint."

Mine raffte ihr Kleid zusammen und schritt durch den schmalen, vom Abendthau befeuchteten Pfad eilig in's Haus. Es war ihr der Gedanke gekommen, sich hinsichtlich des Fremden mit Lisbeth zu besprechen.

Unter den Arbeitern in der Stückgießerei zu Neugut sah man schon seit 8 Tagen den Veiermann in Leinwandhose und Kittel wacker mit angreifen; seine Späße und lustigen Vieder machten ihm das Volk gewogen, und der fremde Arbeitsmann war bald der beste Freund desselben, zumal wenn er, nach beendeter Tagesarbeit, auf einem Baumstamm sitzend, die Orgel spielte, und Dirnen und Knechte auf der Wiese sich lustig im Tanze drehten.

Der Amtmann war noch nicht heimgekehrt, denn der Gutsherr, welcher keine der Jagdfahrten versäumte, hatte ihn verpflichtet, den ausländischen Amtmann mit den Arbeiten vertraut zu machen, während der Adjunctus mit Eifer in dem Schulhause zu Neuenburg

*) Fest nach dem Flachsbrechen.

der Jugend Religion und die Elemente des Wissens lehrte. Pfarrer Guldenius, dessen Kräfte immer mehr und mehr abnahmen, pflegte der Ruhe und sah es gern, daß sein Vertreter ihn unterstützte; nachdem nun der Letztere vor der lettischen Gemeinde gepredigt, hatte er sich bald durch die Klarheit und Einfachheit seiner Rede und Ermahnungen die Liebe derselben erworben, und sie war es bereits gewohnt, in ihm ihren künftigen Pfarrer zu sehen. Rege Beschäftigung und ununterbrochene Studien waren die Tröster des jungen Mannes, wenn sich tiefe Schwermuth seiner bemächtigen wollte, und er kämpfte die unüberwindliche Sehnsucht, die ihn zur Geliebten zog, mit aller Seelenkraft nieder, beschloß aber, sie aus der Ferne stets zu beobachten und, sobald sie einer Hilfe bedürfe, ihr Beschützer zu sein. Er wollte jetzt Vergessenheit finden in der Arbeit, in der Wissenschaft, in der Erfüllung seiner Pflicht; er konnte sich keine Rechenschaft darüber geben, daß er jeden Reiz, jedes Interesse für andere Dinge verloren und nur, wenn er, die Büchse auf der Schulter, durch Wald und Flur streifte, wurde ihm das Herz leichter und er warf sich in das duftige Waldmoos, um stundenlang seinen Träumen nachzuhängen. Ein wehmüthiges Lächeln umspielte seine Lippen, wenn er dabei Else's gedachte. —

Vor dem Amtmann stand Wenzel, der Leiermann, die Mütze in der Hand, und fuhr fort, ihm Mittheilungen aus seiner Vergangenheit zu machen.

„Seht Herr,“ sagte er, „damals hatte ich's vollauf, als der Jan sich zu mir gesellte; obwohl er um Vieles jünger war, als ich, so war er mir doch an Verschlagenheit weit überlegen, und ehe ich mich's versah, hatte er die Tasche voll, und ich wurde mit Schmach und Schande aus dem Regiment gestoßen, weil der Obrist Nachricht erhalten haben sollte, daß ich lässig im Dienst und ein Trunkenbold sei. Auch hatte man ihm gesagt, daß ich's damals mit den Feinden gehalten, als der Valentin, des schwedischen Rittmeisters Diener, den Sieg erfocht. Kurz, ich konnte mich nicht mehr rechtfertigen, hatte meinen Abschied und wanderte wieder nach Kurland zurück, wo ich dem Hunger und Elend verfiel. Mein

alter Genosse, der reiche Müller, aber bot mir nicht einmal einen Heuschuppen als Lagerstätte an, wenn ich nackt und hungrig vor seiner Thür erschien. Seht Herr, so ist's mir ergangen, und wenn ich, der ich schon im Regiment den Branntwein nicht verschmähte, mir jetzt aus Verzweiflung Vergessenheit in ihm trank, so ist das wohl keine so große Sünde — die Verzweiflung that's eben!"

Dufft schaute eine Weile vor sich hin; dann heftete er seine ernstesten Augen auf den vor ihm stehenden Mann und sagte:

„Und wollt Ihr bei der Arbeit und Nüchternheit ausharren, wenn ich Euch behalte?“

„Wohl Herr, versucht's einmal und jagt mich zum Teufel, wenn ich's nicht thue!“

„Wohlan!“ sagte Dufft; „so sollt Ihr durch meine Fürsprache bei dem Inspector als bleibender Arbeiter in der Stückgießerei ein Unterkommen finden; doch vergeßt das Beten mit den andern Arbeitern nicht und verfehlt nie die Stunde, welche dazu anberaumt ist! Und nun noch Eins! Laßt das, was Ihr zwischen dem Medicus und dem Müller verhandeln hörtet, nie über Eure Lippen kommen! Der Pokain-Müller hielt sich eine kleine Zeit in Neuenburg auf, wo ihn der Hausmeister, der mit ihm in Unterhandlung stand, in der Hütte des Skranja-Peters untergebracht hatte. Der Mensch gefiel mir nicht; sein Blick ist scheu und tückisch! Ich will nächstens den Skranja-Peter anhörchen, wenn ich in Neuenburg bin, wie sich der Müller bei ihm benommen; auch hat mein Sohn ein scharfes Auge auf diesen. Und nun geht, Wenzel, und seid brav! — Doch halt! sagtet Ihr nicht, daß Ihr damals zur Abtheilung der schwedischen Dragoner gehörtet, die in der Nacht des 30. September über den Fluß setzten und, mit der lettischen Besatzung versehen, die Wache hinterrücks überfiel und niedermachte?“

„Ja Herr, es waren leider ihrer Viele, die sich's zur Ehre anrechneten, dabei zu sein, nur der Rittmeister weigerte sich, was ihm aber schlimm bekam.“

„Hört,“ sagte Dufft und stand erregt auf, „wie war es mit dem Rittmeister? Erzählt das genau!“

Wenzel erzählte die Zusammenkunft Bengt-Ströms mit Douglas am Abend des 30. September und schilderte die Weigerung des Ersteren und die Entrüstung des Feldmarschalls. „Dann,“ berichtete er weiter, „war der Feldmarschall sehr zornig, und zuletzt gab er Befehl, den Rittmeister zu knebeln und unschädlich zu machen. Der Reitknecht und Valentin aber widersezten sich und wurden niedergeschlagen, wobei der Eine todt blieb und der Andere sein Auge einbüßte.“

„Und was geschah mit dem Rittmeister? Weiter, weiter!“ drängte Lufft athemlos.

„Mehrere Kolbenschläge streckten ihn zu Boden und der Jan, damals noch ein kleiner Junge, stand hinter ihm auf einem Tisch und schlug ihn mit einem Knüttel auf's Haupt; dem Valentin aber stach er mit einem Messer das Auge aus.“

„Großer Gott!“ rief Lufft, „so ist dieser Mensch von Kindesbeinen an ein Mörder und dabei ein Verwandter Elsens! Welch' furchtbare Enthüllung!“ Er schritt in mächtiger Erregung auf und ab und wurde nicht mit sich einig, ob er den Inspector über diese Entdeckung aufklären oder es vermeiden sollte, dem ohnehin gebeugten Manne die schmerzliche Mittheilung zu machen. Vor allen Dingen wollte er ihm eine Begegnung mit Wenzel zu ersparen suchen, da er nicht die Tragweite eines Zusammentreffens des ehemaligen schwedischen Dragoners mit Bengt-Ström ermessen konnte. Daher schickte Lufft den Leiermann an seine Arbeit und verließ hastig das Zimmer, um draußen in der Abendkühle mit seinen Gedanken allein zu sein. —

Kapitel VIII.

Ueber des Herzogs Land und Leute.

Für die Stadt Goldingen hatte Herzog Jacob eine besondere Vorliebe; dort hatte er das Licht der Welt erblickt. Hier war die Residenz seines unglücklichen Vaters, des Herzogs Wilhelm gewesen, und Jacob verlebte die Jahre seiner Kindheit unter der Obhut seiner mütterlichen Tante, der Herzogin Elisabeth Magdalena, in Goldingen, und verließ es selten; selbst als Erbprinz und Bräutigam verbrachte er hier eine Zeit. Es war ihm in der That kein Fleck seines Landes theurer, und mit Liebe erinnerte er sich der kleinsten Dinge und der geringsten Ereignisse aus seiner Jugendzeit, denn er hatte ein treues Gedächtniß für das Vergangene. Die Feierlichkeiten, mit welchen der Herzog hier seine junge Gemahlin einführte, lebten noch lange im Gedächtniß des Volkes; in dem neuerbauten Schlosse prangte über dem Eingang in goldenen Lettern der Spruch, den einst die junge Herzogin, auf weißem Atlas in Gold gestickt, empfangen. Aus besonderer Gunst bestätigte der Herzog der Stadt nicht nur ihre alten Privilegien, sondern er gab ihr auch noch neue, wohlthätige Verordnungen, welche den Wohlstand der Bürgerschaft hoben. Um den Verkehr mit Lithauen zu fördern, beschloß er, die Windau schiffbar zu machen; der Versuch, die Kummel zu sprengen, gelang aber nicht. —

Im September des Jahres 1658 hatten die Schweden Goldingen vollständig verheert und rein ausgeplündert. Wie im Schloß

zu Mitau, so erbrachen sie auch hier Schränke und Gewölbe, und verbrannten und zerstörten, was sie nicht mitnehmen konnten. In Stadt und Kirche verübten sie Greuelthaten der scheußlichsten Art; Kirchengeräthschaften und Altarschmuck wurden nicht verschont und ihre unheiligen Hände rissen sogar die Leichname aus den Gräbern, um sich des Schmuckes der alten Komthure und Ritter, sowie der Pretiosen der längstverstorbenen Edelfrauen zu bemächtigen. Sie führten die einzige Stadtglocke, welche die Einwohnerschaft zum Gottesdienst gerufen, mit sich fort, und als es Nichts mehr zu rauben gab, hieben sie die vom Herzog sorgfältig gehegte Obstpflanzung nieder. Nach Beendigung des Krieges wurde das Schloß wieder einigermaßen hergestellt und bewohnbar gemacht; die unterirdischen Gewölbe aus der Zeit des Ordens ließ der Herzog theils verschütten, theils vermauern. In Goldingen wurde auch das herzogliche Ehepaar im Jahre 1661 nach Ablauf seiner Gefangenschaft mit allen Ehren empfangen; die Bürgerschaft zeigte den besten Willen, ihren Landesvater nach Gebühr aufzunehmen, allein der traurige Zustand der Stadt war nicht zu verbergen.

Nach einigen Jahren aber ließ Herzog Jacob, wie er es mit allen seinen Schlössern gethan, auch Goldingen wieder in seinem alten Glanze herstellen und nach neuem Geschmack einrichten. Nach der Nordseite hin lag der sogenannte Tanz- oder Schiffsaal, dessen Decke mit den Abbildungen sämmtlicher Schiffe, die in Liban und Windau gebaut worden, geschmückt war. Es waren 44 an der Zahl, und die Arbeit, eine kunstvolle Holzmalerei, ausgeführt von dem namhaften kurischen Maler Eichhorn; die Namen dieser Kriegsschiffe waren in glänzenden Lettern geschickt angebracht und deutlich zu lesen. Die anderen Gemächer wurden in ihrer alten Pracht wieder hergestellt, und selbst das Blumenzimmer der Herzogin mit seinen kleinen vergoldeten Söllern, mit neuen Ornamenten verziert, stand wieder in seiner früheren Schönheit da.

Der Herzog hatte beschlossen, bei Goldingen mit dem Kurfürsten die erste Jagdfahrt zu unternehmen, und der Oberhauptmann

dieselbst empfing seinen Landesherrn und dessen Gäste mit großem Gepränge. Ein glänzendes Festmahl im Schiffsaal erwartete die Ankömmlinge und die von Weit und Breit herzugeeilten Edelleute, welche dem Herzoge und dem Kurfürsten ihre Huldigungen darbrachten und sich dem Jagdzuge anzuschließen gedachten. Der Markgraf von Hessen-Cassel hatte nach dem auf die Falkenjagd folgenden Bankett mit seiner jungen Gemahlin Kurland verlassen, und nur der Markgraf von Hessen-Homburg, der die Jagd leidenschaftlich liebte, begleitete den Herzog auf allen seinen Zügen, während seine Gemahlin, welche die Geburt ihres ersten Kindes in Kurland abzuwarten gedachte, sich bei der Herzogin-Mutter im Schlosse zu Doblen befand. Nachdem nun in Goldingen der ganze Jagdzug nebst Pferden und Hunden bequem untergebracht und die Jagdgründe der Umgegend geprüft worden waren, beschloß der Herzog, nach einer kurzen Rast mit seinem Gefolge über Talsen nach Dondangen zu ziehen, um hier eine große Sauheze und eine Bärenjagd abzuhalten. Zu dieser Fahrt gesellten sich die Gutsherren von Stenden und Postenden, Beide wackere Jagdgenossen und tapfere Kämpen, welche oft am herzoglichen Hofe in Mitau erschienen; außer diesen hatte sich noch der Landesmarschall Heinrich v. Hahn eingefunden, einer der vertrautesten Jugendfreunde des Herzogs. Auf schöngezümmten Rossen, mit einem Gefolge berittener Jäger, erschienen diese Herren an der Grenze ihrer Besitzlichkeiten, um den Herzog bis Dondangen zu geleiten. Es zog die fröhliche Jagdgesellschaft über das Städtchen Talsen daher, das zur Heidenzeit nur als Dorfschaft bekannt, später aber von den Ordensrittern zu ihrem festen Sitz erwählt worden war. Auf einer grünen Anhöhe lag die Burg der alten Komthure und ihr gegenüber das Kloster der Mönche. Talsen, oder auch das „Thal der Seen“ genannt, liegt im Thale, von Bergen umgeben, und soll auf einem verschütteten See erbaut worden sein; zu beiden Seiten des Städtchens liegen noch der Anfang und das Ende dieses Sees. Nach der prophetischen Aussage eines alten Einsiedlers, der fast ein halbes Jahrhundert lang in einem der tiefsten Wälder der Umgegend ge-

lebt, sollen beide Seen sich einst zu einem einzigen vereinigen, und die Stadt auf den Grund desselben versinken, wenn bei der Einwohnerschaft, die in harmloser Eintracht miteinander lebt, der Friede und die christliche Liebe schwinden, wenn Hoffahrt und Eitelkeit, Rechtflichkeit und Wahrheit verdrängen, wenn Heuchelei und der böse Geist des Neides die Menschen von einander trennen.

Der Jagdzug befand sich jetzt auf Dondangenschem Gebiet; wie ein kleines Fürstenthum, von Wäldern umgeben, lag der Hof da. Rings um die Burg zogen sich tiefe Wasser, und über eine niedergelassene Fallbrücke, mit Kränzen und grünen Reifern geschmückt, führte der Weg durch das hohe Thor in's Schloß; von den Zinnen weheten die mit dem kurischen Wappen gestickten Banner weitflatternd den Ankömmlingen entgegen. Der Schloßherr bewillkommnete inmitten einer kleinen Reiterschaar seinen Landesherrn mit einer wohlgelegten Rede, und vom Schloßthurm läutete der Glöckner den Willkomm weit hinaus. Mathias von der Rede und der Erbherr von Dondangen waren Waffengesährten, und nach der üblichen Begrüßung rief der Erste dem Andern den wohlbekannten Jagdruf „Strauja“ zu, in welchen der ganze Haufe lustig einstimmete. Danu wurden der Kurfürst und sein herzoglicher Schwager durch das mit Fähnchen geschmückte Schloßthor und durch die mit Bauern verzierten Hallen in den Rittersaal geführt, wo sie von der Galerie aus eine schmetternde Fausare begrüßte. Darauf ging es zur Tafel, und die Cavaliere setzten sich nach Rang und Stand zusammen; Pagen und Mundschenke hatten vollauf zu thun, den Durst der Herren zu stillen. Der Markgraf von Hessen-Homburg schwor bei seinem hölzernen Wein, daß er nie besseren Wein in Kurland gefunden, als hier im Schlosse zu Dondangen. Mächtige Humpen aus Silber und köstliche Geräthe zierten die Tafel, und zeugten von dem Reichthum des Besitzers. Die Reden des Letzteren fanden lauten Beifall bei dem Herzog und dem Kurfürsten, welche die Humpen erhoben, um ihm den Gegenwillkomm zu trinken. Der Markgraf von Homburg aber gedachte in schnellverfaßten Reimen der Großthaten der ehemaligen Besitzer von Dondangen. Draußen

auf dem Burghof fand das ganze Jagdgesolge mit Pferden und Hunden gastliche Bewirthung, und zwischen den Reitknechten und den flinken, schöngeputzten Dirnen kam es zu manchem lauten Scherz.

Dondangen ist eines der ältesten Majoratzgüter Kurlands. Sein Schloß wurde durch den Ordensmeister Dietrich von Grünningen im Jahre 1249 erbaut. Es hatte eine schön gemauerte Schloßkapelle mit einem von Meisterhand verfertigten Altarbild; der Ritteraal, zu welchem ein Bogengang aus grauem Marmor führte, war ein weiter, hoher Raum; seine Wände waren geschmückt mit alten Rüstungen und mächtigen Schwertern. Man sah da gewaltige Humpen aus getriebenem Silber und mächtige Henkelgläser aus glitzerndem Krystall; tiefe Fensterwölbungen und dunkle Vorhänge gaben diesem Saal einen düsteren Anstrich; im Winter brannten in ihm Tag und Nacht Kerzen auf silbernen Leuchtern.

Die Sitten und die Kleidung in dieser Gegend Kurlands wichen in Manchem von denen Semgallens ab. Trotz der Ergiebigkeit des Bodens und des Reichthums der Gutsherrschaft war Wohlstand nur bei Wenigen anzutreffen; großer Dienstbarkeit unterworfen, war es den Bauern nicht möglich, Ersparnisse anzusammeln. Der Edelmann hatte das Recht, seine Gutsknechte für kleinere Vergehen mit 15 Paar Ruthenhieben züchtigen zu lassen; bei schwereren Verbrechen pflegte er mit seinen Nachbarn gemeinsam Gericht zu halten, und nach gefällttem Urtheil ließ er dem Schuldigen entweder vom Henker Hand und Kopf abschlagen, oder aber ihn in seinem Hofe aufknüpfen. Dieses hochnothpeinliche Gerichtsverfahren wurde bereits unter Herzog Jacob seltener ausgeübt; Friedrich Kasimir, sein Sohn, schaffte dasselbe bei seinem Regierungsantritt vollständig ab. Die Formeln der Eidleistung waren hier eigenthümlicher Art. Sollte ein Bauer sich einem Eide unterziehen, so mußte er mit dem linken Fuß auf einen Stein treten, den rechten knieend auf der Erde halten, in der Hand einen weißen Stecken und auf dem Kopf einen grünen Rasen tragen, zwei Finger der rechten Hand ausstrecken und sagen: „So ich falsch schwöre, soll

ich hart werden wie der Stein und steif wie der Stecken; so recht, soll ich grünen wie der Rasen."

Der Tagelöhner wohnte in einer elenden Hütte, wo der Rauch den Weg durch die Thür nahm, aß trockenes Brod und trank ein Getränk, das aus auf Träber gegossenem Wasser bestand und „Pattack“ genannt wurde. Als Festgetränk diente ihm der aus der Birke gezogene Saft, wenn diese im Frühjahr Knospen zu tragen begann. Weißes Brod kannte der Bauer nicht, und Roggen und Weizen kochte und richtete er mit Hanffamen oder Hanfmilch zu. Unter Herzog Jacob trat auch hierin eine Reform ein, und der Bauer fing an besser zu wohnen und seine Speise reinlicher zuzubereiten. Die Scheuer, wo man das Korn trocknete, nannte man „Kiege,“ welche Bezeichnung auch noch heute geblieben ist. Die Kleidung der Dondangen'schen Bauern bestand bei den Männern aus einem groben, wollenen Rock, welcher, vorn mit messingenen Haken versehen, bis an die Knie reichte und von einem Ledergürtel zusammengehalten wurde, an dem Messer und Beizeisen befestigt waren. Die Hose war aus grobem Leinen und die Schuhe aus Lindeubast, die man „Pareysken“ oder „Pasteln“ nannte. Die Tracht der Mädchen ähnelte fast der Zigeunerkleidung und bestand aus einem weißen Leinenhemde, das die Arme freiließ, und aus einem Kopfsputz, der, mit allerlei bunten Korallen geschmückt, „Wrange“ genannt wurde; sie trugen langherabhängende Zöpfe und einen Gürtel aus getrockneten Schlangenköpfen und Vogelknanen. Außerdem gab es ein sehr strenges Gesetz der Kleiderordnung. Die reichste Bauerntochter durfte nur Schuhe aus Fahlleder oder Fuchten tragen. Silberner Spitzen, englischen Tuches oder ausländischer gestrickter Strümpfe mußte sie sich völlig enthalten, wollte sie nicht strenger Strafe verfallen. Das Hofgesinde mußte Morgens und Abends in des Gutsherrn Gemach sich versammeln; dort las dieser eine Predigt aus der Postille vor, und der Gottesdienst schloß mit einem Liede, welches alle mitsangen. Der Tagelöhner bekam während der Erntezeit einen Fünfer, sonst aber nur einen Ferding, welche Tage auch noch Herzog Jacob beibehielt.

Die Hochzeitsgebräuche der Letten waren ebenfalls besonderer Art, obwohl nicht in jeder Gegend Kurlands gleich; in der Regel waren maßloses Essen und Trinken bei den Festen vorherrschend. Man führte die seltsamsten Tänze auf, welche in allerlei Sprüngen und Gliederverrenkungen bestanden. Die Mädchen stellten sich auf eine lange Bank und hüpfen in muthwilligen Sätzen umher, ohne jedoch ihren Platz zu verlassen, während die Burschen mit tollen Gesten eintönige Lieder von ziemlich zweideutigem Inhalt dazu sangen. Unter Herzog Gotthard gab es keine Trauungen; der Gemeindeälteste schrieb an eine schwarze Tafel in der Gerichtsstube das Ehepaar an. Jacob hob diese Art von Civilehe auf und verordnete ein dreimaliges Aufgebot vor der kirchlichen Einsegnung. Der Lette war damals noch mehr als jetzt zum Aberglauben geneigt. Er verehrte die Göttin des Glücks, „Laima“ genannt, und die Beschützerin der Kinder mit Namen „Dācla“ oder „Dihgo“. Wenn die Täuflinge nach der Taufe unruhig wurden und schrieten, so gefiel ihnen der Name nicht, den sie erhalten; man gab ihnen dann noch einen Vogel- oder andern Thiernamen, als „Dubing, Täubchen,“ „Lixding, Schwälbchen“ etc., und noch heute ist es Gebrauch, daß man den Töchtern Kurlands solche Lieblingsnamen beilegt. Wahrsagerei, Geisterbannung und allerlei andere unnatürliche Künste waren in Kurland an der Tagesordnung, und es gab Leute mit bösem Blick und prophetischer Zunge. Um dem Unwesen zu steuern, ließ der Herzog ein Strafgesetz für dergleichen Sünden auf der Straße ausrufen.

Ein alter Schriftsteller bemerkt: „Im Handwerk sind die Letten geschickt und gelehrig; sie sind aber verschlagen und verschmigt, arglistig und unwahr, stellen sich vor den Augen lieblich und demüthig, sind Augendiener und ihrem Herrn untreu und nimmermehr ergeben.“ Weiter sagt der alte Gelehrte: Die Euronen sind gleichsam das vierte böse G zu den Cappadociern, Ciliciern und Cretern, von denen es heißt, daß sie, von Schlangen gebissen, diese mit ihrem Blute vergiften. —

Was das Land anbetrifft, so ist es fruchtbar an Roggen und Weizen; in den sumpfigen Thälern und in Flüssen und Seen nisten wilde Enten, Gänse und Schwäne, die Gewässer wimmeln von

Fischen und die Wälder sind reich an Wild. Der Winter ist hier oft hart und lang andauernd. Der Kurländer nennt sein Land „Gottesländchen“, und in der That verdient es den Namen: „Gefegnetes Kurland.“

Unter den Herzögen aus dem Hause Kettler war die lutherische Kirche die in Kurland herrschende, und zu Jacobs Zeiten gab es weder eine reformirte Kirche, noch eine Synagoge. Die Juden wurden in Kurland nicht geduldet, bis auf eine bestimmte kleine Zahl, die sich unter großen Beschwernissen ansiedeln durfte. Ferner gab es 5 römisch-katholische Kirchen, an denen Jesuiten thätig waren, die es durch List und Verschlagenheit dahin brachten, daß sie nicht nur eine Anzahl Bauern zum Uebertritt bewogen, sondern auch mehrere Edelleute für die katholische Kirche gewannen, ja sie wußten sich selbst den Herzog geneigt zu machen.

Kapitel IX.

Große Festlichkeiten in der Residenz.

Der Spätherbst mit seinen Stürmen war frühzeitig hereingebrochen und hatte einem ungewöhnlich frühen Winter Platz machen müssen. Regen, Schnee und anhaltender Frost bannte die Bewohner der Residenz in ihre Häuser. Im Schlosse aber traf man große Zurüstungen zu Hochzeit und Kindtaufe. Das schöne Fräulein von Puttlig, die Lieblingskammerdame der Herzogin, sah in einigen Tagen ihrer Vermählung entgegen; vorher aber sollte sie das Kind der Markgräfin von Hessen-Homburg zur Taufe tragen. An Stelle der Prinzessin von Orange, welche des Kindes Pathe sein sollte, erschien, als ihre Abgesandte, die Gräfin von Thurn, um das Kind aus der Taufe zu heben. Weil es nun Sitte war, daß die Mutter des Kindes in ihrem Schlafgemach die Gäste empfing, war das Letztere auf's Kostbarste geschmückt; die Markgräfin ruhte in einem silbergestickten Kleide auf einem mit Perlen und Goldblumen verzierten Bett, das oben ein Dach von weißem Atlas, mit Goldfranzen besetzt, trug. Ebenso kostbar als das Bett der Mutter, war die Wiege des Kindes; ein Behang von gelbem Atlas mit Goldstickerei und schweren Quasten umgab dieselbe. Reiche Teppiche bedeckten den ganzen Fußboden, und Tapeten aus schwerem Seidenbrocat bekleideten die Wände. Unzählige Lichte brannten in silbernen Kronleuchtern und strahlten in hohen Spiegeln wider, welche oben das Wappen Kurlands trugen.

Der Herzog Adolf von Mecklenburg war eingetroffen, und ein Gesandter des Fürsten Janos Radziwil vertrat seinen Herrn als Gevatter bei dem Kinde. Eine Ehrendeputation aus Riga erschien, um ihre Glückwünsche darzubringen. Die Festfreude wurde aber sehr getrübt durch das Unwohlsein des Herzogs; dieser hatte sich auf seinen Jagden einen starken Katarrh zugezogen, der ihn vollständig ans Zimmer fesselte. Deshalb eröffneten nun die Herzogin und die Gräfin von Thurn den Taufzug, und die üblichen Ceremonien fanden diesmal ohne den Herzog statt. Die Schleppe der Herzogin trugen die Fräulein von der Necke und von Scherstedt, beide in blaue, mit Silberspizen besetzte Gewänder gekleidet.

Ihnen folgten der Markgraf von Homburg und Prinz Alexander in reichgestickter Galackleidung; in ihrer Mitte schritt das Fräulein von Buttlitz, welche das Kind der Markgräfin trug; deren anmuthige Gestalt umwallte ein weißes, silberdurchwirktes Gewand. Dann kamen die Oberhauptleute, denen sämtliche Edelfräulein und herzogliche Kammerjunker folgten. Schallende Musik von Pauken und Blechinstrumenten empfing den glänzenden Zug. Die Kirche war gedrängt voll, und Blasius, der Schweizer, hatte Mühe, den Weg freizuhalten. Am Taufbecken stand der Superintendent Adolphi, welcher zu den Klängen der Orgel die feierliche Tauflitanei sang. Das Taufbecken, mit künstlichen Blumen umkränzt, hatte die Form einer großen Muschel und trug in seiner Mitte eine Fontaine, aus der das Wasser in feinen Strahlen herniedersprudelte. Das Fräulein von Buttlitz überreichte den Täufling der Gräfin Thurn und die Gevatter reihten sich nach Stand und Rang um dieselbe. Nach beendeter Taufe wurde das Kind den Pathen der Reihe nach gereicht, welche es mit Segenswünschen begrüßten. Oben von der Galerie tönnten liebliche Mädchenstimmen herab und sangen einen Preisgesang zu Ehren des fürstlichen Kindes. Hierauf erhob sich wieder die rauschende Kirchenmusik und der Zug trat seinen Rückweg an. Die Damen und Edelfräulein beglückwünschten die Markgräfin in ihrem Zimmer, dessen Thüren weit offen standen. Im Borgemach aber versammelten sich die Cavaliere, um dem Markgrafen

ihre Freude über die Geburt seines ersten Kindes zu bezeugen, welcher die Glückwünsche und feierlichen Prophezeiungen mit stolzer Freude und mit lustigen Bemerkungen entgegen nahm. Prinzess Sophie und Barbara Blomberg hatten sich dem Zuge nicht angeschlossen, sondern waren als Ehrendamen bei der Markgräfin geblieben. Wie ein Paar gütige Feen beugten sich die anmuthigen Gestalten über das Kind, um es zu segnen und zu küssen. Die Herzogin und die Gräfin von Thurn empfingen die Geschenke für den Täufling, welche ihnen der Kammerjunker Fölkersahm auf einem goldenen Präsentirtbrett überreichte. Die Prinzessin von Orange übersandte ihrem Pathenkinde einen kostbaren Ring und einen Pokal aus Gold, mit Edelsteinen verziert, der Herzog von Mecklenburg eine Rubinkette und eine Diamantrose, und daran reihten sich die Andern mit kostbaren Geschenken und Denkzeichen. Hierauf setzte der Hofmeister alle Geschenke auf die herzogliche Tafel, und Fölkersahm sprach in einer wohlgesetzten Rede im Namen der hohen Eltern des Kindes seinen Dank aus. Nach der Tafel ging es in den Tanzsaal, wo die Galatänze abgehalten wurden, während im Bankettsaal die Stände und Oberräthe beim Humpen zusammen saßen. Hier kreiste auch ein großer, von der Stadt Lübeck dem Herzog geschenkter Glaspokal, welcher ungefähr 1½ Flaschen faßte. In verschiedenen Abstufungen waren ihm 7 goldene Schmetterlinge eingebrannt, und in der Mitte stand die Inschrift: „Helf Gott, help hiezu!“ Der letzte Schmetterling wurde der Teufelsvogel genannt, und wer bis zu ihm in einem Zuge trank, gehörte zu den tapfersten Bechern. Menkul, der Kellermeister, schenkte ihn unzählige Male bis zum Rande mit echtem Ungarwein voll. Der Markgraf von Homburg kam fast 6 Mal bis zum Teufelsvogel, ohne davon besondere Beschwerde zu fühlen, und Thieß von der Recke, welcher dem Herzog von Mecklenburg zutrank, versuchte sich in ähnlicher Weise. So saßen die wackeren Herren in Fröhlichkeit bei einander, während im Tanzsaal die Musik zum Reigen spielte, und erst am lichten Morgen zerstreuten sich die Schloßbewohner in ihre Gemächer. Prinzessin Sophie hatte ihr Schlafgemach, da sie nicht am Tanze theilgenommen, gleich nach Mitter-

nacht ausgesucht. Else löste die Perlen aus dem Lockengewirr ihrer Herrin, die, in tiefe Gedanken versunken, schweigsam dasaß und es kaum merkte, daß Else die Juwelen in ein Kästchen verschloß und nun die aufgelösten Haare der Prinzess zu ordnen und zu flechten begann. Ein zufälliger Blick Sophiens traf jetzt den Spiegel und sie sah plötzlich, daß ihr Schützling mit bleichen Wangen und rothge- weinten Augen den Kopf tief niederbeugte, um sich ihren Blicken zu entziehen. Elsens Finger bebten, als sie gewahr wurde, daß sich die Aufmerksamkeit der Prinzess auf sie richtete und sie wandte sich jetzt, um nach beendetem Dienst das Zimmer zu verlassen.

„Bist Du krank, Kind? fragte Sophie, welche für Else mehr als die Gunst einer Herrin an den Tag legte; „ich vermisse Dein liebliches Geplauder, auch ist Dein Aussehen kummervoll. Drückt Dich eine Sorge? Sprich!“

„O, Herrin,“ sagte Else mit bebender Stimme, „ich empfang heute die Nachricht, daß Margarethe, mein Großmütterchen, schwer darniederliegt und in ihrer Krankheit nach mir verlangt.“

„Das ist mir leid, Else, und Du sollst gleich morgen zu ihr hin, obwohl ich Dich ungern bei den Vorbereitungen zur Hochzeit entbehre. Die andern Kammerfrauen leisten mir wohl dieselben Dienste, doch bin ich gewohnt, Dich um mich zu sehen. Jetzt geh' zur Ruh, und morgen in aller Frühe mache Dich auf den Weg zu Deiner Großmutter; mein Wagen soll Dich rasch an dein Ziel befördern.“

Else aber fand den Schlaf nicht und unterlag fast ihrem harten Geschick; mit aller Kraft kämpfte sie gegen ein mächtiges Gefühl, das ihre Seele erfüllte, und wenn es ihr bisher gelungen, die äußere Ruhe und Besonnenheit zu wahren, so sah doch die stille Nacht ihre Thränen und Schmerzen. Zu diesem bitteren Leiden gesellte sich noch eine Demüthigung der schmachvollsten Art, welche sie erlitten hatte:

Else begann mit den anderen Jungfrauen, welche die Herzogin in einer Mädchenschule bilden ließ, den Kirchengesang zu Ehren des Täufelings, als ihre Augen auf Lisbeth und Mine, des Amt-

manns Töchter, fielen, die ebenfalls zu dieser Feierlichkeit erschienen waren und oben auf der Galerie durch eine Bergünstigung des Orgelspielers Zutritt erhalten hatten. Mit freudigen Blicken schaute Else zu den beiden Schwestern hinüber, und als der Festzug die Kirche verlassen, trat sie ihnen mit freundlichem Gruß entgegen.

„Es ist gut, Else, daß ich Dich hier finde!“ flüsterte Mine; „so bleibt mir der schwere Gang in's Schloß erspart, wo ich Dich in diesem Freudentaumel schwerlich aufgefunden hätte;“ — sie zog Else in einen Winkel der Galerie, indem sie freundlich fortfuhr: „Hier, mein Kind, faßt uns die Zugluft weniger, und was wir mit einander zu sprechen haben, darf der Küster und selbst Lisbeth nicht hören.“

Lisbeth bog sich weit über die Galerie und schaute neugierig in die Kirche hinab, wo noch ein Häuflein der Gemeinde zurückgeblieben war, um dem Bespergottesdienste beizuwohnen.

„Seit wir uns nicht gesehen, Kind, bist Du größer, doch blasser geworden, und der Glanz Deiner hübschen Augen ist geschwunden,“ begann Mine, während ihre Blicke prüfend auf der Gestalt des Mädchens ruhten; „nun sage mir doch, wie es Dir hier erging —“ und sie faßte eine der Hände Elsens und zog diese näher zu sich heran.

„O, die Prinzess ist gut und edel und hat soviel Geduld mit mir!“ sagte Else erregt und eine leichte Röthe belebte ihre bleichen Wangen.

„Nun, nun, mein Kind, Du bist ja fleißig und geschickt; doch — was ich sagen wollte —“ Mine stockte — „ja, Else, siehst Du, am Hofe darf man nicht zu freundlich mit dem Mannsvolk sein, und wenn Dein liebebedürftiges Herz nun einmal Etwas zu lieben haben muß, so wähle Dir einen Mann, der Dir gleichsteht und der es ehrlich mit Dir meint. Magst Du den Müller nicht, der Dich so lange mit ausdauernder Liebe verfolgt, so giebt's ja noch viele Andere Deinesgleichen, und Deine Pflicht ist es, dem Gerede bald ein Ende zu machen!“

Else maß sie mit erstaunten Blicken und schaute sie eine Weile

betroffen an, als wollte sie sich versichern, daß diese Worte wirklich von des Amtmanns Tochter gesprochen worden; sie lächelte mit bleichen Lippen und sagte dann langsam:

„Ich verstehe Euch nicht, Jungfer Mine!“

„O, thu' nicht so unschuldig wie ein neugeborenes Kind, Mädchen!“ sagte Jene erregt, und die Ader an ihrem Halse schwellte bedrohlich auf; „höre mich ruhig an! Du bist in den Jahren, wo man bei gewissen Angelegenheiten einen klaren Blick haben muß. Ich habe Dein Bestes im Auge und weiß, daß die glatten Worte der Hofcavaliers für ein so junges Blut, wie Du bist, eitel Fallstricke sind, und je länger Du am Hofe bist, desto weniger paßt Du für Deinen Stand und bist später ein hilfloses Bäumchen, das vom Sturm hin- und hergeweht wird. Es ist nicht gut,“ fuhr Mine fort, und ihre grauen Augen hefteten sich streng auf Elsens bleiche Züge, „daß man Deinen Namen zusammen mit dem des Prinzen nennt; es ist noch schlimmer, daß derselbe Dich auf der Falkenjagd durch den Bach getragen. Der geschäftige böse Leumund macht allerlei Schlimmes daraus.“

Unbeweglich stand Else da; es war über sie jene Starrheit gekommen, die sich ihrer stets bemächtigte, wenn sie einer gewaltigen Gemüthserschütterung unterlag. Es war wiederum die steinerne Jungfrau, die vor Mine stand. Keine Muskel ihres Gesichts zuckte; das Haupt auf die Brust gesenkt, war sie anzuschauen, wie ein Bild des tiefsten Leides, oder der größten Schuld.

Mine glaubte das Bektere zu sehen und nahm Elsens schweigsame Haltung für ein Zugeständniß ihrer Schuld. Sie fuhr, ihres Sieges gewiß, eifrig fort, Elsen die Gefährlichkeit ihrer Stellung begreiflich zu machen, doch wurde sie jetzt von Lisbeth unterbrochen, die sich ihnen genähert. Diese begriff, als sie Elsens entstellte Züge sah, daß es sich hier um etwas Ungewöhnliches handele. In einer Art von Mitgefühl sagte sie:

„Du hast vergessen, Schwester, daß es heute sehr kalt ist und Else nur ein wollenes Tuch um ihre Schultern trägt, während wir besser versorgt sind. Auch sagte mir der Küster eben, daß er dem

Pofain-Müller begegnet sei, der sich in's Schloß begeben, um Else loszubitten, damit er sie zur kranken Großmutter heimführe.“

„O, mein Gott, auch das noch!“ stöhnte Else leise; sie wandte sich und wollte ohne Gruß und Abschied davon. Sie vergaß über dies neue Leid die Nähe ihrer Peinigerin. Diese hatte, wie sie glaubte, vollständig ihren Zweck erreicht und wollte nun auch ihr Mitleid zeigen.

„Höre, Elsklein,“ sagte sie gütig, „ich wollte Dir noch einen Trost auf den Weg mitgeben. Sollte es mit der Großmutter zu Ende gehen, so wirst Du Dich im Schlosse nicht mehr behaglich fühlen; Du darfst dann zu mir nach Neugut kommen, wo ich Dich mit der Wirthschaft vertraut machen will. Auch kannst Du mir bei den Zurüstungen zur Hochzeit meines Bruders zur Hand gehen und dafür bei mir Schutz und Obdach finden. Zu den Vornehmen gehörst Du doch einmal nicht, und je länger Du unter ihnen weilst, desto mehr Demüthigungen und bittere Erfahrungen werden Dein Loos sein.“

Bei dieser Eröffnung zuckte Else unmerklich mit den Wimpern, und ihre zitternden Finger zerknitterten das schöngeschriebene Festlied, daß sie in der Hand hatte.

„Nun, Else, hast Du gar keine Antwort und keinen Dank für die Güte meiner Schwester, und freust Dich nicht das Glück meines Bruders, der Marie, des reichen Annenburg'schen Amtmanns Tochter, zu ehelichen gedenkt?“ fragte Lisbeth empfindlich.

„Laßt mich fort!“ preßte Else hervor, „meines Bleibens ist hier nicht länger!“ Und sie eilte die Stufen hinab und verschwand unter den neu hinzuströmenden Andächtigen. Mine aber sank auf die Knie nieder und pries Gott, daß es ihr gelungen, diese Schmach von ihrer Familie abzuwenden. Lisbeth stand in Gedanken versunken und erwachte erst dann aus ihren Träumen, als der Glöckner den Bespergottesdienst einläutete, und der Küster mit dem sanften Klang des neu beginnenden Liedes einfiel.

Im Schlosse ging es hoch her, und Else schlich unbemerkt durch das Gewirr der Zuschauer und Taufgäste. Mit besflügelten

Schritten eilte die Dienerschaft in reger Thätigkeit hin und her und an Elsenz Kämmerlein vorüber; Niemand vermifste, Niemand kümmerte sich um sie. Es war ihr kaum erinnerlich, wie sie ihr Gemach erreicht; hier aber sank sie kraftlos nieder und weinte bitterlich. Alle Starrheit löste sich in einen Strom heißer Thränen auf.

„Herr, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ stöhnte sie; was that ich den Menschen, daß sie mir nur Schlimmes zufügen? O, wie thöricht war ich, zu glauben, daß Er es ernst gemeint! Wie habe ich gelitten, als ich ihn aufgeben mußte, und nun hat Er mich so schnell vergessen können! Du, Margarethe, wirst mich nun auch verlassen, ich aber will nicht länger unter den Menschen leben, wenn Du nicht mehr unter ihnen bist!“

So jammerte Else in unendlichem Weh, während die fröhlichen Töne der Tanzmusik an ihr Ohr schlugen, und Lachen und lautes Stimmengewirr zu ihr herüberdrangen. Dort herrschten Freude und lauter Jubel, während hier in bitterem Kummer, ein einsames, vom Geschick verfolgtes Menschenherz rang, das doch auch ein Anrecht auf Glück und Sonnenschein hatte.

Lange überließ sich Else ihrem Schmerze. Endlich erhob sie sich still und gefaßt; es war schon spät und der Abenddienst bei der Herrin mußte beginnen. Da klopfte es leise an die Thüre, und eine wohlbekannte Stimme rief:

„Seid Ihr daheim, Jungfer Else? Macht auf, ich bin's, der Schweizer, und habe Euch eine Nachricht zu bringen, welche für Euch von Wichtigkeit ist!“

Else schob den Riegel zurück, und Blasius trat in das Gemach.

„Mit Verlaub, Jungfer!“ sprach er und blieb höflich grüßend vor ihr stehen; „meiner Treu, das Suchen nach Euch ist mir nicht leicht geworden! Habe den Pokain-Müller draußen. Der Bursche hat's eilig, zu Euch zu gelangen. Ließ aber den schlimmen Wicht warten, fintemalen Eure Neigung zu ihm nicht groß ist. Mit der Großmutter, Jungfer Else, geht's nicht gut. Nehmt's Euch aber nicht allzusehr zu Herzen! Meiner Treu, das wäre mir leid!“

Und er schaute Else mitleidig an.

„Herr Schweizer!“ antwortete diese, „habt Dank für Eure Mühe! Morgen in aller Frühe begeben sich mich, mit Erlaubniß der Prinzess, zur kranken Großmutter. Dem Müller aber sagt, daß er meiner nicht harre, weil mir die Stunde unbekannt ist, da ich diesen Weg antreten darf.“

„Konnt's mir wohl denken!“ brummte Blasius; „Gott befohlen, Jungfer! Dem Müller soll seine Botschaft werden, denn das ist bald gesagt!“

Und Blasius wandte sich, noch einen Blick auf Else zurückwerfend, und verließ langsam das Zimmer. —

Als Else von der Prinzessin zurückgekehrt war und wieder in schmerzliches Sinnen versank, vernahm sie plötzlich die Stimme Lisbeths, welche athemlos nach ihr fragte.

„Sie ist drinnen!“ hörte sie Blasius antworten; gleich darauf erscholl ein leises Klopfen, und bittend sagte Lisbeth:

„Daß mich zu Dir, Ellein, denn ehe ich mit der Schwester heimkehre, muß ich Dich noch sehen!“

Else öffnete zaghaft und hätte in diesem Augenblick Viel gegeben, wenn ihr ein abermaliges Begegnen mit Lisbeth erspart worden wäre. Die Dämmerung, welche inzwischen eingetreten war, gab ihr aber den Muth, mit Fassung Lisbeth zu empfangen; Jene trat ein und ließ sich erschöpft auf einen Stuhl nieder.

„Daß Du's weißt, das Mitleid trieb mich zu Dir! Du solltest Dich der Großmutter wegen nicht allzusehr härmen. Ich glaube, Du bist krank, und der weite Weg bis zu ihr könnte Dir Schaden bringen.“

„Sorgt Euch nicht, Jungfer Lisbeth!“ unterbrach sie Else, „die Güte der Prinzess hat mir den Weg zur Großmutter leicht gemacht!“

Eine Pause entstand, während welcher sich Lisbeth ihr Tüchlein zurecht strich; dann sagte sie:

„Höre, Else, ich glaube, Mine, meine Schwester, hat Dich zu hart angelassen; ich kam zu Dir, damit Du keinen Groll mitnimmst;

Du warst mir stets eine gute Gefährtin und Hermann, mein Bruder, war ja auch immer gütig gegen Dich."

"Oh, das werde ich stets in der Erinnerung behalten!" entgegnete Else wehmüthig.

Es trat abermals eine Pause ein. Die Dunkelheit im Zimmer war so groß, daß sich die Beiden kaum erkennen konnten; nur von draußen her fiel ein matter Lichtschimmer auf Elsens Gestalt.

"Reiche mir Deine Hand, Else!" sagte Lisbeth und nahm die kalten Finger Elsens zwischen die ihren, „sieh, meinethwegen hättest Du wohl auch meines Bruders Frau werden können. Er hätte Dich wohl liebgewonnen und Dir niemals wehthun können, wie's bei mir der Fall ist; und Du bist ihm ja wohl auch gut?"

"Wir Menschen," unterbrach Else sie hastig, „sollen ja Alle einander zugethan sein. Das lehrte mich Margarethe von Kindesbeinen an, und dieses Anrecht hat Euer Bruder, wie Alle, mit denen mich mein Schicksal zusammengewürfelt."

"So hast Du ihn nie geliebt, und der Wunsch, sein Weib zu werden, hat in Deinem Herzen nie Raum gewonnen?" forschte Lisbeth eifrig; sie sah, dank der tiefen Abenddämmerung, nicht die Bluth, die jetzt auf den Wangen Elsens aufstieg; mit Ueberwindung entgegnete diese:

"Wie mögt Ihr so eifrig forschen nach dem, was ein einsames Mägdlein erfüllt? Es wendet sich die junge Blüthe dem Lichtstrahl zu und verwelkt, sobald ein böser Reif auf sie fällt. Was ich fann, ist längst vergessen." Ihre Stimme verklang leise; nach einer Pause fuhr sie fort: „Jungfer Lisbeth, die Zeit ist da, wo die Herrin meiner wartet. Lebt wohl!" Und sie zog Jene bis zur Thür mit sich.

"Else, Else!" flüsterte Lisbeth mit bebender Stimme, „ich will gut machen, was Mine mit ihrer Härte an Dir verbrochen! Sprich ein Wort und ich will Alles für Dich thun!"

"Wenn der Edelstein auf der Gasse läge," sagte Else, „daß ein Feder nach ihm greifen könnte, so wäre sein Werth dahin; die Perle auf Meeresgrund ist edel, sie ruht und schweigt, und wer sie würdig

erringt, dem allein giebt sie sich zu eigen, dem allein dient sie zum Schmuck. Und nun geht, Lisbeth, geht, Gott schütze Euch! Sagt Euren Geschwistern, daß ich für ihr Wohl bete!"

Sie küßte Lisbeth und schloß die Thüre auf, um sie hinaus zu geleiten. Vor der Schwelle stand die breite Gestalt des Müllers, der kaum noch Zeit hatte, sich zurück zu ziehen. Er faßte sich und begann:

"Dem Schweizer konnte ich nicht Glauben schenken, Else, daß es Dir Ernst damit sei, allein den Weg nach Pokain zu machen." Und er trat dicht vor Else hin. Die helle Beleuchtung der Halle blendete diese fast, als sie hinaustrat, doch faßte sie sich und sagte ruhig:

"Meine Herrin schickt mich nach ihrem Ermessen. Genug — die Großmutter soll mich bald bei sich sehen. Und nun gute Nacht Jan, ich muß jetzt zur Prinzessin!"

Lisbeth einen Gruß zulächelnd, verschwand sie in einem Seitengange, der in die Gemächer der Prinzessin führte.

"Daß Dich die Pest, Du hochmüthige Närrin!" knirschte Jan und zerdrückte seinen Hut zwischen den geballten Händen. Sein zorniger Blick fiel jetzt auf Lisbeth, die wie angebannt vor ihm stand.

"Wo hinaus will die Jungfer?" fragte er barsch, als sie erstarrt, wie vor den Blicken einer Klapperschlange, erschrocken zu ihm aufschaute; "— wenn ich nicht irre, so ist Sie des Amtmanns zweite Tochter?"

"So ist es", antwortete Lisbeth schüchtern; "ich sah Euch wohl auch schon!"

"Sollt mich noch oft sehen!" brummte Jan unwirsch. Lisbeth entfernte sich bestürzt und wollte sich eben durch eine Schaar Bedienter den Weg nach außen bahnen, als eine Abtheilung Söldner, den Büttel voran, sich durch die Menge Bahn brach und auf Jan zuschritt.

"Müller," sagte der Büttel, "im Namen des Herzogs, Ihr feid mein Gefangener!"

Eine augenblickliche Blässe überzog das Gesicht des Müllers; er fing an zu protestiren und betheuerte laut, er habe sich nie Etwas

zu Schulden kommen lassen; nichts desto weniger nahmen ihn die Söldner in ihre Mitte, der Büttel schwang seinen Stecken, um sich Platz zu machen, und zum Staunen der Anwesenden ging es in aller Eile mit dem Müller hinaus zum Schloßthor.

Der neuauflühende Morgen sah Jan im Gefängniß; Else aber zog in einem kleinen, mit munteren Rossen bespannten Gefährt gen Pokain zur kranken Großmutter.

Im Gemach der Prinzess Sophie stand Barbara im festlichen Schmuck und harrete ihrer Freundin, an deren Toilette die Kammerfrauen eben die letzte Hand legten. Barbara überstrahlte heute die große Anzahl der Edeldamen, und selbst die Braut schien sie durch ihre Erscheinung zu verdunkeln. Ihre anmuthige Gestalt war in eine Wolke von Silbergaze gehüllt, und eine Krone aus Wasserlilien, in welcher Thautropfen aus Edelsteinen glänzten, zierte ihr anmuthiges Haupt. Mit Bewunderung ruheten Sophiens Blicke auf ihrem Liebling; sie zog Barbara zu sich heran und flüsterete:

„Wie schön Du heute bist, Barbara! Wenn Er kommt, um Dich in die Reihe der Brautjungfern zu führen, mein Kind, so sei nicht so kalt gegen ihn; er ist der schönste Cavalier unseres Hofes und wohl auch einer der Klügsten und Besten. Ihr Beide werdet Neid erregen, die Damen werden Dich um den Adonis des Hofes beneiden, und die Cavaliere ihn um die schönste Rose Kurlands.“

„Du Schmeichlerin!“ entgegnete Barbara; „wie magst Du mich nur so eitel machen! Doch wenn ich Dich nicht hätte, geliebte Sophie,“ flüsterete sie, „ich hätte meinen Kummer nicht allein zu tragen vermocht.“

„Denke heute nicht an die Vergangenheit, mein Kind!“ entgegnete die Prinzessin; „sei heiter, sei glücklich im günstigen Augenblick, und die Zukunft wird Dir noch schön und reich erblühen! Sieh, mein Liebling, ich bin glücklich in der Vergangenheit, und es ist mir genug, mich süßen Erinnerungen hingeben zu können. Komm, die Kammerfrauen sind fort, und bis zum Beginn der Ceremonie haben wir noch fast eine Stunde Zeit. Mein Page meldet uns

die Kammerherren, und bis Földersahm kommt, Dich mir zu entführen, plaudern wir noch ein wenig.“

Sophie umschlang Barbara und zog sie zu sich auf ein niederes Tabouret, welches in einer Laube von blühenden Bäumen stand. Draußen fiel dichter Schnee, hier im Zimmer aber brannte ein helles Feuer im Kamin und verbreitete eine angenehme Wärme. Ein bunter Vogel wiegte sich über den beiden schönen Frauen und unterbrach dann und wann mit seinem Geschwätz das halblaute Geflüster der Freundinnen.

„Heute will ich Dir, da es mir so um's Herz ist, die längstversprochenen Aufschlüsse geben,“ begann Sophie, „und Du wirst endlich begreifen, was mich bestimmt hat, unvermählt zu bleiben und das Amt einer Aebtissin von Herford für später anzunehmen. Neige Dein Ohr zu mir, geliebte Barbara, und was ich jetzt hineinflüstere, bleibe immerdar ein Geheimniß zwischen uns. Zwar ist noch eine dritte Person damit vertraut, und wenn sie es der Herzogin offenbart, so offenbart sie es ihrer Freundin, wie ich es Dir thue. Unsere Kanzlerin, die Mutter des Hofcavaliers Földersahm, wurde durch die Verhältnisse meine Vertrante, und ich habe niemals zu bedauern gehabt, daß ich den Rath und den Schutz der mütterlichen Freundin in Anspruch genommen. Vor 8 Jahren erhielt, wie Du weißt, die Herzogin eine Aufforderung von der Prinzessin von Orange, mich, für die sie eine besondere Vorliebe hatte, mit der Kanzlerin Földersahm zu ihr zu schicken, damit ich mich dort in Sprache und Tournüre vervollkommene. Die Prinzessin hatte seit einiger Zeit, ganz in der Nähe von Versailles, ein Lustschloß gekauft, dessen Lage reizend war. In der That fühlte ich mich auch dort wie in einer fremden Feenwelt; Alles reich, schön, glänzend; der Ort einsam und abgeschieden; Springbrunnen und chinesische Pavillons, hohe, abenteuerlich verschnittene Taxushecken, hellglänzende Seen, auf denen große Schwäne sich majestätisch wiegten. Außer einem Schwarm Bedienter, die geschäftig hin und her eilten, waren wir die einzigen Bewohner dieses Schlosses. Unsere Einsamkeit aber wurde oft unterbrochen durch die Marquise von Beauchamp, eine

Freundin der Prinzeh, die uns mit zwei reizenden Töchtern meines Alters besuchte. Mit den Letzteren befreundete ich mich rasch, und bald erschallten fröhliches Lachen und muntere Lieder in den stillen Gängen des einsamen Parkes. Eines Tages befanden wir uns auf einem grünen Rasenplatz mit unsern Federbällen. Der Meinige flog weit vor mir her, und bald hatte ich meine Gespielinnen hinter mir. Immer weiter trieb ich meinen Ball, und ehe ich mich dessen versah, war er fort über die Tagushecke. Unschlüssig stand ich da und fragte mich, was hier zu thun sei, und schon wollte ich zu meinen Gespielinnen zurückkehren, als sich die Zweige auseinanderbogen und ein lächelndes Männerantlitz mit herrlichen Augen, langem, lockigem Haar und schelmischem aber gütigem Blicke zu mir herüberschaute.

„Was wird mir zum Lohn, wenn ich Euch Euren Flüchtling wieder ausliefere?“ fragte er leicht grüßend und hielt den Ball empor.

„Das Goldstück, das ich in meiner Tasche trage,“ entgegnete ich muthwillig; denn dies war ein Angebinde meiner Pathe und ich hielt es für ein ehrenvolles Geschenk.

Die Lippen des Unbekannten kräuselten sich spöttisch, und er zog seine Hand zurück.

„Zu wenig!“ sagte er.

„Ei, mehr giebt es nicht!“ sagte ich keck; „ich besitze nur eins!“

Neben ihm tauchte jetzt ein anderer Männerkopf empor; ein greller Gegensatz, denn ein häßlicheres Menschenangesicht glaubte ich noch nie gesehen zu haben. Es war nicht zu bestimmen, ob der Mann alt oder jung war; sein Gesicht hatte die Physiognomie eines Hundes, und wenn zwei große, kluge Augen nicht so schön unter der Allongeperrücke hervorgeschaut hätten, so wäre ich vor Furcht bald quersfeldlein gelaufen.

„Schau, Baptiste,“ sagte der schöne Fremdling, und ein Wink mit den Augen mochte wohl als Verständigung zwischen den Beiden dienen, „was gebührt wohl dem Finder, wenn dieser Ball da einem schönen Kinde gehört?“

„Das ist selbstverständlich,“ sagte der Andere, „ein Kuß als Lösegeld!“ Und zwei Reihen weißer, herrlicher Zähne bligten mir aus seinem breiten, häßlichen Munde entgegen.

„Dem da?“ fragte ich unartig und schüttelte mich vor Schrecken, indem ich auf den mit der Monongenperrücke wies.

„Nein, diesem hier!“ entgegnete der junge Unbekannte, indem er mit einer Verbeugung auf sich wies. Beide brachen in helles Lachen aus.

Da tönten laute Stimmen hinter mir.

„Sophie, Sophie, wo bist Du?“ rief die Kanzlerin, welche in Begleitung meiner Gespielinnen mir entgegenkam. Mit beschleunigten Schritten eilte ich den Pfad zurück in die Arme meiner Freundin.

In den nächsten Tagen machten wir die Reise nach Paris und besuchten dort das Theater, wo «L'école des femmes» gegeben wurde; der Verfasser des Stückes erschien unter den Handelnden auf der Bühne, da er selbst eine Rolle übernommen hatte. Auf den ersten Blick erkannte ich in ihm den Fremden mit der Monongenperrücke. Hier aber vergaß ich seine Häßlichkeit, und die Bewunderung riß mich hin, in den lauten Jubel der übrigen Zuschauer mit einzustimmen. Voll von angenehmen Eindrücken kehrten wir zurück. Ein unbestimmtes Gefühl hatte mich abgehalten, der Kanzlerin mein zufälliges Begegnen mit den beiden Fremden mitzutheilen. Das kleine Abenteuer war das erste Geheimniß, das ich mit mir herumtrug und das vielleicht eben deshalb einen unwiderstehlichen Reiz für mich hatte. Mein Weg führte mich fast täglich nach der verhängnißvollen Taxushecke, aber ich kehrte stets zurück, ohne den Unbekannten wieder gesehen zu haben. Eines Tages hatte ich, die Schürze voll Rosen, einen einsamen Pavillon am andern Ende des Gartens aufgesucht, um meiner geliebten Földer sahm zum morgenden Geburtstage einen Kranz zu winden. Das Bild des jungen Fremden lebte noch frisch in meinem Gedächtniß, und ich dachte eben daran, daß er doch der Schönste von all den Männern sei, die mir bis jetzt zu Gesicht gekommen. Dabei sang

ich mit lauter Stimme eine jener reizenden Chansonnetten, welche mich meine neuen, jungen Freundinnen gelehrt hatten. Das kleine Fenster des Pavillons war von dichten Nebengewinden überzogen, und ein grüner Schimmer verbreitete sich über alle Gegenstände. Plötzlich drang mir ein heller Lichtstrahl in's Gesicht, die Nebel wurden hastig aus einander gebogen, und am Fenster erschien — mein Unbekannter.

„Ah, Mademoiselle verzeiht!“ rief er mit einer leichten Verbeugung, „ich suche Euch schon seit acht Tagen, um den gefundenen Ball endlich seiner Eigenthümerin auszuliefern zu können. Die Gesetze unseres Landes verbieten es, fremdes Gut länger als drei Tage zu behalten. Somit bin ich bereits der Strafe verfallen, obgleich dieser köstliche Ball die Brücke zu unserer Bekanntschaft geworden ist.“

Bei diesen Worten saß er bereits zu meinen Füßen auf einem umgestürzten Gartenstuhl und reichte mir die Rosen, welche in bunter Unordnung umherlagen, in kleinen geordneten Sträußchen zum Kranz. Es war jetzt nicht mehr die Rede von dem Einlösungskuß, was mir ungemein gefiel und mich meinem Cavalier gegenüber zutraulicher machte. Wir plauderten von dem klugen Schauspieler, welchen er Molière und seinen Freund nannte, von schönen Pferden und klugen Hunden, die er wohl in großer Auswahl haben mochte, und die zu seinen Lieblingsthieren gehörten. Auch schilderte er mir seinen Park, der um Vieles größer und mit höhern Springbrunnen und freundlicheren Spaziergängen versehen sei, als der unsrige; dabei wuchs der Kranz unter meinen Fingern zur Riesengröße an, bis ich ihn mit dem letzten Blättchen, das ich aus seiner Hand empfang, schloß. Seine Rede war so einfach, ich möchte sagen, jedem Kindergermüthe zugänglich; ich fühlte, daß es ihm Freude machte, seine Schilderung meinem jugendlichen Auffassungsvermögen anzupassen, und daß er sich unendliche Mühe gab, mein Interesse zu fesseln. Dabei fragte er mich weder nach Stand, noch nach Namen, und ich kümmerte mich eben so wenig um den seinigen. Es war mir genug, ihn sprechen zu hören, und die leichte, schwa-

leresste Manier, die natürliche Anmuth seiner Bewegungen verriethen mir, daß ich es mit dem liebenswürdigsten Manne der französischen Noblesse zu thun habe.

„Au revoir, Mademoiselle!“ sagte er und küßte mir galant die Fingerspitzen, nahm eine vergessene Rose, die mir zu Füßen lag, steckte sie auf seinen Hut, schwang sich lächelnd zum Fenster hinaus und war im Nu meinen Blicken entschwunden. Unwillkürlich erhob ich mich, um hinauszuschauen, nach welcher Richtung er verschwunden war und wo hinaus das Fenster mündete. Es war ein schmaler, mit Rasen überwachsener Weg, welcher wahrscheinlich selten von Fahrenden und Fußgängern benutzt wurde, und, so weit mein Auge reichte, sich in ein kleines Giebelgehölz verlief. Du kannst Dir denken, theure Barbara, daß der Kopf eines kaum sechszehnjährigen Mädchens das Alles schwer zu fassen vermochte, und doch war Alles so natürlich, so schnell gekommen; bald aber überfiel mich ein banges Zagen, und ich ging gesenkten Hauptes und klopfenden Herzens in's Schloß zurück, ohne den Muth zu haben, meiner Beschützerin mein Geheimniß zu entdecken. Täglich aber gewann ich so viel Zeit, unbemerkt einige Minuten in der Nähe des verhängnißvollen Pavillons zu verweilen. Zuweilen lag eine fremdländische Blume auf dem Boden desselben, an welcher ein seidenes Band, mit goldenen Lettern bedruckt, hing, das mir einen Gruß des Unbekannten brachte.

So mochte ein Theil des Sommers hingeschwuunden sein, bald sah ich ihn in Begleitung seines Freundes, bald allein, und unsere Unterredungen, welche durch die Anwesenheit Molières oft eine sehr interessante Wendung nahmen, waren stets ungezwungener, freundschaftlicher Art. Selbst wenn ich mich mit meinen Gespielinnen im Park befand, bemerkte ich, das Einer oder der Andere von ihnen uns beobachtete, was von der Fahrstraße aus leicht geschehen konnte, da der Park von derselben nur durch ein Eisengitter getrennt war. Meine Gespielinnen hatten schon längst bemerkt, daß mein jugendlicher Muthwille geschwunden war, obwohl ich mich ihnen gegenüber stets freundlich und heiter zeigte. Unsere Spiele, die mir sonst so viel Freude gemacht, verloren für mich ihren Reiz, und so sehr ich meine

Freundinnen liebte, zog ich doch die Einsamkeit vor, um ungestört meinen Gedanken nachhängen zu können. Es war bei mir längst beschlossen, der Kanzlerin Alles anzuvertrauen, nur fand sich keine Gelegenheit dazu, und eine gewisse Bangigkeit hielt mich ab, mein Vorhaben auszuführen. Eines Tages erhielt die Prinzessin von Orange ein Schreiben von der Herzogin, welches ihr anzeigte, daß der Silberwärter Brandt binnen 3 Wochen nach Frankreich kommen werde, um mich mit der Kanzlerin heimzuführen. Diese Nachricht, die mich sonst mit Freuden erfüllt hätte, war jetzt eine Trauerbotschaft für mich; ich hatte nicht daran gedacht, daß es so bald eine Trennung von ihm geben könne. Nie hatte er mich durch eine übereilte Bärtlichkeit erschreckt, nur einmal, zum Abschied, hatte er einen Kuß auf meine wallenden Haare gedrückt, mich aber dabei, wie um Vergebung flehend, angeschaut, so daß ich ihm nicht zürnen konnte. Dstmalß hatte er in mir den Gedanken angeregt, mich durch die Prinzessin von Orange bei Hofe einführen zu lassen. Wenn ich ihn dann erstaunt ansah, sagte er:

„Nun ja, mein Vater ist königlicher Stallmeister, und ich würde durch Vergünstigung dann auch dort Zutritt erlangen. Dann gäbe es für uns keine Trennung mehr, Charlotte!“ flüsterte er; ich hatte ihm meinen wahren Stand und Namen nicht genannt, sondern ließ ihn glauben, daß ich eine Nichte unserer Kanzlerin sei, welche der Prinzessin einen Besuch abstatte. Da ich ihn für einen einfachen Junker, den Sohn irgend eines Landedelmannes hielt, so sollte uns der Standesunterschied im Umgange nicht trennen. Ich hatte überhaupt nie an eine Zukunft gedacht, und mein größtes Glück war der Augenblick, in dem ich ihn sah und in seiner Nähe weilte. Jetzt sollte das mit einem Schlage anders werden, ich sollte mich trennen vor ihm, für immer mich trennen! Diesen Gedanken vermochte ich nicht zu fassen. Jetzt erst begriff ich, daß ich diesen Mann mit ganzer Seele liebte!“

Sophie hielt inne und blickte eine lange Weile in Gedanken verloren vor sich hin.

„Arme Freundin!“ flüsterte Barbara und streichelte die schlanken, lilienweißen Hände der Prinzessin.

„Nun höre weiter! Am Nachmittag desselben Tages saß ich im Pavillon, hielt das verhängnißvolle Schreiben auf meinen Knien und helle, heiße Thränen überströmten meine Wangen.“

„Ma chère, petite Charlotte!“ flüsterte eine liebe, wohlbekannte Stimme, und mit einem Schrei, ohne zu wissen was ich that, flog ich in seine Arme.

„Wir müssen uns trennen, Landri, so hatte er sich mir genannt, für immer! für ewig!“ rief ich und brach in leidenschaftliches, krampfhaftes Schluchzen aus. Er streichelte leise meine Locken, mit fast väterlicher Bärtlichkeit lehnte er mein Haupt an seine Brust und flüsterte mir sanfte, liebe Worte in's Ohr. Endlich kamen wir überein, in dreien Tagen zusammenzutreffen; er wollte mir dann seinen Entschluß mittheilen und ich ihm mit Bestimmtheit sagen, ob ich gesonnen sei, mich ihm vollständig anzuvertrauen; ich wollte ihm die Wahrheit gestehen, wollte ihm sagen, wer ich sei, als ich den angstvollen Ruf der Kanzlerin vernahm, welche mich zu suchen kam. Noch einen Händedruck, und ich flog den Gang hinunter, meiner mütterlichen Freundin entgegen.

„Kommen Sie, Sophie,“ sagte sie, „machen Sie Toilette, es ist Besuch da. Der Marquis de la Ferrière kommt, um seine Aufwartung zu machen.“ Und sie zog mich eilig mit sich fort.

Der Marquis war ein alter Herr, ein Vetter der Prinzess von Orange, der, aus Belgien eingetroffen, bei den Verwandten zu verweilen gedachte. Man hatte wenig Zeit, auf mich zu achten, was mir sehr gelegen kam; auf diese Weise gewann ich Zeit, mich zu sammeln und Ruhe zu gewinnen. Der Kanzlerin konnte ich mein Anliegen nicht entdecken; am andern Tag traf die Familie Beauchamp zu einem glänzenden Diner ein, das die Prinzess von Orange veranstaltete. Nach Beendigung desselben begaben wir uns Alle auf das Belvédère des Schlosses, von wo aus man eine herrliche Aussicht genoß und die ganze Fahrstraße über sah, die nach Versailles

führte. Da wurde unsere Unterhaltung durch klingendes Spiel und Pferdegetrappel unterbrochen.

„Dort kommt der königliche Jagdzug!“ rief der Marquis von Beauchamp, und wir Alle lehnten uns erwartungsvoll über die Galerie hinaus. Es nahte ein glänzender Zug von Cavalieren und Damen, und, umgeben von einem Trupp der angesehensten Hofleute, ritt der junge König einher; ein Zug von Jägern und Troßbuben bildete das Gefolge. Die Gestalt des Monarchen erinnerte mich unwillkürlich an die meines Freundes; das Herz stockte mir in der Brust, ich vermochte kaum zu athmen. Jetzt sah er herauf; ein langer Blick traf mich; er grüßte freundlich, wir dankten mit tiefer Verneigung, und der glänzende Zug war vorüber. Alle Besinnung war mir geschwunden; ich sah starr vor mich hin und hatte nicht die Kraft, das Belvédère zu verlassen; erschöpft sank ich auf einen Stuhl. Zum Glück achtete Niemand auf mich, denn man erging sich in Bewunderung des einen oder des andern Cavaliers, oder einer weiblichen Hoffschönheit. Vor Allen aber pries man den Geist und die Anmuth des jungen Königs. Endlich gelang es mir, mich still zu entfernen; auf meinem Zimmer angekommen, gab ich meinen Kammerfrauen den Befehl, mich für den folgenden Nachmittag krank zu melden.

Der Tag unserer Abreise rückte immer näher. Die Stunde, welche für unsere Zusammenkunft bestimmt war, verfloß, ohne daß ich Kraft und Muth hatte, mein Versprechen zu erfüllen. Und wozu sollte das auch führen? Ich wußte jetzt, daß es der König war, der mein ganzes Herz besaß; ich durfte mich dieser Neigung nicht hingeben, der König war vermählt und für eine kleine kurländische Prinzessin unerreichbar. Obwohl Frankreich mit dem Herzoge ein Bündniß geschlossen, und Ludwig meinem Vater achtungsvoll zugethan war, so hatte das Geschick uns bereits getrennt, und eine Verbindung war unmöglich. Die kleinen galanten Abenteuer, die der König im Laufe seiner Regierung hatte, waren mir nicht zu Ohren gekommen, denn man vermied es am herzoglichen Hofe, in unserem Beisein von dergleichen Dingen zu reden. Der franzö-

fiſche Hof war nicht nur das Muſter aller andern Höfe, auch bei uns galten franzöſiſche Künſte, Sitten und Moden für maßgebend. Der König von Frankreich war ein Bild männlicher Vollkommenheit, und unfere Cavaliere beſtrebten ſich, ihm nachzueifern. Ich vermochte es daher nicht zu faſſen, daß dieſer gefeiertſte Mann Frankreichs ſo viel Intereſſe für ein, kaum dem Kindesalter entwachſenes, Mädchen zeigen konnte. Es drängte ſich mir der Gedanke auf, daß ich ein Spielball ſeiner königlichen Laune geweſen, und mein Stolz empörte ſich dabei. Im nächſten Augenblick aber gedachte ich der Wahrheit, welche ſich in ſeinem ganzen Weſen ausſprach, erinnerte mich ſeiner Blicke, in welchen eine ganze Welt von Liebe und Rechtschaffenheit gelegen, und dann bereute ich ſchmerzlich, mich dem Glück, ihn wieder zu ſehen, für immer entzogen zu haben. Die Frage, wozu dieſes führen ſollte, tauchte wohl in meinem Herzen auf, und ich kämpfte mit der Sehnuſucht nach ihm.

Die Kanzlerin war bereits meine Vertraute geworden und mit nicht geringer Beſtürzung hatte ſie meine Mittheilungen angehört. Sie machte ſich die bitterſten Vorwürfe, daß ſie hiñſichtlich meiner zu läſſig geweſen und klagte ſich an, das Vertrauen der Herzogin nicht gerechtfertigt zu haben! Mich aber traf kein Wort des Vorwurfs, und als ich ihr betheuerte, den König nie wieder ſehen zu wollen, beruhigte ſie ſich und meinte, die Zeit werde dieſe jugendliche Unbeſonnenheit verwiſchen und mir Vergessenheit bringen. Ich ſelbſt verſuchte daran zu glauben, während ſie unfere Abreiſe beſchleunigte und mich täglich beſchwor, meinen Vorſätzen treu zu bleiben.

Der letzte Abend, den wir im Schloſſe der Prinzeß von Orange zubrachten, war gekommen; meine Freundinnen hatten mich unter Thränen verlaſſen, und nur die Verheißung der Marquiſe von Beauchamp, daß wir uns bald in Kurland wiederſehen ſollten, war ein Troſt in der Scheideſtunde. Die Kanzlerin geleitete mich in mein Zimmer und bat mich, früh zur Ruhe zu gehen, um meine angegriffene Geſundheit für die morgende Reiſe zu

kräftigen. Sie schloß mich in die Arme, küßte mich und verließ mit einem Gebet auf den Lippen das Zimmer. Der Schlaf floh mich; ich hatte meine Kammerfrauen entlassen, und stand im Nachtkleide draußen auf dem Söller, um noch einen letzten Abschiedsblick auf unsern grünen Spielplatz zu werfen, der unten in tiefem Frieden vor mir lag. Der Mond warf seine Strahlen auf die hohen Wasserbogen der Fontaine, die leise in das weiße Marmorbassin niederplätscherten.

Im Schlosse war bereits Alles zur Ruhe gegangen; tiefe Stille herrschte ringsum, nur ein lauer Abendwind flüsterete in den Zweigen der alten Ulmen, die ihre Häupter bis zum Söller emporhoben. Vor mir lag im Mondenglanz, wie verzaubert, der Garten mit seinem düstern Hintergrund, aus welchem die weißen Gestalten der Marmorbilder hervorleuchteten. Ich selbst kam mir vor wie eine verzauberte Königstochter, der man die Jugend gestohlen, und die in banger Qual auf Erlösung harret; ich überließ mich meinen trostlosen Gedanken. Gebeugt von einem unsagbaren Weh lehnte ich die fiebernde Stirn an die Eisenstäbe des Söllers und mir war, als erstarrte ich selber zu Marmor wie die Juno, die neben mir stand. Da regte sich unten Etwas, eine Gestalt löste sich vom Stamm der Ulme ab, und eine Stimme, wie eine gedämpfte Glocke, tönte herauf:

„Habt Ihr kein Erbarmen für den armen Botschafter, der seit acht Tagen unausgesetzt Curer harret?“ rief Molière, dessen Gestalt, vom Mondenlicht umflossen, vor mir auftauchte; „wollt Ihr nicht, Fräulein, daß ich hier zu Stein erstarre, so neigt Euch zu mir, oder gestattet, daß ich zu Euch gelaufe, um den Befehl meines Gebieters zu erfüllen!“

Zu mir aber durfte Niemand gelangen, und am wenigsten zu dieser Stunde; daher eilte ich mit besflügelten Schritten die Stufen hinab und stand bald mit klopfendem Herzen vor dem königlichen Günstling.

„Den letzten Gruß des Dichters und des Königs verbergen diese Blumen!“ flüsterete er und reichte mir einen köstlichen Blumen-

strauß; „sind diese auch verwelkt, die Gedanken, die sie verhüllen, bleiben stets unsterblich, wie das Licht der Wahrheit, das nie untergeht!“

So sprach Molière, neigte sich und küßte meine bebenden Finger.

Keines Wortes mächtig, stand ich da; hinter mir ertönten plötzlich Schritte. Hastig wandte sich der Dichter und verschwand unter den Gartengöttern. Ich aber erreichte mein Zimmer, betäubt vom Duft der fremdländischen Blumen. Die Stengel derselben waren von einem goldenen Reif umschlossen, an dem das Bild Ludwig XIV. befestigt war. Zwischen den Blüthen steckte ein Blatt.

„Lebe wohl, Charlotte!“ schrieb er; „ich weiß jezt, wer Du bist! Vergieb mir, ich wollte mich an Deiner Herzensreinheit erwärmen. Es ist eine ewige Flamme daraus geworden, die unauslöschlich in meinem Herzen fortglühen wird. Am Hofe darfst Du nicht erscheinen; Du bist zu gut, zu rein, zu schön! Du warst mein lichter Genius, denn kein böser Gedanke befleckte meine Seele seit der Stunde, da ich Dich gesehen, und jede schlimme Regung schwand in Deiner reinen Nähe. Leb' wohl, Du warst, Du bleibst der gute Engel eines Königs!“ —

Sophie schwieg und lehnte wie erschöpft das müde Haupt in ihre Hand. Eine Weile saßen so die Freundinnen da; jede von ihnen gab sich ihren Gedanken und Erinnerungen hin. Draußen erklangen die Glocken, und zu gleicher Zeit meldete der Page den Kammerjunker von Fölkersjahn und den Hofmarschall von Hahn. Beide Damen erhoben sich und empfingen die Cavaliere, welche gekommen waren, um die Freundinnen zur Trauungszeremonie abzuholen.

„Gestattet, holdseligstes Fräulein, daß ich Euch meinen unterthänigsten Morgengruß darbringe,“ sagte Fölkersjahn mit tiefer Verehrung und bot seiner Dame den Arm. Sophie empfing aus den Händen des Hofmarschalls einen köstlichen Blumenstrauß, und beide Paare begaben sich, gefolgt von vier andern Kammerherrn, in den Festsaal, um hier der Trauung des schönen Fräulein von Puttkitz mit dem Landmarschall von der Recke beizuwohnen.

Der Familiensaal war zur bevorstehenden Festlichkeit neu decorirt;

grüne, mit Gold verbräunte Ledertapeten bedeckten die Wände, ein Thronhimmel von eben derselben Farbe, mit goldenen Sternen besät, befand sich inmitten des Saales. Hochlehnlige Stühle mit Goldstickerei standen in doppelten Reihen an den Wänden, und kostbare Teppiche bekleideten den Fußboden. Vor einem, mit einem gestickten Seidenbehang bedeckten Tisch, der unter dem Thronhimmel stand, lagen zwei große Fußkissen aus weißem Atlas, mit Perlschnüren und Goldfranzen verziert, welche, ein Geschenk des Herzogs, zur Ausstattung des Brautpaares gehörten. Die Unpäßlichkeit des Herzogs verhinderte die Trauung in der Kirche, wie dies sonst üblich war; dennoch wollte er der Würde eines Brautführers nicht entsagen und erschien jetzt in festlicher Kleidung, an seiner Seite der Bräutigam Landmarschall von der Recke. Dieser war Wittwer im zweiten Halbjahr und trug daher noch Halbtrauer, einen stahlgrauen Rock mit schwarzen Aufschlägen, welche mit großen, in Stahl gefaßten Emailknöpfen besetzt waren, auf denen man in schwarzer Tuschezeichnung künstlich ansgeführte Landschaften sah. Es war dies eine neuerfundene Pariser Arbeit, und der Landmarschall der Erste auf kurischem Boden, der sich ihrer zum Hochzeitsanzuge bediente. Die Herrücker trug er ebenfalls zur Halbtrauer halbgepudert. Schwarze Schuhe, mit weißen Schleifen und großen Brillantschnallen verziert, vervollständigten seinen Anzug. Die Herzogin führte die Braut und trug ein blaues, mit Silber gesticktes Schleppkleid und einen Schmuck aus Rubinen und Brillanten. Die Schleppe des Kleides war schwer von Silberspitzen und Perlenstickerei und wurde von zwei Pagen getragen. Die Braut trug einen zur Kleidung des Bräutigams passenden Anzug, ein schwarzes Atlaskleid, das, mit Silberstickerei reich durchwirkt, wenig von der Hauptfarbe durchschimmern ließ; ein weißer Spitzenschleier, mit Brillantrosen befestigt, wallte bis zum Fußboden hernieder und vervollständigte die Brauttoilette des schönen Fräulein von Kuttlich. Eine Anzahl glänzend geschmückter Damen und Cavaliere beschloß den Zug. Der Hofprediger empfing das Brautpaar, welches auf den reichgestickten Kissen niederkniete. Von der Galerie des Festsaales ertönte, von Kinderstimmen gesungen, ein Psalm. Nach

beendeter Ceremonie ward die Brant von den Damen des Hofes umringt und in den anstoßenden Saal geführt, wo auf einer, mit Blumen geschmückten Tafel ihre Brautgeschenke ausgebreitet lagen. Hier war ein Reichthum von Silber und edlem Gestein zu schauen, prächtige und kostbare Geschenke des fürstlichen Ehepaars.

Nun ging es in den Bankettsaal; nach altem Brauch nahmen die Gäste nicht nach Rang, sondern nach Alter ihre Plätze bei der Tafel ein. Prinz Alexander saß fast am Ende derselben heiter unter den jungen Cavalieren, die achtzehn und zwanzig Jahre zählten.

Am nächsten Tage war zu Ehren des jungen Paares eine Schlittenfahrt angeordnet; der milde Frost hatte über Nacht aus dem frischgefallenen Schnee einen günstigen Weg für diese Lustfahrt gemacht. Man hatte beschlossen, sich bei der Kanzlerin zu versammeln, an deren Thür die Schweizer in Galalivree standen, um eine große Anzahl jugendlicher Gäste einzulassen. Bald füllte sich der Hof mit den abenteuerlichsten Schlitten, die alle wunderliche Thiergestalten darstellten; man sah hier Schwäne und Delphine, riesige Tauben, Drachen und Schildkröten, die auf Schleifen ruhten und von schön geschmückten Rossen gezogen wurden. Diese Ungeheuer, welche aus Holz geschnitzt, vergoldet und versilbert waren, hatten die Bestimmung, je zwei Insassen aufzunehmen. Die Rosse trugen künstliche Blumen und Federbüsche auf den Köpfen und waren mit kostbaren, tief herabhängenden, gestickten Decken geschmückt, an welchen Hunderte von kleinen Schellen und Glöckchen angebracht waren. Ein großer Schlitten, in Form eines Delphins, beherbergte gegen 24 Trompeter und Pauker, die einen wahren Höllenlärm machten, so daß bei dieser Janitscharenmusik die Unterhaltung in den Schlitten oft in's Stocken gerieth, und ein gewaltiges Organ dazu gehörte, der Dame seines Herzens einige Höflichkeiten zu sagen. Prinz Alexander hatte sich eine riesige Taube ausersehen und führte seine Schwester Sophie. Diese saß, tief verschleiert und in Pelze gehüllt, schweigsam an seiner Seite, und die besorgten Blicke des Prinzen, der sich oft umsah, um sein Schwesterlein soweit als möglich aus dem Bereiche der Musik zu führen, belehrten sie, daß sie durchaus keinen

schlechten Tausch gemacht, als der Landmarschall zurückbleiben mußte, um im Cabinet des Herzogs wichtige Landesangelegenheiten zu besprechen. Barbara saß neben dem Kammerjunker Fölkersahm zwischen den Fittichen eines gewaltigen Schwanes, und ihr Begleiter lenkte die stolzen Rosse mit Sicherheit und Anmuth; dann und wann bemühte er sich, einen Blick von seiner schönen Insassin zu erhaschen, und ein stilles Lächeln des Glücks verklärte seine Züge, wenn sie ihm freundlich zunickte und sich mit dem pelzverbrämten Nermel die Ohren zuhielt, wenn der gresle Ton der gewaltigen Trompete zu ihr herüberdrang. Plötzlich war er der Letzte Einer in der Reihe; hier ließ es sich gemüthlich plaudern, die Rosse gingen dem Zuge nach, und die Bügel ruhten bald lässig in der Hand ihres Lenkers, während er sich in den glänzenden Blicken Barbaras sonnte. Vor ihnen lenkte der Markgraf von Hessen-Homburg, welcher seine Gemahlin führte, einen Schlitten, in Gestalt einer großen Schildkröte; seine Rosse antreibend, verhöhnte er die Zurückbleibenden, an denen er mit Blitzesschnelle vorüberflog.

Berittene Wagen waren dazu bestimmt, sich dem Zuge anzuschließen, um bei einbrechender Dunkelheit ihn mit brennenden Fackeln zu begleiten. Nachdem derselbe sich vom Hause der Kanzlerin Fölkersahm zum Schlosse begeben, um die fürstliche Familie aufzunehmen, ging es die große Straße hinunter, um den Marktplatz herum und dann auf den Fluß. Nach einer Stunde kehrte der Zug zum Marktplatz zurück, wo die Fackeln angezündet wurden, und die ganze, aus mehr als 60 Schlitten bestehende Reihe sich mit Trompeten- und Pankenschall abermals wie ein Lavaström durch die Stadt wälzte. Die Einwohner hatten zur Feier dieses Tages Lichter auf die Fenster und Lampen vor die Thüren gesetzt. Hier und da hielt ein Schlitten vor einem als gastfreundlich bekannten Hause, und die Insassen stärkten sich in aller Eile durch einen kräftigen Trunk, der ihnen freundlich gereicht wurde. Unter Plaudern und Lachen verließen sie ihre Freunde, um sich dann eilig dem Zuge wieder anzuschließen. Der Landgraf von Hessen-Homburg lachte über die Besorgniß des Stadtvogtes, welcher befürchtete, daß die Stadt in Flammen aufgehen werde, da

die Funken der Fackeln auf die Dächer fielen und dort knisternd erloschen. Als der Zug durch's Schloßthor einfuhr, waren die Fackeln verlöscht und die Musik verstummt. Die Gesellschaft versammelte sich in den festlich erleuchteten Räumen, von wo sie, nach genossenem Nachtmahl, sich in den Tanzsaal begab und nach der Aufführung einer kleinen Comödie diese Nachfeier der Hochzeit mit Tanz und Spiel bis zum Morgen beschloß. —

Eine dunkle Wolke aber schwebte bereits über dem herzoglichen Hause, und mit den Festlichkeiten sollte es für lange Zeit ein Ende haben. —

Kapitel X.

Feindliche Mächte.

Ueber die herzogliche Familie war tiefe Trauer gekommen; ein Schlagfluß hatte am 8. August 1676 dem Leben der Herzogin ein plötzliches Ende gemacht. Noch Tages zuvor befand sich die hohe Frau in voller Thätigkeit und erhob sich gesund von der Abendtafel, um einige Briefe abzufertigen. Von einer tiefen Ohnmacht befallen, sank sie plötzlich auf ihren Stuhl zurück. Aus diesem Zustande wurde sie erst nach geraumer Zeit durch die scharfen Essenzen des Dr. Harder erweckt; sie erwachte im Gefühl des nahen Todes und sank in die Arme der weinenden Prinzessin Sophie Charlotte, welche im Augenblicke das einzige anwesende ihrer Kinder war. In wenigen Stunden war die Herzogin eine Leiche, die treue Gefährtin des Herzogs, welche 30 Jahre an seiner Seite mit ihm Leid und Freud getragen. Von einer längeren Krankheit noch nicht genesen, überließ sich Herzog Jacob vollständig der Trostlosigkeit; der Tod der Herzogin ließ eine gewaltige Lücke in dem geselligen Leben des Schlosses zurück, und, vom Prinzen Alexander geführt, sah man den Herzog täglich zur Kapelle der Verbliebenen wallfahrten, um dort in Gebet und Erinnerung Trost zu finden. Es war über den sonst so energischen Mann eine weiche Gemüthsstimmung gekommen, die fast an Schwäche grenzte. Der Landtag wurde hinausgeschoben und wichtige Verhandlungen vertagt; die

feierliche Bestattung der Herzogin sollte erst nach der vollständigen Genesung Jacobs stattfinden. —

So saß denn schon seit mehreren Monaten Jan, der Pokain-Müller, im Gefängnisse; er war angeklagt, seine Hand in mörderischer Absicht erhoben zu haben, und zwar auf Aussage des Prinzen, der vom jenseitigen Ufer die Scene mit angesehen und nicht unterlassen hatte, dem Herzoge den Fall mitzutheilen; die beiden Lust's konnten nicht anders, als die Aussage des Prinzen vor Gericht bestätigen, und der Müller sah daher wenig Hoffnung auf eine günstige Wendung seines Schicksals. So saß er, von aller Welt verlassen und vergessen, in seiner Zelle und hatte Grund genug, mehr als einmal seinen Fäzorn und seine Uebereilung zu bereuen. Else, welche sich, aus Liebe zur alten Margarethe, an die Prinzessin gewandt, war die Einzige, die für Jan ein gutes Wort einlegte.

Die Nachricht von seiner Verhaftung traf Margarethe auf ihrem Krankenlager, und eine geschwägige Nachbarin versäumte nicht, mit aller Umständlichkeit Näheres darüber mitzutheilen. Margarethe, deren Geist noch scharf und klar war, beugte dieser Fall sehr nieder, und mit gerungenen Händen beschwor sie Else, sich des Unglücklichen anzunehmen. Das Lager verließ sie nun nicht mehr, denn eine vollständige Lähmung stellte sich nach dieser Gemüthserschütterung ein und rieb die ohnehin schwachen physischen Kräfte der Alten vollends auf. Mit kindlicher Liebe und Ausdauer pflegte Else die Großmutter, und die Prinzessin dispensirte sie während dieser Zeit fast ganz vom Dienste. So kam es, daß Else in dieser langen Zeit nur einmal nach der Residenz wanderte, um bei ihrer Herrin Gnade für Jan zu erbitten. Sie hatte soviel an dem Kummer der Großmutter zu tragen, daß ihr eigener fast in den Hintergrund trat; still und resignirt übernahm sie alle, auch die schwersten Hausarbeiten, und wenn in einsamer Stunde sie ein stilles Weh beschlich, raffte sie energisch ihre Kräfte zusammen, um sich von Neuem der Pflege der Kranken zu widmen. Aus der Residenz war sie eines Tages ermüdet heimgekehrt und hatte wenig Trost mitgebracht. Die Prinzessin konnte nichts für Jan thun; das Ur-

theil lag bereits in den Händen der Oberräthe und lautete auf Verlust der rechten Hand nach einem Jahr Gefängniß. In Folge der Landestrauer aber war die Vollstreckung des Urtheilspruches auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben worden, und Jan hatte immer noch die stille Hoffnung, daß durch Fürsprache des Doctors, auf welche er sicher baute, eine Milderung der Strafe eintreten werde. Else hatte, um den Zustand der Alten nicht durch eine böse Nachricht zu verschlimmern, ihr soviel wie möglich gute Ausichten gemacht und zugleich versprochen, die Verwendung der Prinzessin zu benutzen, um Jan in kürzester Zeit im Gefängniß aufzusuchen.

Unten in den Kellern des Accisehauses war ein Theil zu Kerker für schwere Verbrecher hergerichtet, und Jan befand sich in einer Zelle, deren schmales Fenster fast zu ebener Erde lag. Durch dieses blinde, engvergitterte Fenster überblickte man einen Theil des Marktplazes; gingen die Leute dicht daran vorüber, so sah man nur die Beine derselben. Dessenungeachtet lag Jan stundenlang mit dem Gesicht an der schmalen Fensterbrüstung, obwohl die festen Eisenstäbe kaum nothdürftig gestatteten, die Hand durchzustrecken.

Jan schien merklich verändert an Gestalt und Wesen, und nach der ersten Tobsucht und Wuth war er in dumpfes Hinbrüten und Theilnahmslosigkeit verfallen.

Draußen patrouillirte die Wache auf und nieder, und vor der Thür wanderte ein Söldner mit geladenem Gewehr seinen gleichmäßigen Gang. Da klirrten die Riegel, die Thür öffnete sich kreisend, und in Begleitung des Schließers trat Else über die Schwelle. Ein Fieberfroß schüttelte die zarten Glieder des Mädchens, ihr Auge mußte sich an die in der Zelle herrschende Dämmerung gewöhnen.

Lange hatte sie gegen den Widerwillen gekämpft, diesen Gang zu unternehmen; endlich hatte die Liebe zur Großmutter gesiegt, und so stand sie denn mit unterdrückter Furcht dem Müller gegenüber. „Sei gegrüßt, Jan, von mir und der Großmutter!“ sagte sie und

ihre Stimme bebte merklich; „sie hat großes Herzeleid um Dich und sendet Dir diese kleine Erfrischung, damit Du, wenn Du Dich daran erquickst, ohne Groll an sie denken magst.“

Und sie reichte dem Müller ein Körbchen mit Früchten hin. Mit schlotternden Knieen stand Jan dem Mädchen gegenüber; eine Weile starrte er Else verwundert an, dann siegte der böse Geist über ihn und er lachte höhnisch auf:

„Das soll die Entschädigung sein für monatlanges Leiden, für die Freiheit, die ich eingebüßt! Doch es ist gut, Else!“ stieß er hervor, „aber jetzt mach' daß Du fortkommst, ich mag Dich nicht sehen! So wie Du jetzt dastehst mit den starren Augen, gleichst Du dem Weibe — dem Todesengel! Fort, fort, ich brauche Dich hier nicht!“ er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und warf sich auf sein Strohlager; „ich mag ihr blaßes Gesicht nicht hier in der Dunkelheit, nicht hier!“ flüsterte er.

„Komm fort, Kind!“ sagte der Schließer, „er verfällt wieder in seine Tobsucht! Nehmt Euch in Acht, Freund!“ wandte er sich zu Jan, denkt an die Handschellen und verhältet Euch fein still! Ihr wißt, daß ich keinen Spaß verstehe!“

„Hol' Dich der Satan!“ keuchte Jan und erhob drohend die Faust, die Riegel klirrten und der Schließer zog Else durch den dunklen Gang mit sich fort.

„Seid milder gegen ihn, Herr!“ bat Else, „rechnet's ihm nicht an! Es ist das Unglück, das ihn so grimm und bitter macht. Nicht Allen ist von Oben die Kraft vergönnt, ihr Unglück ruhig zu tragen!“

Der Schließer nickte stumm und Else schritt grüßend die Stufen hinauf.

„Verdammt!“ sagte Jan, „mein Blut ist noch immer nicht kühl geworden in diesem verfluchten Nest! Hätt' es anders machen müssen! Jetzt geht sie hin und hält mich, nach Aussage des plattköpfigen Schließers, für toll! Hm, hm,“ brummte er, „die letzte Brücke abgebrochen!“ und kraute sich bedenklich den Kopf. Dann griff er gedankenlos in's Körbchen und aß einige Früchte. Plötzlich

fiel aus einem der rothbackigen Aepfel etwas Blankes zu Boden; er hob es auf; es waren einige Goldstücke, die so künstlich verborgen gewesen. „Auch gut!“ sagte er, „auch gut! Vielleicht nützen mir die Dinger!“ und er schob sie in sein abgetragenes Wammz und begab sich wieder an das Fenster, um einen Blick auf die Straße zu werfen. Draußen schritt die Wache langsam auf und ab. Plötzlich fiel ein dunkler Gegenstand an's Fenster und allerlei Geräthe aus demselben klirrend zu Boden. „Gott der Gerechte!“ ließ sich eine klägliche Stimme vernehmen; „as ich soll sein e Unglückskind, bin ach gekommen hu gaih, zu thuu dem Fall mit alle meine Barschaften! Gott soll hüten, was for a Geschirres!“

Lautes Lachen erscholl aus den Kehlen der herbeieilenden Straßenjugend, während eine gekrümmte Gestalt in einem zerlumpten Kittel sich bemühte, mit schmutzigen Händen die weit ausgestrenten Gegenstände zusammenzuzerren.

„Schmul Barnch!“ flüsterte durch das Schiebfenster, an welches gerade der Kopf des Juden gedrückt war, Jan hinaus, „hör' zu, doch thue, als spräche Niemand mit Dir!“

„Gott soll schützen, Herr Miller von de Pokain=Mihl!“ rief der Jude entsetzt, als er Jan's ansichtig wurde, und erhob sich unwillkürlich einige Zoll höher von der Erde.

„Sobald Du Aufsehen machst, Canaille,“ stieß Jan hervor, „gebe ich Dich beim Gericht an von wegen des Schmugglerframes, den Du oft in die Mühle getragen; der fremdländische Tabak liegt noch in meiner Kammer, und auf einen Schwur mehr oder weniger kommt es mir auch nicht an, wenn es gilt, Dich zu verderben. Sieh' her, dieses Goldstück erhältst Du, wenn Du meinen Auftrag ausführst!“

Bei der Drohung war der Hausfex leichenbläß geworden und mit erschrockenen Augen starrte er Jan in's Gesicht; der Anblick des Goldstückes aber entlockte ihm bald ein freundiges Lächeln, seine Augen funkelten begehrlisch und er warf achtlos eine Schnur

Glasperlen in seinen Kasten und schob sich dann dicht an's Fenster.

„Du paßt dem herzoglichen Leibarzt auf,“ fuhr Jan mit gedämpfter Stimme fort, „sei es auf der Straße oder im Schlosse, und sagst ihm, daß ich seiner harre — verstanden? Ferner, daß ich krank sei und der Medicin bedürfe, aus den Kräutern, die ich ihm verkaufte. Genau so, hast Du mich begriffen? setzte er rasch hinzu und seine Augen prüften das Gesicht des Hausirers.

„Nu, wie denn?“ nickte dieser und hob einige Tücher vom Boden, die er eine Weile, wie prüfend, in die Höhe hielt.

„Dann kommst Du nach ausgeführtem Auftrag wieder hierher, ob morgen oder übermorgen ist einerlei. In dieser selben Zeit gehst Du über den Marktplatz und trägst ein Büschel Stroh im linken Schuh, wenn Alles gut gelungen; im umgekehrten Fall gehst Du mit dem Strohbüschel im rechten Schuh, verstanden? Siehst Du Dir Mühe, so komme ich bald frei, und Du hast von der Zeit an stets sicheres Nachtquartier in der Mühle. Bist Du lässig, so erwartet Dich ein schlimmeres Loos, als mich. Und nun mach' Dich fort, ich glaube, die Wache beobachtet uns!“

Jan schob dem Juden das Goldstück eilig durch's Fenster in den aufgesperrten Mund.

Dieser ließ es sofort in seine schmutzige Hand gleiten, indem er sich, wie in Gedanken, den Bart kraute; während er den Rest der herausgefallenen Waaren zusammenraffte, murmelte er mit einem verstohlenen Seitenblick auf das Fenster:

„Soll ich hoben so vil Glick, as ich will thun dem Herrn Müller sein Gehaiß! As ich nich will thun, was Se mer hob'n befohlen, soll ich hoben a Geschwir auf mein' Zung', und soll wachsen Gras vor de Thür von meine Kinder. Soll ich werden der Esel von Bileam, wenn ich nich soll kummen zu gaihu mit dem Stroh in de Schuh von mir!“

Eilig warf er seinen Kasten über den Rücken und ging gebeugt und demüthig grüßend an dem wachhabenden Söldner vorüber.

Im Zimmer des Herzogs waren sämmtliche Vorhänge niedergelassen; eine drückende, staubige Luft herrschte in dem großen, düsternen Raume.

Seit dem Tode seiner Gemahlin mochte Jacob die Sonne nicht schauen; seine Augen ertrugen das Licht nicht, und heftige Hustenanfälle mit starkem Schleimauswurf verhinderten ihn, das Zimmer zu verlassen.

Wiederum war der Landgraf von Hessen-Homburg mit seiner Gemahlin erschienen, um dem Herzog sein Beileid zu bezeugen; die zweite Tochter, Markgräfin Amalie, war schon einen Tag früher abgereist, denn sie hatte ihren Gemahl, der an einem bösen Fieber darniederlag, auf seinem Krankenbette verlassen.

Prinz Friedrich war bereits eine lange Zeit vom elterlichen Hause abwesend; er hatte den Holländern erhebliche Dienste geleistet, sich bei Bier durch große Tapferkeit ausgezeichnet und dann vor Utrecht mit seinen Dragonern den Sieg errungen. Mit Ruhm gekrönt, begab er sich zu seinem Ohm, dem Kurfürsten von Brandenburg, der ihn mit großem Gepränge empfing. Darauf vermählte sich Friedrich mit der Prinzessin von Nassau-Siegen und befand sich gegenwärtig mit seiner jungen Gemahlin in Italien. Prinz Karl, dessen Erziehung in Paris vollendet wurde, hatte ein Schreiben gesandt, worin er seinen grenzenlosen Kummer über den Verlust, der ihn und die Seinigen betroffen, ansprach; zugleich schrieb er, daß er die Absicht habe, mit dem Kanzler Georg Fircks, der ihm als Rathgeber beigegeben war, nach Italien zu gehen, um zusammen mit dem Prinzen Friedrich zur Bestattung der geliebten Mutter heimzukehren.

So war denn Herzog Jacob einstweilen in Gesellschaft des Landgrafen von Homburg, des Prinzen Alexander und des Kammerjunkers von Földerfahm, und der Landgraf gab sich die erdenklichste Mühe, mit dem ihm eigenen, derben Humor seinen Schwiegervater zu zerstreuen und ihn aus seiner Lethargie zu erwecken, jedoch umsonst.

Der Herzog saß beim Schachspiel, aber so ganz ohne Interesse,

daß er fast jede Parthie verlor; die lustigen Kriegsabenteuer, welche der Landgraf unter Karl X. erlebt und die er dem Herzog in lebhaften Farben zu schildern versuchte, waren nicht im Stande, seine Theilnahme zu erwecken, ja, sie erinnerten ihn an die Kränkungen, die er von dem eigenwilligen, gewaltthätigen Better zu erdulden gehabt, und der alte Born loberte hoch in ihm auf, wenn er sich der Zeit erinnerte, wo seine edle Gemahlin unter diesem Druck schwer gelitten, und finsterner, verschlossener denn je lag er stundenlang in seinem Lehnstuhl. Bisweilen gelang es Földersfahn, dem Herzog ein mattes Lächeln zu entlocken, wenn er der Zeit des 30jährigen Krieges gedachte, in welcher Jacob als Jüngling unter den Fahnen des Großherzogs Bernhard von Weimar gefochten, und Prinz Alexander citirte Stellen aus den Erzählungen des alten Földersfahn, der seinem Herzog als treuer Vasall im Treffen zur Seite gestanden. Dann hellte sich für einen Moment der düstere Blick des Herzogs auf, und der Landgraf von Hessen-Homburg schwur bei seinem hölzernen Bein, daß er seinen Schwiegervater nie lieber habe, als wenn er ihn mit nicht gerunzelter Stirn sehe.

Brandt, der es gewohnt war, seinem Herrn in der Zeit der Leiden stets zur Seite zu sein, ließ es sich auch jetzt nicht nehmen, ihn zu bedienen, und servirte still in einer Nische das herzogliche Abendbrod. Auf dem Kaminsims braunten die Wachskerzen und warfen einen spärlichen Schein auf das weite, düstere Zimmer. Das Schachbrett stand unberührt, und mit geschlossenen Augen lag der Herzog, scheinbar schlafend, in seinem Sessel. Die drei Herren flüsteren mit einander, und Földersfahn sprach leise zum Prinzen gewandt:

„Meint Ihr nicht, Prinz, daß es Noth thue, den Medicus zu holen? Der Zustand unseres Herrn scheint mir heute bedenklicher, denn je.“

Auf einen Wink des Prinzen schlich Brandt hinaus, um nach dem Doctor zu sehen.

Fast um dieselbe Zeit schritt Dr. Harder den Corridor entlang zu den Gemächern des Herzogs; er war eben im Begriff, die

Stufen hinaufzusteigen, welche zu den herzoglichen Zimmern führten, als eine dunkle Gestalt ihm den Weg vertrat. Der Doctor rief erschrocken: „Wer seid Ihr? Was wollt Ihr? Heda, Wache!“

„Gott gerechter, sein Se still, gestrenger Herr Medicus!“ rief angstvoll Schmul Baruch, „erheben Se nich die Stimm', wie de Posaune von Jericho, un erlauben Se mer, hu reden ein Wort, ein einziges, vor Ihr hohes Dhr! Ich muß erfüllen dem Gehaiß von dem Miller aus de Pokain=Mihl, und solln Se leben 100 Johr, großmächtigster Herr Medicus, wenn Se gaih'n hn dem Miller in's Gefängniß und ihm geben for seine Krankheit de Arznei von das Kraut von ihm selber, for seine Gebreste!“

Schmul Baruch hatte diese Worte eilig, mit zitternder Haft hervorgestoßen, und nun stand er voll Erwartung, gebeugten Hauptes, vor dem Doctor.

„Wie kamst Du in das Gefängniß des Müllers?“ fuhr ihn dieser an.

„Ich bin gekummen nich in das Gefängniß von ihm, sondern außerhalb vor das Fenster, wo er mir gehaißen hu sprechen, was ich hob gesprochen hu Mich, großer Medicus! So Ihr wollt thun dem Miller seinen Willen, soll'n mer Baide sein glücklich und gesund; so mer aber nicht bewohren sein Gehaiß, wird kommen über uns Mord und Pestilenz, und de sieben Plagen Egyptens auf uns un unsre Kindesinder!“

„Geh' zum Teufel, Du Hund von einem Juden!“ schrie Harber, „ich lasse mir von Euch Lumpenpack Nichts vorschreiben! Hebe Dich hinaus, Du stükender Jude! Findet die Wache Dich hier im herzoglichen Corridor, kommst Du auf 4 Wochen in's Hundeloch!“

„Wai geschrien, gestrenger Herr! Soll Gott schützen, was sog' ich dem Miller, wenn ich nich kenn trogen dem Bindel von Stroh in dem linken Schuh von mer!“ rief der Jude verzweifelt, als er sah, daß der Doctor sich eilenden Schrittes entfernte.

Eine Weile stand so Baruch und kraute sich in Gedanken den Bart.

„Wenn ich nich trog' dem Stroh im linken Schuh,“ simulirte er vor sich hin, „siße ich vor Gericht als Ganef*), un kenn verlieren main Leben. — Will ich betriegen dem Golt**) un trogen dem Stroh in dem linken Schuh von mer. Hob' ich verdient auf ehrliche Weise doch das Goldstick von haite!“ Und Schmmel Baruch ging befriedigt davon. —

Harder trat eilig in das Gemach des Herzogs und es gelang ihm mit Mühe, seiner Aufregung Herr zu werden. Der Herzog hatte eben wieder einen krampfhaften Hustenanfall gehabt und lag matt in seinem Sessel. Sich tief verneigend, sprach der Leibarzt:

„Herzogliche Gnaden, hier bringe ich die von mir angefertigten Willen; drei bis fünf davon vor dem Zubettegehen in Wein genommen, werden Herzogliche Gnaden große Erleichterung verschaffen.“

„Hört, Medicus,“ sagte plötzlich der Herzog und richtete sich ein wenig in die Höhe, „schlechter als jetzt habt Ihr mich nie kurirt! Bei meiner herzoglichen Ehre, wäret Ihr nicht seit Jahren der Hippocrates meines Hofes, ich hätte Lust, den Dufft an Eure Stelle zu setzen! Der Mann soll ja im Volke Wunderkuren vollbringen, und seit der Blasius auf Anrathen des Amtmanns seine monatlichen Aderlässe, die Ihr ihm verordnet, eingestellt hat, ist er wieder zu seiner alten Gesundheit gekommen.“

Dunkle Röthe flog über das Gesicht des Doctors, um gleich darauf einer fahlen Blässe Platz zu machen. Seine Augen schossen Blitze, und mit bebenden Lippen sprach er, indem er sich vor dem Herzog verneigte:

„Wenn es mir vergönnt wäre, mein hoher Herr, mit Hexenkünsten zu hantiren, so wären Herzogliche Gnaden schon längst genesen. Ich aber verfüge nicht, wie der Dufft, über Kräuter, die aus Schlangenköpfen hervorsprießen, und über Arzeneien, wie er sie sich aus Krötenblut und Atraneuwurzeln zusammenbraut. Auch

*) Dieb.

**) Christ.

gehe ich nicht am Charfreitage um Mitternacht in den Wald, um allerlei unlautere und strafbare Dinge zu unternehmen. Mit solchen Künsten verschafft er sich die Zuneigung Derer, an deren Gunst ihm gelegen ist; das Volk hängt nicht allein der Wunderkuren wegen an ihm, sondern weil er es auch vermag, mit klugen und geheimnißvollen Reden jedweden Mannes Gemüth zu bestriken. Das Volk nennt ihn bereits den gotterwählten Mann Kurlands, und bei den Ausländern in den herzoglichen Fabriken nennt man ihn nur den „Propheten.“ Es sollte mich nicht wundern, Herzogliche Gnaden, wenn der Mann hoffärtig würde und den Gedanken faßte, für Kurland das zu werden, was der Cromwell bei den Engländern gewesen ist!“

„Bist Du toll, Medicus!“, rief der Herzog gereizt, „Du schwazt Dich um Amt und Kragen, wenn Du für so große Beschuldigungen nicht die genügenden Beweise zu stellen vermagst!“

Földersahm war erregt aufgesprungen, und Prinz Alexander und der Landgraf von Homburg sahen einander erschrocken an.

„Was sicht Euch an, Doctor?“ flüsterte Földersahm dem Medicus zu, „seheth Ihr nicht, daß der Herr in der höchsten Erregung ist?“

Harder schien darauf nicht zu achten, es war ihm zu Muthe, wie dem Verzweifelnden, der am Rande eines Abgrundes steht und sich durch einen kühnen Sprung zu retten gedenkt. Haß, Neid, gekränkter Ehrgeiz kämpften in seinem Herzen; einen Moment schöpfte er Athem, dann fuhr er fort, als der Herzog ihn fragend ansah:

„Es giebt zwei Menschen, welche genau beobachtet haben, wie der Lufft am Charfreitage in den Wald geht, um Schlangenköpfe einzugraben, in welche er vorher Weizenkörner gesteckt hat. In der Walpurgis-Nacht geht er die grünen Halme zu schneiden, die daraus hervorsprossen, um aus ihnen den unheilvollen Brei zu kochen, für Thiere und Menschen. Das Blut von den Kröten, die ihm der Laps hat tödten müssen, verbraut er des Nachts in seiner geheimnißvollen Kammer. Solch' ein Trank soll zu Ansehen und

Macht verhelfen und auch nicht hinfällig im Alter machen; er trinkt ihn jeden Morgen vor Sonnenaufgang.“

Der Herzog runzelte die Brauen, und ein finsterner Zug machte sich auf seinem Gesichte bemerkbar; er hüstelte krampfhaft und spie dann, wie im Zorn, aus.

„Die nöthigen Beweise, sag' ich!“ rief er mit lauter Stimme, „und so wahr ich Jacob, Herzog von Kurland, bin und als solcher zu sterben gedenke, soll mir dieser Frevel streng gerächt werden!“

Prinz Alexander hatte sich erhoben und war zum Herzog getreten, doch ein Wink desselben machte ihn verstummen. Der Herzog wollte nicht unterbrochen sein und fuhr fort:

„Wie nanntet Ihr den Mann, den Lufft zur Tödtung der Kröten gebrauchte?“

„Es ist der, sich in Gefängnißhaft befindende, Pokain=Müller, Herzogliche Gnaden.“

„Derselbe Mensch, der den mörderischen Angriff auf den Amtmann und seinen Sohn gemacht? Bei Gott, das ist seltsam!“

„Der Lufft mag ihn wohl gereizt haben, um sich seiner zu entledigen!“ murmelte Harder, und ein kaltes Lächeln spielte um seine Lippen. Der Herzog sah ihn prüfend an und sprach:

„Den Zweiten nanntet Ihr noch nicht! Doch bevor Ihr redet, Medicus, rathe ich Euch, wohl zu überlegen, daß der gute Ruf des Lufft nicht durch Euren Mund in üble Nachrede komme, denn wir gedenken seinen Sohn einst als Prediger in Neuenburg einzusetzen. Beide, sowohl Vater als Sohn, haben uns bis dato keinerlei Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben. Darum wahret Eure Zunge, so Ihr nicht mit Fug und Recht gegen sie zeugen könnt. Morgen bescheide ich die Rätthe des peinlichen Gerichts, um ein scharfes Verhör zwischen den beiden Luffts und den von Euch genannten Leuten veranstalten zu lassen. Der Unfug der Zauberei hat wiederum unter den Weibern und Männern in Kurland Ueberhand genommen. Ich will's machen, wie in Schweden: die böse Saat vertilgen, ehe sie Wurzel faßt, und ehe der Satan Macht gewinnt über Land und Leute. So wahr mir Gott helfe —“ ein

heftiger Hustenanfall verhinderte ihn, weiter zu sprechen, und der Doctor verneigte sich stumm und machte Miene, sich zu entfernen, da ihm bei dieser Erörterung doch etwas schwül zu Muth geworden.

„Den Namen des zweiten Mannes,“ fuhr der Herzog fort, „nanntet Ihr noch nicht!“

„Es ist der Jägerburfche aus Neuenburg, Skrauja-Peter genannt, welcher dem Amtmann häufig im Walde begegnet ist.“

„Der Burfche wird zur Stelle sein, so bald man seiner bedarf!“ sagte der Herzog.

Ein Wink seiner Hand und Harder ging, gesenkten Hauptes, mit scheuen Blicken davon.

Der Herzog starrte eine Weile finster zu Boden, da ließ sich Földersahms Stimme vernehmen:

„Fürstliche Gnaden wollen geruhen, mir ein geneigtes Ohr zu leihen!“

Der Herzog sah auf und Földersahm fuhr fort:

„Ich meine, daß in unsern Zeiten, wo es Leute gibt, die klar denken, wie die Luft's, es doch kaum glaublich wäre, daß diese sich mit dergleichen abenteuerlichen Dingen befassen sollten. Unter dem Volk, welches erst jetzt unter der weisen Regierung Ew. Hoheit seinen blöden Sinn allmählig ablegt, mag es wohl noch einen großen Theil bornirter und böswilliger Leute geben, welchen die harmlosen Forschungen der Luft's, die diese, um ungehindert zu sein, in der Nacht vornehmen, übernatürlich erscheinen; das Auge des beschränkten Mannes sieht oft da Zauberei, wo der klare Verstand bereits die natürliche Entwicklung kennt.“

„Das aber müßt Ihr doch zugeben, Kammerjunker,“ rief der Herzog erregt dazwischen, „daß gerade Männer des Wissens sich mit Horoscopstellen, Geisterbeschwören und anderen derartigen Dingen beschäftigen, wovon uns der hochgelahrte Doctor Faust in Deutschland die deutlichsten Beweise gegeben!“

„Es gehen seltsame Dinge vor in unserer bewegten Zeit“, fiel der Landgraf ein: „die Begebenheiten in Schweden sind ganz dazu angethan, um auch den klarsten menschlichen Verstand in Verwirrung

zu bringen. Der Reichsrath Ogenstierna hat in der Nacht vom vergangenen 16. December mit dem Reichskanzler Wilken an der Seite des Königs ein gräuliches Gesicht gehabt. Sie sahen den Reichssaal um Mitternacht erleuchtet, wo doch sonst um diese Zeit nie ein Licht brennt, und begaben sich dorthin, weil der König begierig war, auf den Grund dieser Erscheinung zu kommen; sie fanden den Saal schwarz verhüllt und in ihm eine Versammlung von Richtern und Volk. Die drei Herren wohnten einer Hinrichtung bei, die an einem verlarvten Manne vollzogen ward. Der Kopf rollte vor die Füße des Königs, dessen Schuhe mit Blut bespritzt wurden. Die Wahrheit dieser nächtlichen Begebenheit hat der König mit seinen Rätthen durch einen Eid bekräftigt, und ihre Aussage ist schriftlich im Reichsarchiv niedergelegt worden. Kein Mensch zweifelt mehr an diesem Ereigniß, das von so glaubwürdigen Zeugen bekräftigt worden ist.“

Der Herzog nickte schweigend, und Prinz Alexander flüsterte lächelnd Földersfahm zu:

„Credat Judaeus Apella, non ego!“

„Es soll in Stockholm,“ fuhr der Landgraf fort, „der Satan auch in die Kinder gefahren sein; dieselben springen in krampfhaften Tänzen auf den Straßen umher und fallen dann wie todt nieder. Einige von ihnen hat die Geistlichkeit zum zweiten Male taufen lassen und sie sind auch nach der kirchlichen Weihe gesund geworden; die aber, welche von den bösen Anfällen nicht genesen, wurden lebend in die Flamme geworfen und verbrannt, dieweil der Teufel aus ihnen nicht weichen wollte*). Dieß Alles las ich in dem Schreiben, das mir Ogenstierna vor einigen Tagen zugesandt; wie Ihr wißt, ist er ein alter Jugendgenosse von mir.“

„O menschlicher Stumpfsinn!“ rief Földersfahm erregt; zu welchen Grausamkeiten verirrst Du Dich!“ Und er schritt rasch auf den weichen Teppichen im Gemache auf und ab.

„Die Obrigkeit ist weise und gerecht,“ sagte der Herzog, „wenn

*) Arndt's „Schwedische Geschichte“ pag. 549.

sie bei solchen Ereignissen, die zerstörend wirken, rasch eingreift; das ganze Land geräth in Verwirrung, wenn man nicht durch energisches Handeln das Unheil verhütet. Mir helfe Gott, das Gleiche zu thun! Und der Herzog blickte zum Himmel auf, faltete die Hände und murmelte leise: *Ora pro nobis!*“

Brandt hatte unterdessen dem Pagen längst die letzte Schüssel abgenommen und stand nun harrend an der kleinen Tafel, die ein bescheidenes Mahl aus kaltem Wild, Früchten und Wein trug. Der Herzog erhob sich mit Hilfe des Markgrafen und in demselben Augenblick öffnete Brandt die Thür, um die Prinzess Sophie und die Markgräfin Elisabeth, welche in Begleitung Barbaras kamen, einzulassen. Die drei Damen waren in schwarze Gewänder gehüllt und erschienen, um das Mahl des kranken Herzogs zu theilen. Sie geriethen aber in große Besorgniß, als sie ihn in so fieberhafter Aufregung fanden. Nach einer kurzen herzlichen Begrüßung nahm die kleine Gesellschaft an der Tafel Platz; der Herzog sprach fast gar nicht, sondern saß, in tiefes Brüten versunken, schweigsam da, genoß wenig und ließ den Wein beinahe unberührt, während sich der Markgraf nach gewohnter Weise von Brandt mehr als einmal seine Kanne füllen ließ. Die Unterhaltung wurde leise geführt; Fölkersjahn flüsterte gelegentlich mit Barbara, welche ihm aufmerksam zuzuhören schien; Prinz Alexander theilte seiner Schwester den Vorfall mit Harder mit, und diese wiegte ungläubig das Haupt und lächelte mitleidig über die, wie sie glaubte, albernen Anschuldigungen des Doctors.

„Unser edler Aesculap wird irgendwo des süßen Weines ein wenig zu viel genossen haben; nach einer tüchtigen Nachtruhe kommt er wohl morgen, um unsern herzoglichen Vater seines albernen Geschwäzes wegen um Verzeihung zu bitten!“

„Meint Ihr nicht, Schwesterlein,“ begann die Markgräfin, „daß der Herzog einiges Gewicht auf die Mittheilung des Doctors legt? Mich dünkt, sie hat Eindruck auf das ohnehin erregte Gemüth unseres Vaters gemacht; auch taugen die seltsamen Gerüchte, die aus Schweden

zu uns herüberbringen, nicht für das Seelenleiden eines Mannes, wie der Herzog.“

„Mit dem anbrechenden Morgen,“ entgegnete Sophie, „schwinden diese Eindrücke; es geht uns alten Kindern oft wie den Kleinen, das Märchenhafte verliert seinen Reiz und seinen abenteuerlichen Anstrich vor den lichten Strahlen der Sonne.“

Brandt hatte die Unterredung der Damen still angehört; auch er hegte keinerlei Besorgniß und war vollkommen mit der Ansicht der Prinzess einverstanden. Er wollte den Doctor morgen in's Gebet nehmen und ihn veranlassen, auf alle Fälle seine Aussagen dem Herzog gegenüber zurückzunehmen. Er war überhaupt innerlich empört über die Zeichen von Rachsucht und beleidigter Eitelkeit, die der Doctor so unverhohlen an den Tag gelegt, und beschloß, in kürzester Zeit Luft zu warnen und auch dem Inspector Bengt-Ström, sobald er seiner ansichtig würde, diesen Vorfall mitzutheilen.

Den nächsten Morgen verabschiedete sich der Markgraf nebst seiner Gemahlin vom Herzog, mit dem Versprechen, einige Wochen vor der Bestattung der Herzogin zurückzukehren. Gleich darauf meldete Brandt den Neuenburg'schen Majoratsherrn, Thies von der Recke, der gekommen war, seinem Lehnsherrn seine Aufwartung zu machen. Der Herzog empfing ihn mit freudigem Gruß und Handschlag und nach den üblichen Begrüßungen hub er an, dem Neuenburg'schen Herrn die Begebenheit mit Harder zu erzählen. Zu seiner Verwunderung schien Recke durchaus nicht überrascht von dieser Kunde und meinte, daß dergleichen Reden schon hin und wieder unter dem Volke laut würden, und daß man bereits anfangs sich vor den sonst so gesuchten Arzneien des Amtmanns zu fürchten; zwar hänge die größere Zahl mit Blut und Leben an ihm, doch gebe es auch Abtrünnige unter ihnen.

„Die sich zu den Gescheutesten zählen, halten zu ihm,“ meinte Recke, „während der dumme Haufe mancherlei bösen Einflüsterungen Gehör schenkt, denn da der Luft kein unbedeutender Mensch ist, hat er seine Feinde, wie ein Jeder, der stets geradeaus geht. Trotzdem schreitet er sicher und unbeirrt ob des schlimmen oder guten Geredes

seinem vorgesteckten Ziele entgegen, und es ist eigenthümlich, mit welcher Autorität er die Leute zu behandeln versteht; sie wagen es höchstens, ihn hinterrücks anzugreifen."

"Also auch Ihr seid der Meinung, Landmarschall," rief der Herzog, "daß er sich ein Ziel gesteckt? Auch Ihr gebt zu, daß er seine Autorität zur Geltung zu bringen, daß er, ein Mann des Volkes, sich das Volk unterthan zu machen versteht? Bei meiner Seele, so hat der Doctor Recht!" Und Jacob drückte die Faust auf die Tischplatte, daß sie fast überschlug.

"Der Lufft sorgt für die Aufklärung im Volke, so viel ich weiß," entgegnete befremdet Recke, "er lehrt es Bucht und Sitte und hilft den Armen und Bedrängten, wo er kann."

"Um sich die Herrschaft im Lande anzueignen!" rief der Herzog mit heiserer Stimme; "ich werde diesen Usurpator aus dem Volke in den Staub zurückschleudern, wohin er gehört! Er soll mir kein kurländischer Cromwell werden! Ich werde ein Exempel statuiren, daß ganz Kurland darüber in Schrecken gerathen soll. Zum zweiten Male wird Jacob nicht die Beute eines hinterlistigen Betrügers. So wahr mir Gott helfe!"

Ein krampfhafter Hustenanfall unterbrach ihn; eine geraume Zeit verstrich, ehe er wieder sprechen konnte.

"Habt Ihr gehört, Marschall," fuhr er dann fort, "wie die Livländer den Studenten Frank bestrafte, der mit seinen Consorten Riga eingesperrt hat? — Die Obrigkeit ließ ihn halb zu Tode rädern, um ihn dann auf einem Kreuzwege einzumauern. Diese Mauer, die ihn umgab, wuchs zu einer Säule empor, auf ihr wurde eine Kugel mit Stacheln angebracht, und die Straße „Säulenstraße“ genannt. So bekam der Bösewicht ein ihm würdiges Grabmal. Die Livländer sind human: auch für den Verbrecher bauen sie ein Denkmal. Ich aber, Herzog Jacobus, schaffe keine Denkmäler für Verräther, ich vertilge sie spurlos!"

Und er klopfte Recke leise lachend auch die Schulter.

"Herr Herzog," erwiderte dieser betroffen, "ich verstehe Euch nicht! Ihr, der mildeste der Regenten, seid heute so erzürnt! Es

ist das Unwohlsein, daß Euch, gestrenger Herr, so übel mitspielt, und wenn Ew. fürstliche Gnaden erlauben —“

„Ja, ja!“ sagte der Herzog hastig, „legen wir dieses Thema ad acta! Ihr begannt mir vorhin zu erzählen, daß Euer holländisches Zuchtvieh angekommen, und waret im Begriff mir zu schildern, wie der Ukrainer Zuchttier, den ihr vor zwei Jahren erhalten, Euch durch seine Wildheit zu schaffern macht.“

Recke war froh, sein Lieblingsthema aufnehmen zu dürfen, und das Gespräch der beiden Herren nahm eine so harmlose Wendung, als hätten sie ihre Unterhaltung überhaupt nur in dieser Weise geführt. Dann verabschiedete sich Recke, zufrieden, den Herzog in besserer Stimmung zurückzulassen, und trat in's Vorzimmer hinaus. Hier war er nicht wenig erstaunt, die Obrerräthe des Herzogs vorzufinden, die ihm nach einer kurzen Begrüßung zuflüsterten, daß sie durch einen speciellen Befehl des Herzogs hierher beschieden seien. In demselben Moment öffnete Brandt die Thür und lud die Herren ein, einzutreten. Recke aber trat seinem Heimweg an; es beschäftigte ihn der Gedanke, welcher geheimnißvollen, bösen Macht der Herzog verfallen sein müsse, denn so hatte er den gemüthvollen, klardenkenden Fürsten noch nie gesehen.

Zimmer bedenklicher wurde des Herzogs Zustand; der sonst so kräftige Mann unterlag fast seinem Leiden. Die Symptome seiner Krankheit waren aber so eigenthümlicher Art, daß hier sogar die Gelehrsamkeit Harder's fruchtlos schien; ein schleimiger Auswurf, mit Fasern und Härchen untermischt, ließ den Herzog selbst auf den Gedanken kommen, daß er behext sei, und er äußerte bereits unverschämten diesen Verdacht. Man wagte nicht ihm zu widersprechen, weil er alsdann in Zorn gerieth, und so vergingen Tage und Wochen, ohne daß von einer Besserung die Rede war. Immermehr versank er in den Wahn, daß ihn böse Mächte verfolgten und daß ihn mit seiner Gemahlin auch sein Schutzgeist verlassen habe. Er verordnete Buß- und Betttage für das ganze Land und lag stundenlang, im Gebet versunken, vor dem Sarge der Herzogin. Die Industrie war jetzt vollständig in Bengt-Ströms Hände gegeben, und dieser unter-

lag fast der Erfüllung seiner Obliegenheiten. In den Behörden fanden einzelne geheime Verhöre statt, stille Berathungen und Sitzungen, die oft bis in die Nacht hineindauerten; um was es sich handelte, wußte Niemand außer den Betheiligten.

Da man gegen den Amtmann Lufft bis jetzt Nichts unternommen und Harder Brandt gegenüber am andern Tage eine Art von Zerknirschung gezeigt hatte, so waren alle Besorgnisse, welche der Silberwärter hinsichtlich des Amtmanns gehegt, verschwunden, und er dachte bald nicht mehr an den unangenehmen Vorgang.

So war der Herbst gekommen und der Winter in naher Aussicht; da traf plötzlich den Herzog ein zweiter, schwerer Schicksalsschlag: Prinz Karl Jacob, der die Reise nach Italien aufgegeben hatte, um früher nach Kurland kommen zu können, war auf dem Rückwege am Fleckentypus erkrankt und gestorben. Der Herzog saß bei dieser Nachricht von Schmerz erstarrt da; endlich rief er: „So sind denn alle bösen Mächte über mich gekommen; mein böses Geschick hat wiederum ein Opfer gefordert! Wie soll das enden?“ Tief bengte der greise, 67jährige Mann sein Haupt auf die Brust, und ein Thränenstrom machte dem gequälten Herzen Luft. Gleich darauf aber richtete er sich empor, als schäme er sich seiner Schwäche, und ertheilte mit fester Stimme den Befehl, daß man der Leiche des Prinzen entgegen reise, und Földersjahn und Brandt rüsteten sich, diesem Gebot nachzukommen. Der Verstorbene konnte nun mit der Mutter zugleich bestattet werden, und das herzogliche Haus trauerte um zwei seiner Glieder, die ihm so plötzlich entrisen worden.

Kapitel XI.

Der Allerseelestag.

Mittlerweile ging Lufft seinen Geschäften unbeirrt nach; zwar war es ihm befremdend, daß Diejenigen, welche nur zu oft seinen Schutz und seine Hilfe in Anspruch genommen, ihn jetzt weniger als sonst darum angingen und außerdem fiel es ihm auf, daß er bei seinen Gängen in Wald und Flur unwillkürlich auf Personen stieß, die eigentlich in die Amtsstube gehörten, und die er oft mit diesem oder jenem Arbeiter in eifriger Unterredung traf. Bei seiner Annäherung aber bemerkte er, daß sie ihr Gespräch abbrachen und rasch auseinander gingen; was ihn ober besonders Wunder nahm, war, daß der Jägerbursche, Skrauja-Peter genannt, aus Neuenburg nach Neugut gekommen war, sich viel unter den Gesindesbauern und den Arbeitern in der Stückgießerei umhertrieb und auf Lufft's Frage, was er in Neugut wolle, ihm lächelnd antwortete, er habe Auftrag von der Obrigkeit, dem Wild in den Wäldern nachzuspüren und Anordnungen für die nächste Herbstjagd zu treffen. Obwohl dies Lufft nicht wahrscheinlich schien, so war ihm doch die Anwesenheit des Mannes zu gleichgültig, um sich weiter viel um ihn zu kümmern. Mine, welche überall ein wachsameres Auge hatte, bemerkte oft, daß gerade während der Abwesenheit des Amtmanns die Arbeiter sich in Gruppen zusammenfanden und mit scheuen Blicken unter einander flüsterten, bei ihrer Annäherung aber rasch auseinanderstoben. Der Besuch der Armen und

Kranken wurde immer geringer, und es gab Tage, wo Mine auch nicht ein Gläschen Arznei für dieselben hinaus zu tragen hatte; ganz eigenthümlich war es, daß Leute, die dem Amtmann mit Liebe und Treue jahrelang hindurch gedient hatten, plötzlich unter allerlei Vorwänden den Dienst kündigten und das Haus, wie es schien, leichten Herzens verließen. Mine saß oft kopfschüttelnd, in tiefe Gedanken versunken und konnte sich diese Erscheinungen nur dadurch erklären, daß jene Gerüchte aus Schweden, die plötzlichen Trauerfälle am herzoglichen Hofe, der Brand von Riga, die Hinrichtung Frank's die Gemüther der Leute aufregten und verwirrten. Dieses Alles aber reichte nicht aus, das Verhalten zu erklären, welches sie ihr gegenüber zeigten. Wie ein Alpdruck lag es auf allen Gemüthern; es war, als schwebe ein großes, schreckliches Unheil über Neugut und dessen Insassen. Nur in der Stückgießerei ging es noch ebenso fröhlich und munter zu, wie ehemals; die holländischen Arbeiter waren heiter und guter Dinge und sangen nach gethaner Arbeit ihre Volkslieder beim Orgelspiel des lustigen Konrads, der bei ihnen als arbeitssamer und nüchternen Genosse in Ansehen stand.

Lisbeth war an das Krankenbett des alten Guldenius gefesselt, der, schon seit Monaten von der Sicht befallen, hart darniederlag. Sein Amt hatte er bereits ganz dem Adjuncten übergeben. Mit Beginn des neuen Jahres sollte Hermann Lustt feierlich als Prediger eingeführt werden; die Gemeinde hatte ihn gewählt, da sie es längst gewohnt war, ihn als ihren Lehrer und Seelsorger zu verehren. Lisbeth, die mit dem Bruder täglich unter dem Dache des alten Guldenius zusammen war, mußte sich im Stillen eingestehen, daß er seit einem kurzen Zeitraum ein ganz Anderer geworden war. Er schien um 10 Jahre gealtert, lebte nur seinen Pflichten und war vollständig theilnahmlos gegen alle äußeren Eindrücke und schweigsam über alle Maßen. So vergingen Wochen und Monate, ohne daß Lisbeth auch nur ein einziges Mal Gelegenheit gehabt hätte, Hermann auszuforschen, wie es mit seiner Neigung zu Elsen stehe, und da er es vermied, auch nur den Namen des Mädchens auszusprechen, so glaubte Lisbeth, er habe längst

aufgehört, an Elfe zu denken, und malte sich schon in Gedanken die reiche Marie als Schwägerin und angesehene Pfarrfran aus.

Unterdessen hatte Jan im Gefängniß einen Besuch von Dr. Harder empfangen und war ganz unerwartet zum Verhör beschieden worden.

Nach seiner Unterredung mit Schmul Baruch hatte er sich mit leichtem Herzen auf seine Streu geworfen, um neue Pläne zu schmieden und sich neuen Hoffnungen hinzugeben.

Tags darauf begab er sich um die bestimmte Zeit an sein Fenster und war nicht wenig überrascht, schon nach einer Stunde Schmul Baruch mit gespreizten Beinen und langsamen Schritten, den Strohbüschel im linken Schuh, über den Markt kommen zu sehen. Der Jude that, als habe er keine Ahnung, daß Jan ihn beobachte, und verschwand alsbald, nachdem er sein Versprechen erfüllt. Jetzt war Jan seiner Sache so ziemlich sicher; er fingirte eine Krankheit, indem er das Essen fast unberührt ließ, und harrete nun, auf seinem Bette liegend, der Dinge, die da kommen mußten. In der That klirrten eines Tages die Riegel, und der Leibarzt trat ein; er ließ sich ohne weiteres auf die Bank am Bette nieder, griff nach dem Handgelenk des Müllers, lächelte verschmizt und sagte:

„Na, wie geht's Dir, Du armer Kerl? Du hast Zeit genug gehabt, Dich zu langweilen!“ Und er schaute prüfend auf das blasser, hagere Gesicht des Müllers, auf welchem die breite rothe Narbe über Stirn und Wange deutlicher denn je hervortrat.

„Schlimm genug, Medicus,“ sagte Jan unwirsch, „da Ihr mich so lange in der Klemme stecken liebet, ohne Euch um mich zu kümmern!“

„Daß es gut sein, mein Söhnchen! Man hätte Dich nicht gehängt, so lange ich herzoglicher Leibarzt bin!“ sagte Harder; „ein wenig zappeln mußtest Du für Deine Unvorsichtigkeit, denn Du hättest mit den Lufft's vorsichtiger sein müssen. Indessen: *Malum quidem nullum est sine aliquo bono.*“

„D, Medicus, wie kommt Ihr mir vor!“ rief Jan verwun-

dert, waret Ihr denn nicht bis jetzt der bitterste Feind des Amtmanns, und seit der Stunde, wo er Euch im Zelt zu Boden drückte, hätte ihn, nach Eurer Meinung, schon längst der Teufel holen können!“

„Was lange währt, wird gut, mein Junge!“ lachte Harder, „der Mann empfängt seinen Lohn auch ohne meine frommen Wünsche; denn daß Du es weißt, der Herzog, unser Herr, ist über sein Treiben so sehr erzürnt — und er macht kein Hehl daraus — daß er den Lufft für Einen hält, der mit seinen Arzneien, wie mit seinen heuchlerischen Reden das Volk vergiftet und seinen Herzog an Leib und Seele zu Schaden gedenkt. Wenn man Dich auf's Gericht citirt,“ fuhr Harder fort, „so habe genau Acht, daß Du in Uebereinstimmung mit dem Strauja-Peter wider den Amtmann zeugst. Du hast den Lufft, wie Du sagst, am Charfreitage im Walde getroffen, wie er mit dem Messer grünes Kraut vom Boden schnitt. Es ist nöthig, daß Du diese Aussage vor Gericht bestätigst!“

„Wenn es weiter nichts ist,“ lachte Jan, „so sage ich ja auch die lauterste Wahrheit und kann es ebenfalls bezeugen, daß ich in der Zeit, wo ich in Neugut war, ihm ein ganzes Krötennest ausgenommen habe!“

„Wohlan, und der Strauja-Peter hat beobachtet, wie er seine Arznei um Mitternacht gebraut, und ihn dann betroffen, wie er bei Sonnenaufgang, mit dem Gesicht gegen die Sonne gekehrt, aus einem Henkelkrüge den Trank genoß, der Macht und Ansehen verleihen soll.“

Jan hatte eine geraume Zeit den Doctor verwundert angesehen; dann begann er unwirsch:

„Ja, gestrenger Herr Medicus, was soll mir der Hocuspocus, wenn ich nach allen bereitwilligen Aussagen wieder in dies stinkende Loch zurückspazieren muß, um erst dann das Tageslicht wieder zu erblicken, wenn man mir die Freiheit und die rechte Hand nimmt? Der Teufel hole Euch und den Amtmann dazu!“ schrie er zornig, „wenn Ihr mich nicht durch einen Machtspruch aus dem Kerker

befreien könnt, daß ich unangefochten davongehę und meine Freiheit genieße!"

"Das wird Deine Sache sein, mein Söhnchen!" flüsterte Harder und drückte Jan auf sein Lager zurück, "locke nicht den Schließer durch Deine Ungebährdigkeit herbei! — Wenn Du klug bist, so lasse vor Gericht durchblicken, daß der Rufft mit Dir Händel gesucht, um Dich als Zeugen unschädlich zu machen, und daß Du schon längst bereut hast, Dich gegen ihn vergangen zu haben."

Mit diesen Worten zog Harder eine Flasche aus seiner Rocktasche; dann fuhr er fort:

"Das ist die richtige Arznei aus den herzoglichen Kellern, die ich Dir gebracht habe!"

Jan griff darnach und that einen herzhaften Zug.

"Das war ein vernünftiger Gedanke von Euch, Doctor!" sagte er, "denn Eure Pillen verachte ich ebensosehr, als die, welche der Rufft fabricirt! Dieses dumpfe Loch hat mich krank und elend gemacht, meine Kräfte sind geschwunden, wie das Fleisch an meinem Leibe. — Doch wie ist es gekommen, daß der Rufft so sehr in des Herzogs Gunst gefallen ist?" fragte er.

Hochmuth kommt stets vor dem Fall, mein Söhnchen, und noch ahnt's der Prophet nicht, daß man alle seine Schritte beobachtet, daß er, unter dem Schein, ihn gewähren zu lassen, von herzoglichen Spähern umgeben ist. Man macht ihn sicher, um ihn desto schneller zu Fall zu bringen. Na, Gott befohlen! Der Schließer kommt, mich hinauszuleiten!" Und Harder erhob sich, um den Heimweg anzutreten.

Die tiefe Trauer des herzoglichen Hauses wurde auf kurze Zeit durch ein freudiges Ereigniß gemildert: der Erbprinz traf mit seiner jungen Gemahlin und einem großen Gefolge in Mitau ein, um zur Zeit des Leichenbegängnisses im Kreise der Seinen nicht zu fehlen.

Sophie Amalie, künftige Herzogin von Aurland, war eine lieb-

reizende Erscheinung, deren Anmuth und Schönheit alle Herzen bezauberten. Das Antlitz des Herzogs verklärte sich einen Moment, als sich die junge Fürstin vor ihm verneigte, und er schloß sie väterlich in seine Arme. Barbara empfing sie mit freudiger Verehrung und konnte mit freiem, glücklichem Gemüth dem Prinzen ihre Glückwünsche darbringen; der Schmerz um den zerstörten Jugendtraum war allmählig geschwunden, und endlich ein herzliches Interesse in ihr erwacht für den Mann, der sie mit treuer Ausdauer liebte. Sophie Charlotte war glücklich in dem Glücke ihrer Lieben, und nur der Gedanke an die zu schnell hingegangene Mutter trübte ihre Freude und ließ dieselbe stets in Wehmuth übergehen. Das lange Unwohlsein des Herzogs und die bevorstehende Beisetzung der herzoglichen Leiche gestatteten dem Hofe keinerlei Festlichkeit; eine tiefe Stille herrschte in den fürstlichen Räumen und schwarze, in Flor und Crêpe gehüllte Gestalten huschten leise durch die Gänge. Prinz Friedrich und seine Gemahlin fügten sich diesem Stillleben, obwohl der 27jährige Prinz den Aufwand außerordentlich liebte. Tanz, Musik, französisches Theater, italienische Oper, Jagd, Hunde, Pferde waren seine Passion; dies zeigte schon sein glänzendes Gefolge. Der Falconier Geertz war stets in seiner Nähe, um für die künftigen Jagden Falken zu züchten. Als ein gutes Omen für das Jagdglück war es anzusehen, daß, als sich der Prinz der Grenze Kurlands näherte, ein Auerhahn in die Chaise zu Füßen der jungen Prinzessin niederfiel. Derselbe wurde lebend von Geertz nach Mitau gebracht und als seltener Vogel gepflegt und gezähmt. —

Es war im October des Jahres 1677, als, zu ungewöhnlicher Stunde bei einbrechender Dämmerung, eine Anzahl Männer geräuschlos die Treppe des Accisehauses hinauffstieg und sich mit geheimnißvollen Mienen in den Gerichtssaal begab. Es fehlte keiner der Glieder des hohen Raths. Nachdem sie ihre Plätze eingenommen, öffnete sich die Thür des Vorzimmers, und in Begleitung zweier Gerichtsdienner trat Jan ein; ihnen folgte der Jägerbursche Strauja-Peter aus Neuenburg. Die Fragen, welche dem Jan vor-

gelegt wurden, beantwortete er mit dem unausbleiblichen „Ja.“ Hierauf wurde der Skrauja-Peter vernommen und ihm begreiflich gemacht, um was es sich hier handele.

Draußen im Gange harrte Lufft, der ebenfalls zu dieser Stunde herbeschieden worden und sich im Stillen wohl zehn Mal gefragt haben mochte, was das hohe Gericht zu so ungewöhnlicher Zeit von ihm wollen könne, und zuletzt zu dem Resultate kam, daß es sich hier um nichts Anderes, als um eine unwichtige Aussage seinerseits handeln werde.

„Folgt mir, Amtmann!“ erklang plötzlich die Stimme des Gerichtsdieners, welcher Lufft aus seinen Gedanken weckte; dieser ging schweigend den Gang hinauf und trat in's Gerichtszimmer, wo man ihm zu seinem Befremden befahl, sich auf die Anklagebank zu setzen. Er stellte sich vor dieselbe und erhob sein Haupt, das, von grauen Locken umwallt, einen ehrwürdigen Eindruck machte. Die klugen dunklen Augen, die noch nicht ihren Glanz verloren hatten, leuchteten auf vor innerer Erregung und hesteten dann, wie fragend, sich auf das Antlitz des Präsidenten. Lufft überkam jetzt die Ahnung, daß es sich um eine schwere Anklage handele; sein reines Gewissen aber, daß sich von keiner Schuld belastet fühlte, gab ihm den Muth, frei aufzuathmen und seine Besonnenheit nicht zu verlieren.

Nachdem er den üblichen Gruß gethan, der aber unerwidert blieb, stand er schweigend da.

Endlich hub der Präsident an:

„Seid Ihr der Amtmann Lufft aus Neugut?“ — und fuhr auf die Bejahung dieser Frage fort:

„Ihr seid angeklagt, daß Ihr Euer Wissen zu unlauteren Dingen mißbraucht; Ihr seid ferner angeklagt, daß Ihr durch gleichnerische Reden das Volk für Euch gewonnen, und daß Ihr dasselbe gegen Euren Landesherrn aufrührerisch zu machen sucht. Schließlich seid Ihr angeklagt, daß Ihr durch ein Bündniß mit dem Bösen Euren Landesherrn in Krankheit des Leibes und der Seele zu stürzen gesucht, und daß Ihr allerlei Unheil über das

herzogliche Haus heraufbeschworen, damit es untergehe und Ihr zu Ansehen und Macht gelangen könnt!"

Eine Pause trat ein, während Lufft den Präsidenten und dann der Reihe nach alle Anwesende verwundert und mit fragenden Blicken ansah; es war ihm zu Muthe, als halte ihn ein böser Traum gefangen und eine feindliche Macht hindere ihn am Erwachen. Plötzlich fiel sein Blick auf Jan; wie ein Blitzstrahl durchsuchte es ihn. Von dort aus also nahte sich ihm die Gefahr! Er wußte, daß er es hier mit einem schlimmen Feinde zu thun habe, und ein plötzliches Zagen beschlich ihn, den sonst so resoluten Mann; er vermochte sich kaum zu sammeln und suchte nach einer Antwort auf jene Fragen des Präsidenten, die ganz dazu angethan waren, seine gesunden Sinne zu verwirren. Er rang nach Fassung und es war ihm, als umschleierte ein Nebel seine Sinne. Dann schweiften seine Augen zu dem Müller hinüber; dieser ertrug den vorwurfsvollen Blick des Amtmanns nicht, schaute unstät von einem Gegenstand zum andern und ließ dann seinen Kopf auf die Brust sinken.

„Ihr braucht lange Zeit zur Antwort!“ ließ sich die Stimme des ältesten Richters vernehmen.

„Herr!“ entgegnete Lufft, „auf dergleichen Beschuldigungen, die nicht im Bereiche der Möglichkeit liegen, vermag ich keine Antwort zu geben und ich glaube, daß ein böser Traum meine Sinne verwirrt, aus dem mir Gott, der Allmächtige, zum Erwachen helfen möge!“

„Habt Ihr das Volk rebellisch gemacht oder nicht?“ rief laut der Richter; „gebt Antwort, im Namen des Gesetzes!“

„Ich war der Freund des Volkes, denn ich heilte seine Krankheiten und half einem Jeglichen in seiner Noth nach Kräften,“ entgegnete Lufft einfach.

Habt Ihr Gaukeleien zur Nachtzeit getrieben und Tränklein aus Krötenblut und Akrannenwurzel gebraut, um durch den Genuß derselben Macht und Ansehen zu gewinnen?“ fragte der Präsident weiter.

„Hierauf, mein gestrenger Herr,“ ließ sich Vufft vernehmen, „vermag ich keine Antwort zu geben, denn ich weiß nicht, was ich zu einer so unsinnigen Beschuldigung sagen soll!“

„Tritt vor, Müller!“ rief der Richter; — „hast Du auf Geheiß dieses Mannes Kröten getödtet und ihm überliefert?“

„Ja,“ sagte Jan, „es geschah dies — zwei Mal.“

„Allerdings, gestrenger Herr,“ fiel Vufft ein, „der Müller fing sie mir, damit ich sie in Spiritus legen könnte, um meine Sammlung zu bereichern; denn die Kröte besitzt nicht jene bösen Eigenschaften, welche die Menschen ihr andichten, sie ist ein harmloses, nützlichcs Thier und vertilgt viele schädliche Insecten.“

„Genug!“ rief der Richter barsch, „Eure ungereimten Belehrungen behaltet für Euch! Wir sind anderer Ansicht. Hast Du,“ fuhr er, zum Jägerburschen gewandt, fort, „den Amtmann den Krug mit dem Getränk bei Sonnenaufgang leeren sehen?“

„Accurat so, allergnädigster Herr,“ entgegnete Skrauja-Peter mit einer plumpen Verbeugung. „Es war des Morgens in der Frühe, als ich nach einem Gewitter aufstaud; der Tag graute kaum am Himmel, mich trieb's hinaus aus der Wohnung, die dumpf und eng ist, wie die Wohnung des armen Mannes. Ich schlenderte an des Amtmanns Behausung vorüber. Da fiel ein röthlicher Schein aus einem der Fenster der Amtmannswohnung, und ich schaute so ein wenig hinein, Du lieber Gott, nicht aus Neugierde, und sah den Amtmann am Heerde mit Töpfen und Pfannen hantieren. Er goß eine rothe Brühe und dann noch eine andere in einen Henkelkrug. Du himmlischer Vater! dachte ich, was mag denn wohl unser guter Amtmann da hinein gießen? Dann stand ich eine Weile und sah, wie er an den Fingern rechnete und zählte; dann streifte er sich die Hemdärmel herauf, warf seine Schürze zu Boden und griff nach einem der Henkelkrüge. Warmherziger Gott! dachte ich, jetzt trinkt er wohl den Hezentränk! und richtig, allergnädigster Herr, ich hatte kaum noch soviel Zeit, um die Ecke herumzuspringen und von dort ein klein wenig den Kopf hervorzuschieben. In demselben Augenblick ging die Sonne am Himmel

auf. Der Amtmann murmelte leise allerlei Worte, legte dann den Krug an seine Lippen und leerte ihn bis auf die Reige. Du lieber himmlischer Vater! dachte ich, jetzt ist's aus mit ihm! Aber nein! er reckte sich noch höher, nahm seine Mühe vor einem Unsichtbaren ab, und ich hörte die Worte: „Gieb Kraft und Stärke zu neuen großen Thaten!“

„Kannst Du das beschwören?“ rief der Richter: „und hast Du recht gesehen?“

„Accurat so!“ entgegnete Skrauja-Peter mit Nachdruck; auf einen Wink des Richters kehrte er sich pflegmatisch um und stellte sich, als ob Nichts geschehen wäre, an den Thürpfosten.

„Was habt Ihr hierauf zu erwidern, Amtmann?“ wandte sich der Richter zu Luft.

„Nichts!“ entgegnete dieser heiter, und wie eine leichte Ironie zuckte es um seine Lippen.

Eine Weile schauten sich die Richter bedeutungsvoll an, während der Secretair Böschau eifrig weiter schrieb. Luft wartete nun, daß man ihn frage, weshalb er diesen Trank, auf den man so viel Gewicht legte, an jenem Morgen genossen. Allein die Richter flüsterten angelegentlich mit einander, und der Präsident sandte eigenhümliche Blicke zum Inculpaten hinüber.

„Was hattet Ihr am Charfreitage im Walde zu thun, Amtmann?“ hub er von Neuem an; Leute beobachteten Euch, daß Ihr gewisse, frisch emporgesprossene Kräuter vom Boden geschnitten. Hier der Müller hat Euch bei dieser Arbeit betroffen und auch angebetet. Hat der Bursche wahr gesprochen oder gelogen? Antwortet!“

„Er sprach wahr!“ sagte Luft ernst; „doch erlaubt, gestrenger Herr, eine Frage. Es sind diese Dinge doch zu unschuldig, um sie vor Gericht bestätigen zu müssen, und der lange Gang von Neugut bis hierher ist wahrlich zu weit, um Dinge auszusagen, die doch eigentlich nur meine Person allein betreffen. Was ich am Charfreitage, welcher der Sterbetag meiner guten Frau ist, im Walde thue, kann ja nur meinem Herzen verständlich sein, und für den Naturforscher

ist jedes grüne Hälmlchen, das der nahe Frühling erweckt, eine frohe Botschaft; daher —“

„Schweigt!“ herrschte der Präsident ihn an; „was für Mittel gebraucht Ihr, um die Gesundheit unseres Herzogs und Landesvaters zu untergraben?“

Lufft kreuzte die Arme über der Brust und schien in Gedanken verloren; dann raffte er sich, wie jäh erschrocken, empor und fragte betroffen:

„Mittel, welche den Herzog —? Da sei Gott vor! Die Mittel, welche der Herzog genießt, kommen nur aus den Händen des Leibarztes, und die Gesundheit unseres Herrn wäre längst wieder da, wenn man ihn in die frische Luft ließe und ihn in ein anderes Kabinet brächte, das nach der Südseite liegt. Die Sonne thäte ihm wohl und eine warme Temperatur auch!“

„Man fragt Euch nicht um Eure Ansicht hinsichtlich der herzoglichen Pflege, sondern gesteht, ob Ihr dem Herzog heimlich nachstellt oder nicht!“ rief der Richter.

„Meine Manneschre gebietet mir, hierauf zu schweigen, gestrenger Herr!“ entgegnete der Amtmann fest; „der Herzog hat keinen treueren Lehnsman als mich, so war mir Gott helfe!“ und Lufft schwieg erschöpft still.

„Führt ihn hinaus und in Gewahrsam bis auf Weiteres!“ befahl der Präsident.

„So wollt Ihr mich verhaften?“ rief Lufft entsetzt.

„Auf des Herzogs Befehl!“ entgegnete der Richter; „denn Ihr habt die Aussagen Eurer Zeugen bestätigt und das genügt!“

Einen engbeschriebenen Bogen übergab jetzt der Secretair dem Präsidenten. Die Oberräthe setzten ihre Namen darunter, der Präsident drückte ein gewaltiges Amtsfieges darauf und steckte ihn dann zu sich. Unterdessen stand Lufft wie gelähmt an Körper und Geist da, und ein Chaos von Gedanken verwirrte seine Sinne; was jetzt um ihn her vorging, bemerkte er nicht mehr; ein stechender Schmerz in den Schläfen und das Gefühl einer Ohnmacht bemächtigten sich des alten Mannes. Er folgte dem Gerichtsdiener, theilnamlos,

wie in völliger Geistesabwesenheit, bis au's Ende des engen Corridor's, wo jener eine Thür öffnete und den Amtmann hineinschob. Lufft hörte einen Riegel vorschieben und sank erschöpft auf eine Holzbank. So verharrte er die ganze Nacht, bis der Schlaf ihn übermannte und der Schließer ihm des Morgens in der Frühe die Gefangenkost brachte.

Nachdem Lufft den Gerichtssaal verlassen, wandte sich der Richter zu Jan:

„Ihr Müller, seid auf herzoglichen Befehl frei! Beseißigt Euch der Rechtshaffenheit und Treue!“

Er erhob sich, und mit ihm die andern hohen Herrn des Rathes. Die Sitzung war geschlossen.

Eine Weile stand Jan wie betäubt, keines Wortes mächtig, da; dann taumelte er freudetrunken aus dem Saale. Draußen angekommen, blieb er stehen und strich sich das Haar aus der Stirn, richtete sich hoch auf und wollte die Stufen hinuntereilen. Da trat ihm eine breite Gestalt entgegen und schob sich ihm dicht unter die Augen.

„Mit Verlaub, Mann!“ sagte der Fremde; „könnt Ihr mir nicht sagen, ob der Amtmann aus Neugut hier ist und ob ich ihn bald erwarten kann?“

„Der Amtmann war drin, aber ob Ihr ihn erwarten könnt, lasse ich ungesagt; indeß macht Platz und laßt mich fort!“

„Ah,“ lachte der Fremde, „Ihr seid's, Jan, der Pokain-Müller! Der Fuchs verläßt die Falle, um den Edelhirsch drin zu lassen! Das sieht Euch ähnlich, mein Freund! Doch damit Ihr mich erkennt, seht mich genauer an! Es ist Konrad, der Veiermann, der vor Euch steht, Euer ehemaliger Kriegsgenosse!“ und er vertrat Jan den Weg. „Schaut mich nur an, ich habe die schlechte Haut abgestreift und das böse Gewissen durch guten Willen ein wenig zum Schweigen gebracht. Es wäre Zeit, Ihr thätet es auch!“

„Hol' Euch der Teufel!“ schrie Jan, welcher fürchtete, er könne durch eine Verzögerung in seine Zelle wieder zurückgebracht werden, „macht den Weg frei, oder —“ er ballte die Faust.

„Nicht früher, mein Söhnchen, als bis Du mir sagst, zu welchem Zweck, man den Amtmann hierherbestellt!“ rief Konrad, „denn da Du dabei warst, wirst Du es genauer wissen, als ich!“

„Der weiß es besser!“ sagte Jan und deutete, froh, so leichten Kaufes davon kommen zu können, auf die langsam herankommende Gestalt des Jägerburschen; er sprang mit einem mächtigen Satz die Stufen hinab und verschwand in der Dunkelheit, während Konrad sich rasch umwandte und mit dem Jägerburschen zusammenstieß. Erstaunt, auch diesen hier zu sehen, fragte er:

„Was thatet Ihr denn hier, Peter?“

„Du himmlischer Vater,“ sagte dieser, „man kommt eben auf Befehl der hohen Herrschaften; der arme Mann kennt keinen andern Willen, als den ihrigen!“

„Guter Freund,“ begann Konrad, dem es bang um's Herz zu werden anfing, „wollt Ihr mir nicht sagen, ob ich hier bald den Amtmann erwarten kann?“

„Ne, Brüderchen, das nicht!“ entgegnete Peter lakonisch.

„Wohin hat man ihn denn gebracht?“ rief Konrad, „man hat ihn doch unmöglich verhaftet?“

„Du lieber Gott, accurat so!“ sagte Skauja-Peter und schritt unbeirrt die Treppe hinab.

„Herr Gott!“ rief Konrad angstvoll, „ich glaube gar, ich lerne noch das Beten! Meine Drgel, ja selbst meine rechte Hand gäbe ich hin um eine sichere Nachricht! Welche Kunde bringe ich nun der Jungfer Mine heim, die sich in Angst verzehrt und die mich des Vaters wegen den weiten Weg bis hierher machen ließ?“

Er kauerte sich auf der Treppe nieder und stützte sein sorgenvolles Haupt in beide Hände; er beschloß, den nächsten Morgen abzuwarten und dann neue Versuche anzustellen, sich über das Verschwinden des Amtmanns Gewißheit zu verschaffen. Nachdem er eine lange Weile überlegt und es draußen immer stiller und dunkler geworden, erhob er sich endlich, um für die Nacht in einem nahegelegenen Wirthshause ein Unterkommen zu suchen. Am andern Morgen begab sich Konrad in aller Frühe zum Eingang des Accise-

hauses, wo er zu seinem Schrecken erfuhr, daß sich der Amtmann noch daselbst befinde; zu welchem Zweck man ihn hier zurückhalte, verschwieg man Konrad und ließ ihn vollständig im Unklaren. Muthlos und voll Besorgniß trat er unverzüglich seinen Heimweg an.

Mittlerweile war Lufft in dem düstern, nur von einem Lämpchen erhellten Zimmer bereits 24 Stunden in Haft gehalten worden. Einmal nur erschien der Schließer, der ihm das Essen brachte; auf des Amtmanns Fragen schien der Mann erstaunt, ihn als Gefangenen zu sehen, konnte indeß keinerlei Aufschluß geben und vermied soviel wie möglich die Fragen des Gefangenen zu beantworten.

Nachdem er sein Amt erfüllt, verließ er eilig die Zelle.

Wiederum war ein Tag verstrichen in fürchterlicher Eintönigkeit, und der Abend begann bereits zu dämmern; regungslos saß Lufft in einem Winkel und bemühte sich, einen klaren Gedanken zu fassen in diesem schweren Mißgeschick, das über ihn hereingebrochen. Weder Speise noch Schlaf hatten ihn erquickt; müde und gebrochen saß er da und lehnte das greise Haupt in die zitternden Hände. Wiederum hatte der Schließer ihm seine Nahrung gebracht und war stumm gegangen, wie er gekommen.

Vom Thurm schlug es acht. Zu gleicher Zeit öffnete sich die Thür zu Lufft's Gefängniß; zwei unbekannte Männer traten ein und forderten den Amtmann auf, ihnen zu folgen.

Tief aufathmend erhob sich Lufft, faltete freudig die Hände und sprach:

„Ich wußte es wohl, daß man einen Mann, der noch keinem Kinde Etwas zu Leide gethan, nicht lange der Freiheit berauben kann. Mein Herzog ist groß und edel, und mit seinem Wissen that man mir dies nicht an. Es war ein Irrthum, ein böser Irrthum!“

Und er folgte leise bebend den beiden, schweigsam voranschreitenden Männern.

Draußen stand ein mit Leinwand überspannter Wagen, den zwei dürre Pferde ziehen sollten.

Man befahl ihm, Platz zu nehmen; auf seine Frage, ob es nach Neugut gehe, nickte einer der schweigenden Männer, und Beide

setzten sich zum Amtmann in den Wagen, hinter welchem sich 6 bewaffnete Söldner befanden. Der Bauer, welcher vorne saß, schwang die Peitsche, die Pferde zogen an, und fort ging es in die dunkle Nacht hinaus. —

Die Zeit der Allerseelenfeier war im 17. Jahrhundert in Kurland von den letzten Tagen des Septembers bis zum 23. October angelegt. Der Herzog verordnete tägliche Gottesdienste in dieser Zeit; das Volk aber war schon seit vielen Jahren gewohnt, diese Festtage durch andere Gebräuche zu feiern. Es galt nämlich unter ihnen der Glaube, daß die Seelen der Verstorbenen um diese Zeit ihre Wanderung unternähmen, und um dieselben nicht zu erzürnen, hielten sie in diesen Tagen die Seelenspeisung ab. Zwar befahl der Herzog, strenge Maßregeln zu treffen, insofern man das Volk bei solchen Mißbräuchen ertappte, dieses hielt aber trotz aller Strafen fest an den Gebräuchen der Heidenzeit, stellte Wachen aus bei seinen Todtenopfern, die es gewöhnlich in der Nacht veranstaltete, und hütete das Haus vor jeder Ueberraschung und vor profanen Blicken.

Else hatte unter dem Dache der alten Großmutter eine schwere Zeit durchlebt; der Zustand der Alten hatte sich immermehr verschlimmert, und es gab Stunden, wo sie völlig apathisch dalag und selbst Elsens Nähe ihr gleichgültig zu sein schien.

Der Herbst hatte dem kleinen Gärtchen bereits jeglichen Schmuß geraubt, und nun war auch dieser kleine, grüne Fleck am Hause, wo Else auf kurze Momente von ihren Mühen ausruhte, für sie kein Erholungsort mehr. Der Sturm wirbelte die dünnen Blätter in die Höhe, rüttelte an den morschen Läden und machte sie in ihren verwitterten Angeln erzittern. Der Aufenthalt in der kleinen Hütte war jetzt so eng, so düster, und Else hatte keinen andern Zufluchtsort, als den Sitz am Bette der kranken Großmutter.

Heute stand es mit der Alten etwas besser, und Else war erstaunt sie geistig rege und kräftiger als sonst zu sehen.

„Komm, Kind!“ sagte die Alte, als der Abend hereinbrach;

es ist mir heute so leicht um's Herz, als wäre ich jung und als wären alle Schmerzen dahin. Sey' Dich zu mir; ich habe Dir Vieles zu erzählen und will das Veräumte nachholen!"

Else beugte sich erfreut über die Alte und streichelte lieblosend die dürrn, kalten Finger, die Jene in einander gefaltet hielt.

"Sieh Kind!" hub Margarethe an, "Gott hat mir Kraft verliehen, daß ich Dir Alles, was noch mein Herz bedrückt, sagen kann. — Die Allerfeelenzeit ist da, und ich habe bis jetzt keinen der Allerfeelentage würdig begehen können. Die Meinigen werden ihre Seelenspeise nicht finden und werden mich zürnend empfangen, denn meine Zeit ist bald um. Geh, Kind, thu' meinen Willen und gedenke der Todten! Bring ihnen die Speise, welche sie Jahr für Jahr bei mir gefunden. Bete in meinem Namen für sie, und so Dir Dein Liebstes erscheinen soll, habe Deine Gedanken auf dasselbe gerichtet und Du wirst es schauen! Zuvor aber, Elsklein, bringe mir aus der kleinen Spinde ein zusammengeknüpftes Tüchlein, das kreuzweis mit einem rothen Faden überbunden ist."

Else erhob sich und that, wie die Alte ihr geheiß; sie brachte ein kleines, mit rother Wollenschnur umwundenes Packet, welches Margarethe mit zitternden Händen öffnete.

Sie hielt einen Pokal aus getriebenem Silber mit schöngezeichneten Arabesken, in denen sich Nebengewinde um tanzende Götter schlangen, empor. Else aber ergriff hastig das Tüchlein und besah es, indem sie sich darüber beugte, mit erstaunten Blicken.

"Um Gott, Altmutter, wie kommt Ihr zu diesem hier?" rief sie; es ist ein ähnliches Tüchlein, wie das, welches der Inspector verlor! Es ist derselbe Namenszug, von Blumengewirr umschlungen! Von wem ist dieses Tuch, sagt's Mütterchen, von wem?"

"Es ist das Vermächtniß Deiner Mutter, mein Täubchen!" sagte Margarethe weich; "das Tuch und dieser Pokal sind Alles, was wir in den Falten ihres Gewandes fanden, als wir sie zur Ruhe betteten."

"Oh, mein Gott, so muß der Inspector die Mutter kennen oder mit ihr in Verwandtschaft stehen!" rief Else zitternd; "jetzt

muß ich hin zu ihm und ihn suchen und finden, wo er auch sein mag!“

„Zuvor aber, mein Kind, mußt Du mich begraben! Soll ich zur Ruhe gehen, ohne daß Deine lieben Hände mir die Augen zudrücken?“

Tief beschämt schlug Else die Augen nieder; dann umschlang sie die Kranke und flüsterte:

„Oh, vergieb, Mütterchen! Die Sehnsucht, meinen Vater zu finden, ließ mich einen Augenblick anders denken!“

„Es wird alles Gute über Dich kommen, mein Kind,“ sagte Margarethe; „Gott wird Dir für den bitteren Verlust, den Du erlitten, einen schönen Ersatz gewähren! Muth, Muth, mein Kind! Das Weh, welches Dein Haupt niederbeugt, wird, so schwer es auch ist, vorübergehen, wie alles Leid und alle Freude in dieser Welt!“ Die Alte starrte eine Weile mit weit geöffneten Augen vor sich hin und schloß sie dann plötzlich wie ermüdet.

Else glaubte, die Großmutter verfalle wieder in die Phantasien, welche sich ihrer seit einiger Zeit bemächtigten, und ließ traurig das Haupt sinken; dann nahm sie den Becher und hüllte ihn in das Tuch, welches sie in den Falten ihres Kleides verbarg.

„Geh hin, mein Kind!“ erfülle meinen letzten Wunsch!“ flüsterte die Kranke, „bringe ihnen Honig, Brod und Milch, decke ein weißes Leinentuch über den Tisch in der Kammer nebenbei, zünde die geweihten Kerzen an und bete, bete für mein und ihr Seelenheil!“ Sie deutete mit der dünnen Hand nach der Kammer, die, durch eine Scheidewand getrennt, neben der Stube lag, wo die Kranke sich befand.

Else erhob sich, küßte Margarethe und wollte, nachdem Jene ihr das Zeichen des Kreuzes über Brust und Stirn gemacht, die Kranke verlassen, die jetzt ruhig, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen dalag. —

Da ertönten Tritte im Hausflur, und Skraul, der an der Schwelle Posto gefaßt hatte, spitzte die Ohren und schlug laut an.

„Deffne die Thür, Else,“ sagte Margarethe; „halte den Hund

zurück! Der Schritt ist mir bekannt — Er ist's, der heimkehrt, um mir das Geleit zu geben."

Die Thür flog auf und, während Else sich bemühte, den Hund zu beschwichtigen, trat Jan ein.

"Bist Du heimgekehrt, Jan, Deine sterbende Großmutter zu sehen," rief Margarethe, „so sei willkommen! Führt Dich ein guter Geist in's Haus, so segne ich Deinen Eintritt."

"O, Altmutter," rief der Müller, „an den guten Geist müßt Ihr nicht zweifeln! Des starken Mannes Wille ist stets sein guter Geist; der Gang bis zu Euch wäre mir sauer genug geworden, beherbergte ich nicht einen starken Geist in mir. In der ungasstlichen Mühle mochte ich heute nicht einkehren, daher nahm ich den Weg über Doblen zu Euch. Das verfluchte Wetter trieb mich für eine Weile in's Schloß, wo mir der Mundschenk einen warmen Trunk reichte, mich dann aber wie einen Hund hinaustrieb, damit der Prinz meiner nicht ansichtig werde; daß ihn die Pest dafür treffe!"

"Fluche nicht, Jan!" rief Margarethe, „es ist die Allerseelenzeit, und der Todesengel bringt ein böses Ende Dem, der sich des Fluchens nicht enthält!"

"Laßt die Narrenspoffen, Altmutter!" brummte Jan; „schaffst mir lieber einen warmen Trunk, damit er mir die erstarrten Glieder belebe!" Er schüttelte die Wassertropfen aus dem struppigen Haar, und Else bemerkte mit heimlichem Widerwillen, wie die Narbe auf des Müllers Wange bläulich abstach von dem bleichen, gelblichen Gesicht. Während sie ihm ein Glas Wein, das für die Kranke bestimmt gewesen, hinreichte, fragte Margarethe:

„Was thut zu dieser Zeit der Prinz im Schlosse zu Doblen?"

„Er ordnet den Nachlaß der verstorbenen Herzogin, und der Dr. Harder und der Adjunctus helfen ihm dabei; der Brandt kann es nicht mehr thun, denn er ist seiner Herrin gefolgt, um ihre Angelegenheiten Oben ordnen zu helfen!" lachte Jan roh.

„So ist er hingegangen, der treue Diener seines Herrn!" nickte Margarethe wehmüthig, „Gott gebe ihm den ewigen Frieden!"

Else trocknete sich verstohlen eine Thräne um die andere, denn

auch sie betrauerte den Mann, der ihr in väterlicher Zuneigung oft mit Rath und That beigefanden und sie in Schutz genommen hatte gegen mancherlei Anfechtungen bei Hofe.

„Ja,“ sagte Jan, „er muß wohl plötzlich gestorben sein, und der Herzog hat da wieder einen Verlust zu betrauern; man gedenkt den Leichnam des Silberwärters in der Capelle im Schlosse zu Doblen beizusetzen, und der Kundschenk erzählte mir, daß der Adjunctus dorthin beschieden sei, um an der Todtenfeier theilzunehmen. Morgen in der Frühe soll der Leichnam ankommen und als der des treuesten Dieners des herzoglichen Hauses unter großem Gepränge einen Ehrenplatz in der Capelle erhalten.“

Else hatte mit stillem Erbeben den Namen des Adjunctus nennen hören. — So nahe war er ihr und doch so unerreichbar!

„Geh zur Ruh, Jan!“ sagte Margarethe müde, „oben auf der Trockenkammer wird der Rauchfang noch warm sein. Geh, morgen erzählst Du mir, welchem glücklichen Zufall Du Deine Freiheit verdankst!“

„Oben in der Trockenkammer ist wohl auch Platz für Zwei, Altmutter?“ sagte Jan; „ich habe einen Reisegefährten, dem ich Dank schulde, und der bei uns ein paar Stunden auszuruhen gedenkt; es ist der Hausirer Schmul Baruch, der mir auf der Landstraße begegnete und mir einen Platz auf seinem Wägelchen einräumte. Er zieht nach Lithauen zum Pferdemarkt und hat nun seine zwei Gäule bereits unter unserem Schuppen untergebracht.“

„Mag's drum sein!“ sagte Margarethe leise, „hat er Barmherzigkeit an Dir geübt, finde er bei uns desgleichen, obwohl ein Jude in der Allerseelenzeit Unglück in's Haus bringt!“

Sie schwieg, während Jan sich erhob und das Zimmer verließ. Else beugte sich über die Kranke; diese schien zu schlafen und ein stilles Lächeln verklärte ihre Züge. Leise, fast unmerklich ging der Athem, und das junge Mädchen verließ mit leichten Schritten das Zimmer, um sich in die anstoßende Kammer zu begeben. Ein Frösteln schüttelte Elsens Glieder; war es die Aufregung, oder auch die Kälte, die hier in dem niedrigen Zimmer herrschte? Sie bezwang sich, zündete

die Kerzen an und breitete ein weißes Leinen über den wurmstichigen Holztisch, stellte Brod, Honig und eine kleine Flasche mit Wein auf denselben und setzte sich dann mit gefalteten Händen in eine Ecke des Zimmers.

Obwohl sich Elsens Seele gegen den ihr gewordenen Auftrag sträubte, so war sie dennoch fest entschlossen, mit der ihr eigenen Pietät Margarethens Willen zu erfüllen.

Der große Schäferhund war dem Mädchen nachgeschlichen und lagerte sich still zu ihren Füßen.

Oben in der Trockenkammer hörte Else zwei Stimmen flüstern, es waren Jan und sein Nachtgefährte. Allmählig verstummten auch diese und Else überließ sich ihren Gedanken.

Eine schwere Sorge belastete ihr Gemüth: Jan war nun wieder in ihrer Nähe; der Platz an der Seite der Großmutter wurde für sie durch seine Anwesenheit unleidlich, und sie sann nach, wie sie dies neue Ungemach aus dem Wege räumen könne. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust, und sie gedachte der Aufgabe, welche sie zu erfüllen hatte. Die Lichter auf dem Tische flackerten unruhig hin und her; Else betete still für die abgeschiedenen Seelen und gedachte in Wehmuth ihrer heimgegangenen, unbekanntes Mutter. Das Bild der Verstorbenen, das sie oft in ihren Träumen gesehen, erfüllte ihre Seele; die Hoffnung, daß sich die Prophezeiung der alten Margarethe erfüllen könne, kam über sie und sie gedachte der Worte: „So dir Dein Liebstes erscheinen soll, habe Deine Gedanken auf dasselbe gerichtet, und Du wirst es schauen!“

Es war eigenthümlich: so sehr Else sich auch bemühte, an die todt Mutter zu denken, so stellte sich doch zwischen das Bild der Verstorbenen die lebensfrische Gestalt Desjenigen, den ihre Seele liebte, und immer mächtiger, immer sehnsüchtiger gab sie sich der Erinnerung hin. Der stille Augenblick gehörte ja ihr; sie war so glücklich in der Wiederholung jedes seiner Worte, und jede seiner achtungsvollen Gunstbezeugungen, die er ihr erwiesen, malte sich ihre aufgeregte Phantasie mit glühenden Farben aus.

Plötzlich erschrad Else und flüsterte angstvoll:

„O, geliebte Mutter, vergieb! Du zürnst mir und Dein Bild verhüllt sich vor meinen Blicken, denn mein Herz ist getheilt zwischen Dir und ihm. Ich bleibe einsam, denn auch Margarethe verläßt mich, — einsam wie die Welle, die sich im Sande verliert!“

Und sie stützte das Haupt in beide Hände und weinte bitterlich.

„Horch! War's nicht, als rief es draußen ihren Namen? Nein, der Wind flüsterte leise an den zerbrochenen Fensterscheiben. Da regte sich Skraul und schlug dumpf an. Else drückte den Kopf des Hundes beschwichtigend an sich und trocknete ihre Thränen. Da klang es wieder deutlicher:

„Else, geliebte Else.“

Sie schaute auf; da stand er, dem alle ihre Gedanken in der Allerseelelnacht gehört hatten. Die Weissagung Margarethens war erfüllt: „So Du an Dein Liebstes denkst in der Allerseelelnacht, erscheint es Dir sichtbar!“ flüsterte Else und getraute sich kaum, hinzusehen. Mit einem Satz aber sprang der Hund zum Fenster und Else folgte ihm erschrocken.

„Deffne das Fenster!“ ließ sich die Stimme Hermanns vernehmen, „ich muß Dich sprechen! Doch was schaust Du mich so fremd und erschrocken an?“

„Das ist Wahrheit!“ rief Else und drückte den kleinen Fensterflügel auf.

Die hohe Gestalt des Adjunctus bog sich in's Zimmer hinein; da stand er dicht vor ihr, doch wie ganz anders, seit sie ihn nicht gesehen.

„Schau mich nicht so starr an, Mädchen!“ rief Hermann und preßte ihre Hände in die seinen, „Du thust mir weh, denn kein Strahl von Freude liegt in Deinen Augen! Und doch mußt Du es Dir schon längst gesagt haben, daß wir ohne einander nicht zu leben vermögen. Sieh, Else, ich bin zu Dir gekommen in Nacht und Sturm,“ sprach er weich, „nachdem ich ein ganzes Jahr mit mir gerungen. Es waren Hochmuth, Eitelkeit, die mich verblendeten, ich weiß es jetzt, daß, wenn Du das Kind des letzten Bettlers wärst, und sie Alle das Schlimmste von Dir redeten, ich Dich

dennoch ewig lieben werde, ewig zu Dir stehen will, als Dein rechter, echter Schuß!“

Die Lichter flackerten im Winde und waren dem Erlöschen nahe; er hatte sie näher zu sich herangezogen und sah sie fragend an. Eine Weile stand Else regungslos, dann löste sich ihre Starrheit; wie Sonnenschein flog es über ihr bleiches, von Thränen überfluthetes Gesicht. Sie sagte kein Wort, aber ihre Arme legten sich um den Hals des Geliebten, und er hielt sie fest umschlungen.

Dann lösten sich ihre Hände und sie flüsterte:

„Für ewig!“

„Du mußt eine Heimath haben, mein armes, süßes Kind!“ sagte Hermann; „nach dem Tode Margarethens darfst Du nicht mehr an den Hof zurück, Du gehst in's Haus der Meinen!“

Else erhob einen Augenblick wie fragend das Haupt.

„Ich weiß, mein Kind,“ sagte der Adjunctus, „und verstehe Dich; die Schwestern haben bereits eingesehen, daß, wenn sie Dich nicht wollen, sie auch mich verlieren. Die Zeit ist gekommen, wo sie anders denken als früher. Meines Vaters Liebe erwartet Dich und Lisbeth freut sich, Dich wiederzusehen. Ich will Dich weich betten, mein Engel, und kein rauher Dorn soll jemals Deinen Fuß verletzen auf dem Wege, den Du an meiner Seite wandelst! Lebe wohl! Ich muß zurück in's Schloß, wo der Prinz mich erwartet, denn ich halte noch heute mit den im Schlosse Anwesenden ein Gebet für die abgeschiedene Seele der Herzogin, und morgen bringen sie den Leichnam des Silberwärters, der in der Capelle der Herzogin mit allen Ehren beigesezt werden soll. Mein Vater ist vor zwei Tagen nach der Residenz berufen worden, im Auftrage des Herzogs, und wird wohl mit dem Gefolge eintreffen. Leb' wohl, morgen gedenke ich Dich in der Schloßcapelle zu sehen, denn Deinem väterlichen Freunde giebst Du gewiß das Geleit zur letzten Ruhestätte!“

Else nickte stumm; er schloß sie noch einmal an sein Herz, drückte das Fenster zu und verschwand in der Dunkelheit.

Lange stand Else wie betäubt; dann sank sie nieder, und ein dankerfülltes Gebet löste sich von dem Herzen des glücklichen Mädchens. Lange lag Else mit gefalteten Händen am Boden; es hatte sich Alles so herrlich gewendet, ihre kühnsten Hoffnungen waren in Erfüllung gegangen, sie war nicht mehr allein in der weiten Welt, wenn Margarethe zur ewigen Ruhe einging, sie hatte ja außerdem Hoffnung, von dem Inspector eine Aufklärung über ihre Eltern zu erhalten. Er, der ernste Mann mit den tieftraurigen Augen, war vielleicht ein Verwandter, ein Freund ihrer verstorbenen Mutter, vielleicht ein Bruder derselben — o, welches Glück!“

Elsens Herz klopfte zum Berspringen, ihre rege Phantasie führte sie immer weiter.

Aber hatte denn Brandt nicht einmal angedeutet, daß Bengt-Ström im Schwedenkriege Viel verloren, daß dieser Verlust ihn für's ganze Leben unglücklich gemacht und er nur noch Ersatz in treuer Pflichterfüllung finde? Brandt war tief bewegt gewesen bei dieser Andeutung und hatte verstohlen eine Thräne im Auge zerdrückt; dann hatte er sich abgewandt, als habe auch er bei dieser Erinnerung in seinem Herzen eine alte Wunde aufgerissen. Else fühlte, wie eine gewaltige Sehnsucht sie antrieb, den Inspector aufzusuchen; diesem Manne konnte und wollte sie sich anvertrauen. Er würde sie, das wußte sie, mit liebevollem Herzen in ihren Nachforschungen unterstützen. In ihrer Erregtheit hatte sie nicht daran gedacht, dem Geliebten eine Mittheilung über Margarethens letzte Erzählung zu machen; in diesen kurzen, wonnigen Augenblicken fehlten ihr Sprache und Gedanken für alles Andere als ihre Liebe.

Eine Weile hatte sie selbstvergeben am Boden gekniet und ihrem dankerfüllten Herzen Luft gemacht; dann erhob sie sich, um nach der Kranken zu sehen, um welche sie jetzt Besorgniß überkam. Die Lichter waren längst erloschen und am Horizont dämmerte der graue, nebelumhüllte Tag; über ihr in der Trockenkammer wurde es rege und plötzlich erhob sich laut die Stimme des Juden:

„Herr Miller!“ schnarrte Schmul Baruch, „sollt Ihr sein

tausendmal bedankt for de Schloßstell', so ich hob gefunden unter Aier Dach! Sollt Ihr leben hundert Johr dorfür und kummen in Glück und Reichthum for Aich und for de Kinder von Aire Kinder!"

"Geh' zum Teufel!" brummte Jan schlaftrunken; „was sichts Dich an, Du Hund von einem Juden, daß Du mich im Schlafe störst?"

„Sollt Ihr uich sain ungehalten, Herr Miller, muß mer gaihnu hu raiten mit dem einen von die Pferdchens auf die Bauske'sche Straß' bis nach Balloden-Krug! Hat mir bestellt der Oberhauptmann, daß ich soll helfen transpetiren den Luft bis nach Bauske; weil aber sein gewesen die hwei Pferdchens hu wenig vor dem Amtmann sain Wagen, soll ich führen noch hwei derhu! Vor wos aber soll ich führen hwei Pferde, wenn ich kenn ankommen mit eins? Wird' ich sosen dem Hauptmann, daß ich hob gekauft das eine von die Pferdchens, und wenn ich hob abgetranspetirt den Luft, werd' ich kummen hu holen das andere!"

Else hatte sich vom Boden erhoben und horchte regungslos; wie zu Stein erstarrt stand sie mit angehaltenem Athem da, damit ihr keines der Worte entgehe; keine Muskel, kein Glied bewegte sich an ihr. Die Augen starr nach oben gerichtet, vernahm sie jedes der dort gesprochenen Worte.

„Was thun sie mit dem Luft in Bauske?" ließ sich Jan vernehmen.

„Waiß ich? — Wie ich gekummen in den Kallen-Krug vorbei, ist gekummen getranspetirt der Wagen mit dem Luft; neben ihm hoben geseffen hwei Hauptmänner mit gelodene Biztaulen, und sechs Männer sind gemarschirt nebenbei mit gelodene Flinten. Und wie ich hob gelegt mein Bindel auf die Bank in die Stub, hat gejogt der Hauptmann hu mir:

„Hier, Jude, nimm diese Ducaten und schaffe auf der Stelle noch Pferde zu!"

„Hob ich genommen die blanken Ducatchens mit Fraid und hob geworfen von die Sait mein Aug auf den Luft. Der hot ge-

fessen auf de Bank vorm Ofen und hat sich gewärmt am Faier die Glieder. Wie ich bin gekummen zu gahn auf die Straß, hob ich gesogt zu die Männer, was hat gestanden mit den Flinten vor de Thür:

„Gestrenger Herr Soldat, was thun Se mit dem Amtmann, was sitzt in der Stub und wärmt sich die Glieder?“ Hoben se gelacht und gesogt: „Doß ihm sitzen gesund! Wenn mer wern kummen mit ihm in Bauske, wern mer ihm wärmen die Glieder auf ein graußmächtiges Faier, daß er wird nich mehr brauchen zu sitzen vorm Ofen!“ — „A Wunder!“ hob ich gedacht, hob ich mer tief gebückt vor die Soldaten und bin gegangen zu kaufen die Pferdchen. Hob ich gekauft von dem Gailen-Krüger 2 Pferdchen for 7 Ducaten. Bringe ich dem einen von die Pferdchens jetzt, und das andere, wenn se transpetiren den Luft zum zweiten Mol. Vor das andere kauf ich Hober und Hai for de Zeit, wo es soll fohren wieder mit dem Luft; bleib ich a ehrlicher Jüd, was nich nimmt Procentchen for seinen Handel!“

Elfen stockte der Athem; war denn das nicht ein entsetzlicher Traum, der sich plötzlich ihrer bemächtigt? Sie griff halb wahnsinnig an ihre Stirn; dann lauschte sie wieder mit bleichen, angstgefüllten Bügen, ob die Stimme Jans sie nicht von diesem schrecklichen Traum befreien werde. Ein Wort von ihm konnte ja die sinnverwirrenden Nachrichten des Juden zu nichts machen.

Da hörte sie, wie er kalt und deutlich sagte:

„Ist ihm schon recht, dem alten Heuchler, der Herzog versteht keinen Spaß! Für seinen Feuereifer wird er ihn mit Feuer taufen lassen, wie es die Schweden mit ihren Besessenen gethan haben; indem er den Alten zum Schweigen bringt, zertritt er zugleich den Kirchenstolz des Adjuncts. — Ist den Beiden schon ganz recht!“

Jetzt tappte der Jude die Treppe hinunter, und Else hörte, wie er sein Pferd bestieg und eilig davontrabte.

„Mein Gott, mein Gott!“ rief sie in wilder Verzweiflung, „was soll ich thun? — Von Jan ist keine Hilfe zu erwarten, ich muß in's Schloß nach Doblen, ehe es zu spät wird! Es geht

Schreckliches vor, sie werden ihn tödten, oh, oh, ich verliere den Verstand!" Sie stürzte in die Kammer der Großmutter.

"Großmütterchen, Großmütterchen!" jammerte sie, „hilf Du mir, daß es nicht geschehe, das Unerhörte! Hilf Du mir durch Deinen Rath, durch Dein Gebet, ich vermag den Schmerz nicht zu tragen, der mich erdrückt!"

Sie erfaßte die Hände Margarethens. Ein Schauer durchrieselte sie; die Finger waren steif und kalt.

Else beugte sich tiefer über das Gesicht der Alten; ein lichter Streif am Himmel warf seinen Schein durch's kleine Fenster und verbreitete eine ungewisse Dämmerung im Stübchen; mit einem milden, friedlichen Lächeln auf den bleichen Lippen war Margarethe zum ewigen Leben eingegangen.

"Todt, todt!" rief Else erschüttert; „oh, es ist Dir wohl, Du Gute, Du Edle! Dein friedlicher Geist wird mir beistehen, Du wirst dort oben um Kraft flehen für Dein armes, verlassenes Kind, damit es in der Bedrängniß nicht unterliege!"

Sie drückte einen Kuß auf die kalten Lippen der Todten, hüllte ihre zitternden Glieder in ein warmes Gewand und verließ, von Strauß gefolgt, mit eiligen Schritten das Haus.

Draußen unterm Schuppen stand das zurückgelassene Pferd des Juden; es war ein kräftiges Thier.

Else brach vom nächsten Baum einen Zweig, schwang sich mit Leichtigkeit auf das Pferd und trabte auf demselben zum Hofe hinaus, die Landstraße nach Doblen hinunter.

Eine kleine Strecke war sie vorwärts gekommen und bemühte sich, den Trab des Thieres zu beschleunigen, als sie hinter sich Jans Stimme vernahm. Ein jäher Schreck bemächtigte sich ihrer; sie begriff, daß der Müller sie bald erreichen mußte, wenn er nicht im Lauf ermüdete.

Dann war sie unfehlbar in die Hände ihres Verfolgers gegeben.

"Halt, Else! Wo hinaus?" schrie Jau; „bist Du toll, daß Du

mit des Juden Pferd fortreißt, wie eine Landstreicherin mit fremdem Eigenthum?" tönte es hinter ihr her.

Eifrig hieb Else auf den Gaul, und Straul sprang bellend an ihm in die Höhe, als wollte er ebenfalls den Lauf des Pferdes beschleunigen. In der That ging es eine Weile rascher vorwärts, dann aber schlug das Thier böswillig hinten aus, und der Hund sprang schnell zur Seite, um seine Haut in Sicherheit zu bringen. Wiederum verfiel das Pferd in seinen langsamen Trab, und jede Bemühung des Mädchens, es rascher in Bewegung zu setzen, schien vergebens.

Jan war eine Strecke zurückgeblieben, als schöpfe er Athem, dann verließ er plötzlich den Weg hinter Else und sprang querfeldein bis zur Stelle, wo eine Brücke über den ziemlich breiten Fluß ging, den Else zu passiren hatte. Hier faßte er Posto und ließ ruhig die Reiterin herankommen.

Else sah, daß sie sich binnen weniger Augenblicke in der Gewalt ihres Feindes befinden werde, wenn sich kein Ausweg zeige; in stiller Verzweiflung schaute das Mädchen zum Himmel empor. Ihr Wohlthäter, der Vater des Geliebten, war in Gefahr! Sie mußte ihn retten, koste es, was es wolle! Plötzlich leuchtete ihr Auge in neuer Hoffnung; dort jene Anhöhe rechts mußte sie zu gewinnen suchen. Von dort hinab nach der andern Seite lag das Thal; hier war der Fluß schmal und leicht zu überschreiten. Der bekannte Waldpfad jenseits der Wiese führte in kürzester Zeit nach dem Schlosse zu Doblen. Als Kind war sie wie ein Vöglein den Abhang hinabgelaufen; sie kannte den Weg genau und die grauen Weiden und entblätterten Nußtauden sollten ihr jetzt den in Morgennebel gehüllten Pfad zeigen.

Jan aber hatte bereits den Plan Elsens durchschaut und kam in langen Sätzen über das Brachfeld daher.

Nun galt es, ihm zu entfliehen!

Von neuem hieb Else auf das Pferd, und der Hund fiel es von hinten an. Die Spitze des Hügels war erreicht, und die wüthenden Bisse Strauls trieben den erschreckten Gaul, der schnaufend anhalten

wollte, unaufhaltsam weiter; mit mächtigen Sätzen stürmte er den Abhang hinab, rannte an einen umgestürzten Baumstamm, strauchelte und stürzte zu Boden. Die leichte Gestalt des Mädchens flog auf einen Haufen Reifig und durrer Blätter. *)

Eine Weile mochte Else betäubt da gelegen haben, als sie das Hohngelächter Jans zur Besinnung brachte; mit zerrissenen Händen und schmerzenden Gliedern raffte sie sich empor und sah nun, daß sie sich vollständig in der Gewalt ihres Peinigers befand. Der verzweiflungsvolle Gedanke, daß sie machtlos sei und Nichts zu thun vermöge, ihren Geliebten zu erreichen und dem Amtmanne zu nützen, raubte ihr fast die Vernunft.

„Siehst Du, Narrchen,“ hohnlachte Jan, „Frauenzimmer und Pferde passen insofern zusammen, als sie beide den gleichen Eigensinn besitzen, sonst aber nicht, mein Schätzchen, und damit Du verhindert wirst, Dich in Dinge zu mischen, die Dich Nichts angehen, so transportire ich meinen Flüchtling auf dem Wege zurück, den er gekommen und an das Bett der Großmutter, wohin Du gehörst und das Du pflichtvergessen verlassen hast!“

„Die Großmutter bedarf meiner nicht mehr, denn sie ist diese Nacht gestorben!“ sagte Else traurig.

Betroffen sah sie der Müller an; keine Spur von Rührung zeigte sich auf seinem rohen Gesicht, und kein Gefühl von Trauer regte sich in seinem versteinerten Herzen. Ein hämisches Lächeln zuckte um seine Lippen; er hatte schnell einen andern Plan geschmiedet, den auszuführen er fest entschlossen war.

„Um so mehr halte ich es jetzt für meine Pflicht, Dich zurückzuhalten,“ sagte er, „der reiche Müller kann seine arme Verwandte nicht auf die Straße hinaus schicken. Was sollten die Leute davon denken? Ich will gut an Dir handeln, trotz Deiner Falschheit und Abtrünnigkeit; ich bin als Dein nächster Verwandter Dein rechter Schutz“, setzte er hinzu, indem er beide Hände in die Seiten stemmte und sich in die Brust warf.

*) Dieser Abhang bei Doblen führt noch jetzt den Namen „Jungfernsprung.“

„Hab Dank, Jan!“ sagte Else kleinlaut; „ich nehme Deinen Schutz nicht an, sondern begeben mich unter den Schutz Derer, die mir lieb sind.“

„Ei, Du bist verflucht aufrichtig!“ höhnte der Müller, „doch baue nicht auf Trieb sand! Dieser Schutz, den Du erwünschtest, ist jetzt selbst ein zerbrochener Stab, und sein Söhnchen dürfte bald das Loos des Vaters theilen und durch eigene Schuld in die Schlingen gerathen, die er Andern gestellt!“

„Bästere nicht, Jan!“ rief Else erregt; „häufe nicht auf das Haupt des edelsten Mannes Beschuldigungen, die Du nicht rechtfertigen kannst! Sei gut und gib den Weg frei!“ flehte sie.

„Das hieße ja, meinen Feinden die Taube mit dem Delblatt zuschicken!“ höhnte Jan, „nein, mein Täubchen, binnen zehn Minuten sitzt Du auf dem Gaul, und Dein reicher Better geleitet Dich zurück unter sein gastliches Dach!“

„Das geschieht niemals!“ sagte Else entschlossen und lehnte sich erschöpft an einen Baum.

Sie schüttelte, in Gedanken versunken, die dürrn Blätter aus ihrem Gewande und streichelte dann mechanisch den Kopf des Hundes, der seinen gewaltigen Körper an sie schmiegte, als gedenke er sie vor jedem feindlichen Angriff zu schützen. Skraul schien in der That auf ein Zeichen seiner Herrin zu warten, um sich auf seinen Feind zu stürzen; seine Augen leuchteten in grünlichem Schimmer, sein Haar sträubte sich am Halse, und ein stoßweises Schnauben machte von Zeit zu Zeit den Körper des Thieres erbeben. Jan aber war von seiner Idee so beherrscht, daß er für den Hund keinen Blick hatte; seiner Meinung nach konnte das einst von ihm so grausam behandelte Thier ihm nicht mehr schaden, und er glaubte, daß Skraul für alle Zeit eine gewaltige Furcht vor ihm habe. Ein teuflischer Gedanke besaßte ihn: er mußte Else um jeden Preis zurückbringen, und sei es nur auf ein Paar Stunden! Dann hatte er allen Grund, sie vor einigen Nachbarinnen als seine Braut zu bezeichnen, um so Else für die Hartnäckigkeit, mit der sie sich ihm widersetzt, ein Leben voller Qual zu bereiten.

Else mochte eine Ahnung haben, was in des Müllers Seele vorging; ein Grausen überfiel sie, und der Gedanke, mit dem Verhafteten auch nur eine Minute allein unter einem Dache zubringen zu müssen, machte sie fast wahnsinnig.

„Sei vernünftig, Else!“ sagte Jan, „und unterwirf Dich meinem Willen! Hier setz' ich ihn durch, denn heute dürste es Dir an einem rettenden Ritter, der für Dich in die Schranken tritt, fehlen!“

Rühn gemacht durch des Mädchens Schweigen, schritt er hastig auf Else zu und ergriff ihre Hände.

„Rühre mich nicht an!“ rief Else entsetzt und versuchte ihn abzuwehren.

Diesen Moment mochte Skraul für den geeigneten halten; mit wildem Geheul stürzte er auf den Müller und riß ihn, ehe dieser sich dessen versah, zu Boden.

Vergebens bemühte sich Else, das wüthende Thier zurückzuhalten; diesmal wandte es nicht den Kopf nach seiner Herrin. Vergebens rang Jan mit seinem erbitterten Feinde, den er umsonst abzuschütteln suchte; die lange Gefangenschaft hatte seine Kräfte geschwächt, außerdem fehlte ihm jegliche Waffe zur Bertheidigung. Wie in toller Wuth hatte sich Skraul auf sein Opfer geworfen, zerfleischte ihm Brust und Antlitz und schlug seine scharfen Zähne in die Kehle des Unglücklichen. Ein Strom von Blut floß Jan über die Augen und machte ihn blind; er begann zu fühlen, daß aller Widerstand vergeblich sei und das Thier nur zu neuer Wuth reize. Eine Weile lag er regungslos da; dann richtete er sein entstelltes Gesicht nach Else hin und rief mit heiserer Stimme:

„Halte die Bestie ans! Wenn sie mich umbringt, nehme ich das Geheimniß Deiner Geburt mit mir, und Du wirst nie erfahren, wer Dein Vater ist, der noch mitten unter uns lebt!“

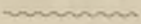
Er bemühte sich, den Körper emporzurichten, allein Skraul mochte befürchten, daß sein Opfer ihm entfliehen wolle und warf sich von Neuem auf den Müller.

„Rette mich, Else!“ keuchte Jan, als er bemerkte, daß das

Mädchen bemüht war, mit Aufwand aller ihrer Kräfte den Hund fortzuzerren.

Bergebens! Kraul ließ nicht ab, und, von Entsetzen gepackt, verhüllte Else ihr bleiches Antlitz in beide Hände und sank bewußtlos zu Boden.

Fan röchelte im Todeskampfe; aus der zerissenen Kehle rieselte das Blut. Noch ein leiser, gurgelnder Ton, dann lief ein convulsivisches Zittern über die robuste Gestalt, die Glieder streckten sich, und die schuldbefadene Seele des Müllers hatte ihre Hülle verlassen.



Kapitel XII.

Ein Auto-da-fé.

In der Schloßcapelle zu Doblen war der Silberwärter mit allen Ehren beigesezt. Der Herzog hatte dem langjährigen, treubewährten Diener die letzte Ruhestätte am Fuße des kleinen Altars bestimmt, vor welchem so oft die herzogliche Frau, in Begleitung Brandts, ihre Andacht verrichtet hatte. Hierunter war die Grabstätte der früheren Freiherren noch unverseht und wohl erhalten; eine Steinplatte deckte den Eingang zu ihr und konnte mit leichter Mühe emporgehoben werden.

Die ganze Gemeinde von Doblen hatte den Leichnam des Silberwärters empfangen, die Mädchen des Fleckens hatten ihm eine Todtenlitanei gesungen, und mancher fromme Wunsch und manche stille Thräne hatten ihm das Geleit in die Ewigkeit gegeben. Auch der herzogliche Propst Adolphi ließ es sich nicht nehmen, dem Lieblingsdiener des Herzogs die letzte Ehre zu erweisen; zwei Oberräthe, der Hofmeister Liebig und Blasius, nebst einer Anzahl berittener Söldner beschloßen den Zug.

Der Prinz war demselben, in Begleitung des Adjunctus, Földersahms und Harders, eine Strecke entgegen geritten, und nun brachte man den schön geschmückten Sarg unter dem Geläute der Schloßthurmglöcke in die Kapelle. Der Propst Adolphi sprach mit tiefer Rührung von den Vorzügen und edlen Eigenschaften des Verbliebenen, gedachte seiner unwandelbaren Treue und Aufopferung

in den Zeiten der Bedrängniß, wo er dem herzoglichen Hause glänzende Beweise seiner Ergebenheit gegeben. Hierauf sprach der Adjunctus den Segen über die offene Gruft des heimgegangenen Freundes seines Vaters, welcher ihm nicht die letzte Ehre erweisen konnte, weil, wie der Propst berichtete, des Herzogs Geheiß den Amtmann in Mitau zurückhielt. Blasius und der Schulze des Fleckens senkten die Steinplatte auf die Gruft, und die Jugend streute singend grüne Tannenzweige darüber.

Bald hatte sich das Gefolge aufgelöst und nach verschiedenen Richtungen zerstreut. Der Prinz vertheilte an der Thür der Capelle reiche Gaben unter die Armen und Kranken des Ortes, die bei solcher Gelegenheit den Eingang in hellen Haufen umlagerten. Dann begab sich Alexander, gefolgt von seinen Cavalieren, durch einen kleinen Seitengang ins Schloß zurück.

Der Empfangssaal war seit dem Tode der Herzogin mit schwarzen Tuchbehängen decorirt, die ihm einen düstern, traurigen Anstrich verliehen; in der Mitte des Saales war die Tafel zu einem einfachen Todtenmahl hergerichtet. Auf hohen silbernen Leuchtern brannten schwarze Wachskerzen, und der Schein derselben verdrängte das von außen spärlich hereinfallende Tageslicht. Der Prinz lud die Anwesenden ein, mit ihm einen Trunk zu Ehren des Verstorbenen zu thun; in wohlgefügter Rede hielt der Propst noch eine kleine Gedächtnißfeier, dann klangen die Becher hell zusammen. Der Prinz, welcher, wie es schien, seit den traurigen Ereignissen, die das herzogliche Haus betroffen, seinen Jugendmuth vollständig verloren hatte, war schweigsam und schien in schmerzliche Gedanken versunken. Nach einer kleinen Weile hob er die Tafel auf und verließ, in Begleitung Földersahms, mit den beiden Oberräthen den Saal, um sich wiederum in die Gemächer der Herzogin zu begeben und dort die Papiere und den sonstigen Nachlaß der Verstorbenen zu ordnen, während die übrige Gesellschaft sich theils im Schloß zerstreute, theils an der aufgehobenen Tafel weiter zechte.

Harder pries den Ungarwein, und Diebig, der Hofmeister, meinte,

es sei schade, daß der Blasius nicht davon zu kosten bekäme, da er doch einer der besten Freunde des Verstorbenen gewesen.

In der Gesindestube, wo Basius sich jetzt befand, meinte der Hofmeister, gäbe es für die Leute auch ein Begräbnißmahl, der Trank dazu aber sei bloß Aepfelwein und Meth.

„Wollen den Burschen zu uns her bescheiden!“ ließ sich der Propst vernehmen; „ist ohnehin schon seit geraumer Zeit vom Dienste dispensirt und hat daher ein Anrecht, daß man eine Ausnahme mit ihm macht!“

Auf einen Wink Adolphi's verließ der dienstthuende Page den Saal und kehrte bald darauf mit Blasius zurück.

„Hier trinkt, Freund, auf das fröhliche Wiedersehen mit Eurem Genossen Brandt!“ sagte der Propst freundlich und reichte ihm einen, bis zum Rande gefüllten, silbernen Pokal.

„Meiner Treu, Ehrwürden,“ nickte Blasius, „dem Brandt das ewige Leben, und mir ein seliges Ende!“ Und er leerte den Becher in einem Zuge.

„Oho, Schweizer,“ lachte Harder, „so lange Ihr noch mit solcher Sicherheit trinken könnt, hat es noch immer Zeit mit dem baldigen Ende!“

„Das ist bald gethan, gestrenger Herr Medicus!“ entgegnete Blasius, „das Menschenleben ist wie eine Blume auf dem Felde; ehe man sich dessen versieht, fährt der Wind über die dürrn Blätter. Seit ich aber den Aderlaß nicht mehr gebrauche, gestrenger Herr,“ setzte er mit schlauem Lächeln hinzu, „habe ich wiederum neues Blut statt Wasser in den Adern. Ja, ja, meiner Treu, keinem Andern als dem Amtmanne verdanke ich mein körperliches Wohlfsein, und Euch, Herr Adjunctus,“ — er wandte sich zu Hermann — „ge- reicht's zur Ehre, einen so weisen Vater zu haben!“

Hermann lächelte still vor sich hin und reichte Blasius einen frischgefüllten Humpen.

„Da, Schweizer!“ sagte er, „nehmt und trinkt jetzt auf das Wohlfsein meines edlen, greisen Vaters!“

Freudig griff Blasius nach dem Trunke und rief:

„Das ist bald gethan! Der Herr Amtmann soll leben zum Nutzen und Frommen der Seinigen und aller guten Menschen!“ Er setzte den Becher an die Lippen, ihn wieder auf einen Zug leerend.

„Herr!“ sagte er darauf und schauderte leicht zusammen, „der zweite Becher war zu viel für mich! Meiner Treu, es war wie eitel Feuer, was ich trank. Laßt es für heute damit genug sein!“ Er bemühte sich, den Humpen auf den Tisch zu stellen, allein seine Hand zitterte, der Pokal fiel zu Boden und rollte zu den Füßen des Adjunctus. Langsamem Schrittes verließ Blasius das Zimmer. Alle schauten sich verwundert an, und Liebig meinte:

„Er hat seine Marotten, der alte, wunderliche Kanz! Auch ist der Wein zu feurig, als daß ihn ein Mann, wie Blasius, der Monate lang Wasser getrunken, vertragen könnte!“

Eine Pause trat ein, und ein Feder hing seinen Gedanken nach; plötzlich öffnete der dienstthuende Page die Thür und rief:

„Herr Adjunctus! Ein Eilbote harrt Eurer und weicht nicht von dannen, ehe Ihr ihn gehört!“

Hermann erhob sich und schritt rasch hinaus; am äußersten Ende des Ganges fand er Konrad, den Leiermann, mit Blasius zusammenstehen und vertraulich flüstern.

Als Hermann auf ihn zutrat, wandte er sich zu ihm und sagte hastig:

„Herr, Eure Schwester, die in Sorge um den Vater ist, sendet mich hierher; sie läßt Euch, einer dringenden Besprechung wegen, zu sich entbieten. Es hat Eile, Herr, und Ihr erfüllt wohl ihre Bitte, denn der Amtmann ist bereits seit einer halben Woche nicht daheim, und Jungfer Mine in großer Unruhe um ihn!“

„Ja, ja,“ murmelte Blasius, „reitet heim und dann sputet Euch nach Mitau hinüber zum Herzog! Dem Vater droht vielleicht eine Gefahr! Verrathet mich nicht!“ flüsterte er Hermann in's Ohr, „das Bedientenvolk sprach Allerlei von einem heimlichen Gericht, vor das man ihn bringen wollte! Es ist nur Bedientengeschwäg

Herr, sorgt Euch nicht, aber überzeugt Euch, ob irgend welche Gefahr zu befürchten sei!"

"Großer Gott! Schnell mein Pferd!" rief Hermann, und Blasius gab mit sonorer Stimme Befehl, das Pferd des Adjunctus zu zäumen.

"Lebt wohl, Herr!" sagte Konrad, "ich darf nicht rasten, denn ich reite noch den Weg nach Bokain hinauf, wo ich der Jungfer Else eine ähnliche Botschaft zu bringen habe. Jungfer Mine gab mir den Auftrag, die Else zu bitten, daß sie sich zur Prinzessin begeben, um vielleicht durch deren Fürsprache Eurem Vater nützen zu können.

"Es ist gut!" rief Hermann, der bereits im Sattel saß; "geleitet Jungfer Else sicher den Weg, den sie zu machen hat, und über ein Kleines werden wir wohl Alle Aufklärung erhalten haben. Meldet im Schlosse, daß mich eine wichtige Angelegenheit plötzlich nach Mitau ruft, wandte er sich an Blasius, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte zum Thore hinaus.

"Meiner Treu!" sagte Blasius kopfschüttelnd, "es war Feuer und Blut zugleich in dem Becher, den ich auf Luft's Wohl leeren sollte! Es ist ihm Schlimmes widerfahren, ein eigenthümliches Gefühl sagt es mir!" Und er begab sich wiederum in den Saal zurück, wo noch der Hofmeister und Dr. Harder, im Gespräch vertieft, bei einander saßen. Der Propst war zum Prinzen beschieden worden, und Blasius ließ sich ohne Umstände auf seinen Platz nieder.

"Mit Verlaub, gestrenge Herren!" sagte er; "es ist mir, meiner Treu, in die Glieder gefahren und brennt wie eitel Feuer in den Eingeweiden, meine Füße versagen mir fast den Dienst!" Und er rückte den Sessel näher zum Tische.

"Geht zur Ruh, alter Maulwurf!" lachte Harder; "ein pecus campi wie Ihr, verträgt wohl Wasser, aber keinen Wein!"

"Na, Doctor," entgegnete Blasius gereizt, "Eure Weisheit trifft nicht immer zu! Das habt Ihr an dem Herzog, unserem Herrn,

bewiesen; unser Gebieter wäre fast erstickt an der Masse von Lumpen, die er eingeathmet!"

"Er spricht im Trunk!" lachte Harder, und Liebig sah erstaunt zu Blasius hinüber.

"Meiner Treu, Medicus, so leicht fällt der Blasius nicht vom Stengel!" schmunzelte der Schweizer; "ich als herzoglicher Leibwächter trinke mich, ebenso wie Ihr, einige Mal bis zum Teufelsvogel herunter, ohne daß mir auch nur der Kopf davon wackelt!"

"Was ist's denn mit dem Herzog? — Erzählt weiter!" rief Liebig dazwischen.

"Na, das ist bald gethan!" brummte Blasius, "die Sache ist nämlich so: Unsere Prinzessin — Gott schenke ihr alles Glück — ist, seit Dr. Harder sich in Doblen befindet, nicht mehr aus den Gemächern unseres Herzogs gewichen. Gestern hatte ich den neuen Schweizer für ein Paar Stunden abgelöst und stand, an die Thür gelehnt, im Vorzimmer des Herzogs. Die Octobersonne schien freundlich durch die hohen Bogenfenster, als die Prinzessin auf mich zutrat und mir befahl, die Fensterflügel zu öffnen. Im Nu hatte ich das Fenster aufgerissen, und die Sonnenstrahlen tanzten lustig herein. Jetzt öffnete sie die Thür zum Krankenzimmer, um dort die warme Luft hineinströmen zu lassen, als sich plötzlich durch den Luftzug die alte, vermoderte Tuchtapete von der Wand ablöste und zu Boden fiel. Eine ganze Wolke von Staub flog auf, und tausend kleine Fäserchen wirbelten auf den Sonnenstrahlen im Zimmer umher. Die Prinzessin vermochte kaum Athem zu schöpfen, und unser Herzog erstickte fast an einem Hustenanfall. Auf Befehl der Prinzessin stürzte der ganze Troß von Bedienten und Pagen herbei, und nach einer kleinen Stunde befand sich der Herzog, weich gebettet, in den südlichen Gemächern der Herzogin. Hier war die Luft mild durchwärmt, und die Blumen blühten so lieblich am Fenster, als pflegte sie noch die Herzogin mit zärtlichen Händen."

Blasius machte eine Pause, fuhr sich mit der Hand durch sein spärliches Haupthaar und sprach dann leise, wie vor sich hin:

"Ja, ja, meiner Treu! ganz behaglich lag unser Herr in seinem

Sessel und schaute sich mit Wohlgefallen in dem trauten Gemache um, derweil ihm Prinzessin Sophie auf einem Fußkissen zur Seite saß und mit stiller Zufriedenheit zum geliebten Vater empor sah.“

Blasius schwieg abermals; es schien in der That, als ob der genossene Wein seinen Einfluß auf ihn geltend mache.

„Weiter, weiter, alter Freund!“ rief Diebig, der befürchten mochte, daß der Redefluß des Schweizers unter bewandten Umständen versiegen werde.

Blasius lächelte gemüthlich und brummte:

„Ja, das ist bald gethan! Meiner Treu, Medicus, jetzt kommt der Auftrag der Prinzessin für Euch, den ich im Laufe der Bestattungsfeierlichkeit fast vergessen hätte. Jetzt, gelahrter Herr, müßt Ihr heim, noch ehe Ihr den Teufelsvogel 6 Mal erreicht!“

„Daß Dich die Pest, alter Trunkenbold!“ eiferte Harder in komischem Borne; „komm zur Sache, oder ich lasse Dich aus unserer Gesellschaft entfernen!“

„Das ist bald gethan!“ lächelte Blasius, der sich durch den Born des Doctors etwas eingeschüchtert fühlte; die Sache ist nämlich so: Die Prinzessin befahl mir, Euch zu sagen, daß sie mit Euch zusammen, vermitteltst eines Augenglases, heimlich und ohne des Herzogs Wissen den schleimigen Speichel desselben zu untersuchen gedenke und daß sie dann wohl die Ursache des bösen, hartnäckigen Hustens zu finden hoffe. Es bedürfe nur noch Eurer ärztlichen Aussage, um die Entdeckung der Prinzessin festzustellen, hinsichtlich der sich im Speichel befindenden Fäserchen, die unser gnädigster Herr hinuntergeschluckt!“ Blasius schwieg abermals hartnäckig.

„War das Euer ganzer Auftrag?“ fragte der Hofmeister; „besinnt Euch, Blasius, besinnt Euch! Und was hat denn das mit den Lumpen zu thun?“

„Lumpen, nichts als Lumpen!“ flüsterte Blasius vor sich hin; „in Massen hat sie unser Herr eingeathmet und wäre elendiglich daran erstickt, denn die Wollfäserchen, die sich von der Tapete abgelöst und die Luft erfüllt, haben den besagten Husten verstärkt und

die Lunge entzündet.*) Meiner Treu, das kann auch ein Schweizer begreifen!"

Er lehnte sich nach dieser anstrengenden Rede im Sessel zurück und verfiel in Träumereien.

„Das alte Nilpferd hat uns zum Besten, Hofmeister!“ sagte Harder, gezwungen lächelnd, indem eine innere Unruhe aus seinen Augen leuchtete.

„Laßt uns heimkehren!“ murmelte Blasius; „den treuesten Diener des Herzogs haben wir begraben, somit bleiben ihm nur noch die klügsten übrig!“

Er blinzelte weinmüde zu Harder hinüber, dann fuhr er fort:

„Ja, ja, war das gestern ein Treiben und Hantieren von Handwerkern in den Gemächern des Herzogs, und noch ehe Prinz Friedrich mit seiner jungen Gemahlin aus Goldiugen heimkehrt, wo ihm die Hauptmannschaft ein Willkommfest giebt, hat schon die Prinzessin den alten Wust beseitigen lassen, und statt der Tuchtapete werden neue Malereien von dänischen Meistern ausgeführt. — Nun aber, Medicus, macht Euch auf die Socken, damit der alte Herr endlich aus der Sorge erlöst wird! Die Krankheit war kein miraculum, wie Ihr es nanntet, ein Weib mußte die Wurzel des Uebels auffinden. Es ist'ne schöne Sache, meiner Treu, Tochter und Arzt zugleich sein zu können. — Gehen wir heim, gehen wir heim!“ murmelte er leise, „den Rest des Weines ein ander Mal! Und die Todtenlitanei brauchen wir auch nicht! Sie war für den Brandt gejunen — die — kommt auch — ein — ander Mal!“ — Sein müdes Haupt sank friedlich auf die Brust, seine Augen schlossen sich, und nach einer Weile war Blasius fest eingeschlafen.

„Jawohl,“ lachte Diebig, „die Todtenlitanei schenken wir dem Brandt und wollen uns drob gedulden, zumal eine solche, wie die heutige, wo die verirrten Stimmlein der kleinen Sänger auf grobe Abwege geriethen, für eine musikalische Seele eine herbe Kost ist!“

„Das ist wahr,“ fiel Harder ein, dem es angenehm war, über

*) Authentisch.

das ihm fatale Thema des Schweizerz hinweg zu kommen, „das ist wahr, es fehlt ihnen der rechte Leithammel in der Person der kleinen Elfe, die mit ihrer klaren, sicheren Stimme die auf Abwege gerathenen Lämmlein stets in das rechte Geleise zurückzubringen verstand.“

„Ich habe sie lange nicht zu Gesicht bekommen, diese kleine Mimosa aus dem Volke,“ ließ sich der Hofmeister vernehmen.

Harder warf noch einen zufriedenen Blick nach Blasius hinüber, rückte näher zu Liebig, füllte seinen Humpen bis zum Rande und sprach:

„So ganz aus dem Volke ist die kleine Mimosa, wie Ihr sie nennt, meines Erachtens nicht! Ich halte sie eher für eine Passiflora oder Passionsblume, in deren zarten Blumenantlitz eine ganze Welt von Leiden zu schauen ist.“

Wie meint Ihr das? fragte Liebig betroffen.

Harder lächelte bedeutungsvoll und flüsterte:

„Habt Ihr niemals von den Passionen unserer Edelleute gehört?“ und als Liebig verständnißvoll nickte, fuhr er fort: „Es hat zum Beispiel irgend ein Freiherr eine stille Passion für solch ein kleines Blümchen aus dem Volke gefaßt und hat nun, in Folge besagter Passion, eine heimliche Verbindung eingegangen, aus welcher sich über kurz oder lang die besagte passiflora in spe entwickelt. Dieses kleine, unwillkommene Pflänzchen wird dann, damit man seinen Ursprung nicht errathe, schleunigst auf fremden Boden versetzt; dort verkrüppelt es in der rauhen Sphäre, die für sein Gedeihen schädlich ist, und geht über kurz oder lang zu Grunde, wenn sich nicht irgend eine anonyme Verwandtschaft in einer Anwendung von Wohlwollen seiner annimmt.“

Zuweilen birgt man in der Nähe auch viel sicherer, was in der Ferne vor Entdeckung durch böse Zufälle nicht sicher ist. In dem Hause der Vettern und Vasen incognito lebend, sieht es sich nun von Pracht und Reichthum umgeben, von dem aber Nichts sein ist. Die freundlichen Worte und Gunstbezeugungen der heimlichen Verwandtschaft sind wie gemalte Sonnenstrahlen: sie glänzen wohl, aber sie

erwärmen nicht. Die kleine Passionsblume schlägt alle ihre schönsten Wünsche an's Kreuz, das Heimweh nach einem fühlenden Menschenherzen ist auf dem zarten, blassen Blumenangezicht zu lesen, und durch ein stereotypes Lächeln, das stets auf seinen Lippen schwebt, sucht es die uugeweinten Thränen zu verbergen. — „Seht die kleine Else an, Hofmeister,“ fuhr Harder fort, „und Ihr werdet begreifen, daß sie eine Passionsblume sein muß. Die Enkelin der alten Margarethe ist sie nun und nimmermehr, obwohl jene es mir bei allen Engeln geschworen. Die Margarethe ist zwar keine so plumpe Bäuerin wie die unsrigen — sie hat einen andern Typus — doch kann die Else mit ihrem sinnigen Wesen unmöglich eine Verwandte des ungeschlachteten Müllers sein. Meint Ihr nicht, Hofmeister?“

„Mir ist ein Paar solcher Augen, wie das der Else, schon irgendwo begegnet, nur mit dem Unterschiede, daß es einem Manne angehörte,“ entgegnete Liebig; „solltet Ihr nicht meinen, Medicus, daß der Inspector Bengt-Ström denselben wehmüthigen Blick besitzt, wie Eure Passionsblume?“

„Mag sein!“ sagte Harder; „der Brandt wiederum hatte eine andere Meinung, denn als der Blasius die Else in's Schloß brachte, sah jener das Mädchen sprachlos an und sagte, er habe einmal eine Frau gekannt, die just von der Else Aehnlichkeit hatte. Als ich nun lachend meinte, es sei wohl seine Geliebte gewesen, brach er rasch ab und entfernte sich schleunigst. Ein ander Mal ertappte ich ihn bei der Aeußerung, daß man das Mädchen vor dem Inspector Bengt-Ström verbergen müsse, denn dieser würde ihren Anblick nicht ertragen können, da sie ebenfalls Aehnlichkeit von seiner Frau habe, die ihm ein schleuniger Tod entrissen. Der Brandt hatte sich auch sogleich, nachdem die Else im Schloß angekommen, auf heimlichen Wegen nach Pokain begeben, um über die Geburt des Kindes Näheres zu erfahren. Muß aber fruchtlos gewesen sein, denn er sprach wenig darüber, äußerte aber bei einer andern Gelegenheit, daß die alte Margarethe um keine Schätze der Welt ihr Enkelkind unter anderem Schutze zu sehen wünsche, als

unter dem der Prinzessin. Der alte Silberwarter war übrigens verschlossen wie eine japanische Büchse; mit Fragen bewirkte man bei ihm gar nichts, und da man oftmals bei solcher Veranlassung an dem Alten eine eigenthümliche Gemüthserschütterung bemerkte, und seine innere Unruhe auffällig wurde, so ließ man solche Themata begreiflich fallen.

„Ja, ja!“ lachte der Hofmeister, „die Else muß eine Allersweltsähnlichkeit besitzen, denn mit unserem Prinzen ist es ebenfalls nicht richtig. Hat er doch eine gewisse Ehrfurcht vor dem Dinge, als fände er in ihr die Aehnlichkeit mit einer Prinzessin!“

„Und hebt sie vielleicht zu sich empor, denn auf den Händen hat er sie ja schon getragen!“ schmunzelte Harder und trank vergnügt den Rest seines Weines.

„Seid Ihr toll, Medicus?“ warnte Liebig; „solch' feste Rede in der Nähe des Prinzen zu führen!“ „Es dünkt mich,“ fuhr er mit schlauem Lächeln fort, „daß Ihr das fromme Blumenantlitz der Else besser studirt habt, und es sollte mich nicht wundern, wenn Ihr die kleine Plebejerin, zum Gräuel der gesammten Gelehrten-sippenschaft, als Eure Gemahlin erkieset und somit eine glänzende Mezalliance schloßet!“

„Gebt Ihr den gefüllten Sackel,“ lachte Harder, „und ich mache, bei Gott, aus ihr eine Doctorin in optima forma! Aber zuerst den Sackel als nervus rerum und gebt Acht, daß sie ganz gut in die Kreise der kleinen Edeldamen passen wird. Wenigstens wird sie sich nicht weniger zu spreizen verstehen, als unsere reichen Müller's- und Krämerstöchter, die sich für schweres Geld ihren Edelmann kaufen. Paßt mal auf, Hofmeister,“ rief er und schmalzte mit den Fingern, „daß sie mit derselben Ostentation, wie die Freifrau vom reinsten Wasser, ja mit noch mehr Unverschämtheit, als diese, auf den bürgerlichen Haufen herabsieht. Dies Alles würde sie den geadelten Krämerstöcktern nachmachen, daß es eine Lust wäre; so wahr ich Harder heiße, verlaßt Euch darauf!“

Liebig lachte so herzlich über das Gelöbniß des Medicus, daß

Blasius für einen Augenblick schlastrunken auffuhr, dann aber mit zufriednem Lächeln wieder die Augen schloß.

„Gefegnet sei der Wein, den Ihr genossen, Freund!“ entgegnete der Hofmeister, „denn ob des Weines Klarheit wird Eure Rede Wahrheit! Doch hütet Euch vor solchen kezerischen Anschauungen; Schmach und Verfolgung treffen Euch, wenn es Die hören, denen Eure Rede galt. Das Kleid der Wahrheit ist häßlich, drum ziert Euch mit schillerndem Mantel der Lüge, und Ihr werdet nie aufhören, herzoglicher Leibarzt zu sein! Indessen lasset uns bei unserer Freundschaft bleiben,“ sagte er beschwichtigend, als er Harders zornigen Blicken begegnete, und ergriff seinen Humpen; „es lebe die Geistesaristokratie!“ rief er und stieß mit dem Medicus an, „sie allein ist mächtig, das Licht zu verbreiten und die Fesseln zu lösen, welche alle feigen Gemüther zu Kriecherei verdammen!“ Er schwieg und sah gedankenvoll vor sich hin.

Harder leerte seinen Humpen auf einen Zug; dann fuhr er fort: „Nun wir unserm Bruder Brandt ein würdiges Bestattungsmahl gehalten,“ und er wischte sich mit der flachen Hand den Wein aus dem Bart, „so laßt uns den alten Affen da“ — er wies auf Blasius — „aus dem Schlafe rütteln! Der muß ein Abkömmling der Wasserratte sein, da er noch immer nicht die zwei Humpen Weins verwinden kann!“

„Sagt, Bruder Medicus,“ wandte sich Liebig an ihn, „wo in aller Welt mag doch der Luft stecken? Er war ein Freund des Verstorbenen und fehlte trotzdem, sammt der Else, an seiner Gruft!“

„Hol' ihn der Geier!“ brummte Harder unwirsch; „der Hochmuthsteufel stieg bei ihm zum Dach hinaus, und der Herzog wird ihn ein wenig geduckt haben. Ein paar Tage Hundeloch können Dem nichts schaden!“ setzte er mit gerunzelten Brauen hinzu.

„Wie mögt Ihr doch so reden, Harder,“ entgegnete Liebig erstaunt; „der Luft ist ein Mann der Weisheit, um ein Jahrhundert zu früh ist er auf die Welt gekommen. Es gehört Geistes-

Klarheit und vor allen Dingen ein reines Gemüth dazu, diesen Mann zu begreifen.

„Ah pah, laßt mich mit diesem Heuchler ungeschoren!“ rief Harder erregt.

„Hört, Medicus,“ erwiderte Liebig, „tragt's dem Lufft nicht nach, denn Ihr hattet ja selbst Schuld, daß er Euch damals im Belt ein wenig schroff anließ. Der Brandt sah die Scene mit an und meinte, Ihr hättet den Lufft nicht mit solcher Geringschätzung behandeln sollen, sondern dem Geist in dem dürftigen Gewande die nöthige Achtung bezeugen. Lufft hat das Herz eines edlen Menschen und das Gemüth eines Kindes. Er that im Zorn, was ein jeder Mann von Ehre gethan hätte.“

„Hab's gespürt!“ murmelte Harder verdrießlich, „und ich gönne ihm dafür eine kleine Lehre vom Herzog; damit er nächstens den herzoglichen Leibarzt nicht für Seinesgleichen hält und ihn reputirlicher behandelt, thut gerade das Hundeloch gut! Wird ihm nicht an den Kragen gehen, und als Entschädigung verleiht unser Herr die fette Pfründe dem Adjunctus. Gönne ihm nichts Schlimmes, aber eine kleine Haft für das unerlaubte Arzneikochen kann ihm nichts schaden. Damit basta!“

Mit diesen Worten erhob sich Harder und winkte den dienstthuenden Pagen, übergab ihnen den Schweizer und schritt in Begleitung des Hofmeisters hinaus.

Nach einigen Stunden sah man einen alten, schwerfälligen Galawagen, in welchem sich Harder, Liebig und der Propst befanden, den Weg nach Mitau hinauffahren; neben dem Wagenlenker saß Blasius und schaute mit vergnügten, zufriedenen Blicken in die Welt hinaus.

Um dieselbe Zeit, als sich Dieses im Schlosse zutrug, ritt Kourad durch den Wald, den wohlbekannten Wiesenpfad entlang und gedachte über die Anhöhe Pokain rasch zu erreichen. Sein Pferd, ein gewöhnlicher Bauerklepper mit plumpen Füßen und dickem Kopf, trabte mit seinem Reiter die Anhöhe hinauf und hatte eben

das Nußgebüsch erreicht, als Konrad ein dumpfes Hundegebell, das zu ihm herüberdrang, auffiel; die Zweige krachten und vor ihm stand ein großer grauer Schäferhund, der ihn zähnefletschend anknurrte. Das Pferd sprang zur Seite, und Konrad gewahrte kaum einige Schritte vor sich eine Gestalt, in ihrem Blute schwimmend, am Boden liegen. Der Leiermann sprang vom Pferde, und gleich darauf erhob sich eine bleiche Frauengestalt, die ihn mit erschrockenen Augen, wie aus einem Traume erwachend, anstarrte. Eine geraume Zeit verging, ehe die Fremde im Stande war, Konrad Aufklärung zu geben. Endlich erfuhr er, daß es Else sei, die er hier vor sich sah, und nachdem sie ihm den entsetzlichen Vorfall in abgerissenen Worten geschildert, rief er bestürzt:

„So habe ich Euch gefunden und brauche nicht weiter zu reiten, Jungfer Else! Wißt, daß mein Weg mich in Euer Haus führen sollte, und daß ich gekommen bin, Euch nach Neugut zu geleiten. Die Amtmannstochter ist krank und elend daheim, und ihre Schwester Lisbeth weilt seit längerer Zeit in Neuenburg, um die Hinterlassenschaft des alten Guldenius zu ordnen. — Ihr könnt mir vertrauen, Jungfer,“ fuhr er fort, als ihm Elsens bedenkliches Schweigen auffiel, „ich gehöre zu des Amtmannes Leuten und trage meinem Herrn einen Theil meiner Dankbarkeit ab, wenn ich pflichtgetreu seinen Willen erfülle; daher folgt mir getrost, der Adjunctus und Jungfer Mine harren Eurer!“

Else horchte eine Weile; es kostete ihr Mühe, ihre Gedanken zu sammeln. Plötzlich zuckte sie in jähem Schreck zusammen.

„Oh,“ stöhnte sie, „die Zeit verrinnt, es muß schon hoch um Mittag sein! Ich komme zu spät, um ihn zu retten! Holt mir jenes Pferd, Mann, das dort am Abhang graßt, und dann begleitet mich zum Schlosse zurück! Ich muß den Prinzen sprechen und dann fort, dem Amtmann Hilfe zu bringen!“

„Ihr habt Recht,“ sagte Konrad, „dem Amtmann kann Hilfe noththun! Wie's mit ihm steht, weiß ich zwar nicht, denn ich verließ Mitau und kam heim nach Neugut, ohne sagen zu können, ob es ihm in der Stadt gut oder übel ergehe. Doch ehe wir auf-

brechen, Jungfer," fuhr er fort, „will ich den Leichnam bei Seite thun, und da es Euer Verwandter ist, so will ich ihm ein nothdürftiges Grab bereiten, obwohl er schlimm an Euch gehandelt hat.“

„Er war mein Verwandter nicht," sagte Else, „sondern der Enkel der alten Margarethe Monheim, die wenig Freude an ihm erlebt hat!“

„Wie sagtet Ihr?“ rief Konrad und richtete sich hoch auf; „Grethe Monheim hieß sie, die Altmutter des Verstorbenen?“ Else nickte.

„Der Bursche war mir unter dem Namen „Jan Vaps“ bekannt," sagte Konrad, „und daß er der Enkel der alten Margarethe genannt wurde, war mir auch nicht fremd. Giebt es doch derartige Namen im Dorfe genug. — Lebte Grethe Monheim noch, wie man sie einst nannte, und dieser hier war ihr Enkelkind — so bin ich, — seht mich an, Jungfer Else, — so bin ich — sein Vater! Oh, es giebt eine Vergeltung!“ stöhnte der Leiermann und sank an dem Leichnam in die Knie! „seht her, das ist die böse Saat, die ich gesäet und die mir als Blutschuld über mein Haupt emporgewachsen ist! Es giebt einen Gott!“ sagte er dumpf, legte das blutige Haupt des Müllers in seinen Schoß und weinte bitterlich. „Ich wußte es nicht, daß dieser mein Sohn war," sprach er wie vor sich hin; „ich habe ihm Anleitung gegeben, falsch gegen Freund und Feind zu handeln. Er war mein würdiger Schüler, denn er übertraf seinen Lehrer an Bosheit und Heimtücke. Ich freute mich seiner Schandthaten und erntete den Lohn, als er mich bei meinem Obristen verläumdete, und ich mit Schanden den Dienst verlassen mußte, um den Bettelstab zu ergreifen. — Oh, ich habe es mit ansehen müssen, wie er schon als Knabe ein Mörder wurde und wie aus seiner Hand der tödliche Schlag den Rittmeister Bengt-Ström traf!“

„Was sagt Ihr?“ rief Else athemlos.

„Ja, ja, Jungfrau, verabscheut mich! Ich bin ein Elender, und dieser hier übt noch im Tode Vergeltung an mir!“

„Um Gotteswillen, Mann, was wißt Ihr von dem Inspector?“ drängte Else.

„Der Inspector lebt!“ murmelte Konrad; „Gottes Hand hat ihn geschützt! Sein Reitknecht fiel im Gemehel, und Valentin kostete es ein Auge. Oh, auch ich war unter den schwedischen Häschern und verrieth meinen Herzog um schnöden Gewinn, wie Judas den Heiland!“

„Was aber wißt Ihr von dem Inspector oder von seiner Familie? bebte es von Else's zitternden Lippen.

„Im rothen Eimer sah ich ihn zum ersten Mal,“ entgegnete Konrad, „ich war Zeuge, wie er sich weigerte, die Befehle des Generals zu vollziehen; dann entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod, und der Rittmeister unterlag mit seinen Getreuen, während wir die Befehle des Generals vollzogen. Dieser hier,“ und Konrad wies auf den Leichnam, „kannte alle Wege und Stege und ihm war es ein Leichtes, uns in die Stadt zu führen.“

„Genug, genug!“ rief Else, laßt uns eilen! Ihr wißt nicht, Mann, daß jede Minute Verzögerung ein Menschenleben in Gefahr bringen kann!“

Der Leiermann erhob sich still, legte den Todten sanft, als fürchte er, ihm wehe zu thun, auf den weissen Rasen nieder, scharfte mit seinen Händen eine Grube zurecht, nestelte seinen groben Mantel von der Schulter und trug dann behutsam den Leichnam in das schnellhergerichtete Grab. Eilig häufte er Erde und weisse Blätter darüber, und in wenigen Minuten hatte er seinen Sohn, dem er die Mutter getödtet und den er einst treulos verlassen, unter dürren Blättern bestattet. Jetzt erhob er sich mit einem tiefen Seufzer, nahm die Mütze ab und bemühte sich, seine zitternden Finger in einander zu falten.

Else hatte, während der Leiermann seinen Sohn bestattete, das Pferd herbeigeholt, das sich am Abhange an den weissen Zweigen und dürren Blättern Nahrung gesucht, stand jetzt müde an dasselbe gelehnt und sah dem Leiermann zu.

„Es dringt mir kein Gebet aus dem Herzen, Jungfrau, denn der Richter dort oben verwirft es vor seinem heiligen Angesicht!“ stöhnte Konrad; „könnt Ihr aber für Eure Feinde beten, so übt

Barmherzigkeit und spricht ein Vaterunser für diese arme Seele hier!"

"Gottes Gnade ist unendlich und tief wie das Meer!" sagte Else und faltete die Hände, indem sie zum Himmel aufschaute; „sein großes Vaterherz erbarmt sich der Verlorenen, und er vergiebt ihnen die Sünde um seines lieben Sohnes willen!" Und sie beugte ihr bleiches Haupt und sprach mit lauter Stimme das Gebet Jesu.

Ringsum flüsternten die dürren Zweige im Winde, ein Sonnenstrahl brach durch die Wolken und verklärte die Betende und das Grab zu ihren Füßen.

"Mein Leben für Euch!" sprach der Leiermann, „so lange ich athme!" Und als wäre Else ein hochgeborenes Edelfräulein, küßte er demüthig ihr unscheinbares Kleid und hob sie behutsam auf das Pferd; dann bestieg er das feinnige, und Beide nahmen über die Wiese den Weg nach Schloß Doblen. Kein Wort wurde weiter zwischen ihnen laut; Skraul folgte mit gesenktem Haupte, fromm wie ein Lamm, seiner Herrin und hielt genau mit ihrem Pferde Schritt. Bald nahm sie der Wald auf, wo ein schmaler Pfad sie in kurzer Zeit zum Ziele führen mußte. —

Fast um dieselbe Zeit saß Prinz Alexander mit dem Kammerjunker Földersahm in dem schwarzverhängten Cabinet der Herzogin; die Vorhänge waren niedergelassen, und zwei hohe, silberne Leuchter, mit je sechs schwarzen Kerzen, brannten auf dem Tische. Ein Haufen Papiere lag zerstreut auf dem Fußboden, vor ihnen aber in bunter Unordnung Geschmeide, Brieffschaften und Documente. Während der Prinz in den geheimen Fächern des Tisches umherstöberte, um immer wieder neue Schätze aufzufinden, ordnete Földersahm mit Sorgfalt die werthvollsten Schriftstücke und Documente der Verstorbenen, legte das Geschmeide in ein zierliches Kästchen von Rosenholz und sammelte Stickereien und kleine Malereien in eine nebenliegende Mappe.

"Hier," sagte der Prinz, „ist der Ring der Herzogin, mit

welchem sie ihre Brieffschaften versiegelte und in dessen Diamant die Wappen von Kurland und Brandenburg geschnitten sind!"

Der Prinz hielt den Ring in die Höhe, das Licht brach sich in strahlenden Farben durch denselben, und er sagte:

„Dies ist das einzige Geschmeide, das ich mir vom Herzog zu erbitten gedenke, als ein Vermächtniß meiner Mutter!“

Er küßte den Ring und steckte ihn mit einem stillen Seufzer an seine Hand. Földkersahm nickte zustimmend und fuhr dann wieder in seiner Arbeit fort. Der Prinz stützte müde das Haupt in die Hand, und die tiefdunkeln Augen schauten gedankenvoll auf das Bild der Herzogin, das, auf Elfenbein gemalt, über dem Tische hing. War es der Schmerz um die heimgegangene Mutter, die Trauer um den verlorenen jugendlichen Bruder, was allen Jugendglanz aus seinem schönen Gesichte verbannt hatte? Die früher lachenden Augen, voll kecken Uebermuths, schauten jetzt so trübe, das stolze Haupt war gebeugt, und der kräftige Arm des Prinzen, der sonst von athletischer Kraft gezeugt, schien auffallend abgemagert und versallen; die braune kräftige Hand, die das wildeste Pferd zu zügeln verstand und den wüthenden Eber mit Leichtigkeit erlegte, schien jetzt von durchsichtiger Weiße, und die Lippen hatten sich, wie in herbem Schmerz, fest auf einander gepreßt. So starckte er eine Weile gramversunken auf das Bild, seufzte tief auf und murmelte dann vor sich hin:

„Warum bin ich als Prinz und nicht als ein Unterthan des Herzogs geboren?“

Erlaunt schaute Földkersahm zu ihm auf, doch schwieg er, und nur sein fragender Blick blieb unverwandt auf Alexander haften.

„Laßt Euch nicht beirren, Kammerjunker!“ sagte der Prinz leichthin, „ich bin ein Undankbarer und weiß es nicht zu schätzen, ein Prinz zu sein! Meine Seele sehnt sich darnach, in der Haut irgend eines unserer Unterthanen zu stecken, bloß um die Schmerzen des gemeinen Mannes kennen zu lernen, die kleiner sein müssen, als die Qualen des Hochgeborenen, der, wie Prometheus an den Felsen, an seinen Stand gefesselt ist und dem die Adler das Herz

zerfleischen, wenn er anders fühlt, als der Felsen, an den er geschmiedet ist!"

„Mein Prinz!“ sagte Földersahm bestürzt und faßte Alexanders Hand, „Ihr seid bedenklich krank!“

„Ja, ich bin krank, vor Sehnsucht und Heimweh nach einem unerreichbaren Glück!“ flüsterte Alexander; „doch still, mein Freund, laßt uns an unsere Arbeit gehen und vergeßt diesen Moment! Es sind die Launen des Hochgeborenen, die in mir aufsteigen, sie gehen vorüber, wie das Abendroth, das im Meere versinkt — im Meere der Ewigkeit!“ Und hastig bog er sich über seine Arbeit, und eine abermalige Stille trat ein.

Das einförmige Ticken der Pendeluhr, welche auf dem Kamin stand, war das einzige Geräusch, und dann und wann fiel ein zerknittertes Papier aus der Hand der Cavaliere zu Boden; die Lichter knisterten, und das schwarze Wachs tropfte an den silbernen Randelabern wie heiße dunkle Thränen herab.

„Hier, mein Freund, dies wird für Euch die schönste Erbschaft sein!“ sagte der Prinz und hielt dem Kammerjunker ein kleines, in Gold gefaßtes Medaillon hin, das, an einem blau seidnen Bande befestigt, in einem der verborgenen Fächer gelegen hatte; es war das Portrait eines blondlockigen Mädchens von ungefähr 12 Jahren, das mit rosigten Lippen lächelnd hervorschaute.

„Oh, das ist Barbara!“ rief Földersahm, „hat sie doch noch jetzt ihr Kinder Gesichtchen behalten!“ Er versank im Anschauen des Bildes und verbarg es dann lächelnd auf seiner Brust; „habt Dank, mein Prinz,“ fuhr er fort, „für dies theure Geschenk! Hoffe ich doch das schöne Original nach Ablauf der Trauerzeit ganz für mich zu gewinnen und für ewig mein zu nennen! — Doch es wird Zeit, mein Prinz,“ fügte er hinzu, „daß wir unsere Arbeit beschließen! Die Tafel ist schon seit einer Stunde servirt, und ich dünkte, ein kleiner Imbiß dürfte uns nach der heutigen Anstrengung wohl thun. — Ich gehe, mit Eurer Erlaubniß die nöthigen Befehle zu ertheilen!“

Er erhob sich und ging hinaus; der Prinz sah mit Wohlgefallen der schönen, stolzen Gestalt nach, dann murmelte er:

„Möge der Sonnenschein des Glückes Dich nie verlassen, das Du durch Ausdauer und Treue errungen hast! Du hattest keinen unüberwindlichen Abgrund vor Dir, Deine Hoffnungen durften sich erfüllen, Euch trennt nicht Menschenfahung von dem ersehnten Ziel!“ Er erhob sich und schritt mit hastigen Schritten im Gemach auf und nieder, blieb dann sinnend stehen, um bald von Neuem seinen Gang fortzusetzen.

Da theilte sich der Vorhang der Thüre und der dienstthuende Page meldete:

„Die Kammerfrau der Prinzess Sophie bittet um eine geheime dringende Unterredung mit Ew. Durchlaucht!“

Einen Moment stand der Prinz betroffen still, dann strich er sich, als erwache er aus einem Traume, die dunkeln Locken aus der Stirn und sah den Pagen fragend an.

„Else, das Pflegekind meiner Schwester, der Prinzess Sophie?“ fragte er zweifelnd, „was kann sie von mir wollen?“

„Mein Prinz,“ sagte der Page, „das Mädchen sieht krank und angstvoll aus, sie fleht um die Gnade dieser Unterredung, als gelte es ihr Leben, und ich hatte nicht den Muth, sie abzuweisen, obwohl ich weiß, daß sie Ew. Durchlaucht ungelegen kommen mag!“

„Nein, Nein!“ rief Alexander hastig, besann sich aber rasch und fügte dann mit erzwungener Ruhe hinzu:

„Eine geheime Unterredung, sagst Du? Nun wohl, bescheide sie in das grüne Blumenzimmer der Herzogin.“

Noch einen Moment stand er überlegend da; nach einem kurzen inneren Kampf hob sich seine schlanke Gestalt zu einer ungewöhnlichen Höhe empor, und mit sicheren, ruhigen Schritten verließ er das Gemach.

Die Thüre zum Blumenzimmer der Herzogin öffnete sich und der Page geleitete Else hinein.

„Hier, befahl der Prinz, sollt Ihr seiner harren!“ sagte er,

warf noch einen prüfenden Blick auf das Mädchen und verschwand dann hinter den Falten des Thürvorhanges.

Else sah sich allein; wankenden Schrittes trat sie vor, es kostete ihr eine gewaltige Anstrengung, ihre Geistesklarheit zu bewahren. Die Ereignisse der Nacht und das blutige Ende Jans hatten erschütternd auf sie eingewirkt, die Angst um den Vater ihres Geliebten hatte fast den letzten Rest ihrer Kraft aufgezehrt, und sie fühlte mit Entsetzen, daß sie kaum im Stande sei, die Tour nach Bauske zu unternehmen, wenn ihr nicht eine kräftige Unterstützung zu Theil werde. Sie sah sich mit unsicheren Blicken im Gemache um; hier waren die Wände nicht schwarz verhängt, der Epheu rankte sich an ihnen in die Höhe und verband sich mit den fremdartigen Gewächsen, die aus den Fensternischen ihre grünen, fächerartigen Blätter weit in's Zimmer hineinstreckten. Hohe Spiegel in goldener Einfassung reichten bis zum Boden, auf dem kostbare Teppiche ausgebreitet lagen. In der Ecke des großen Gemaches standen aus Marmor die lebensgroßen Statuen des Kurfürsten von Brandenburg und Herzog Jacobs. Todtenstille herrschte im Gemache, die vergoldete Uhr, welche auf einem schöngearbeiteten Tische stand, war stehen geblieben, und die matten Strahlen der Octobersonne warfen ein grünschimmerndes Licht durch die Pflanzen auf den Fußboden.

Else erschrak, als sie ihr Bild in einem der Spiegel erblickte, wie vor einer Geistererscheinung. War sie es, die starren Blickes und todesmüde da stand? Sie wankte vorwärts und hielt sich an der hohen Lehne eines Sessels, der unmittelbar vor dem Tische stand; ihr graues, fast dürftiges Gewand umgab lose die schlanken Glieder, das Haar hatte sich gelöst und die blonden Flechten hingen naß und schwer zu beiden Seiten herab. Sie dachte nicht daran, daß ihr Gewand zu nichts weniger als zu einer Audienz beim Prinzen passe; jetzt sammelte sie mühsam ihre Gedanken, um die rechten Worte für ihre Bitte zu finden. Da zeigte plötzlich der Spiegel hinter ihr die Gestalt des Prinzen, der sie mit bleichem, ruhigem Antlitz einen Moment beobachtete. Mit

einem leisen Schrei wandte sie sich um und sank vor ihm in die Knie.

„Mein Gott, Else,“ rief er bestürzt, „Ihr hier und in welcher trostlosen Verfassung!“ Er bemühte sich, sie aufzuheben.

„Herr!“ rief Else schluchzend und faltete die Hände, „entsinnt Ihr Euch, daß es eine Zeit gab, wo Ihr mir Eure Hilfe und Euren Schutz zusagtet? — Damals war ich keiner Hilfe bedürftig, jetzt aber, mein Gott —“ sie konnte nicht weiter sprechen, die Stimme versagte ihr.

„Ja, ja!“ flüsterte der Prinz; „aber erhebe Dich, Mädchen, Dein Herzeleid hat etwas Beängstigendes für mich! Was drückt Dich nieder? Bei meiner Ehre, ich strafe den Frevel hart, den man an Dir verübt!“

„Nein, oh mein Prinz!“ rief Else, „nicht mir ist Unheil widerfahren, meinem Lehrer, den ich wie einen Vater liebe und verehere, droht Gefahr! Sie haben ihn auf des Herzogs Befehl nach Bauske geführt, um Unheilvolles mit ihm zu unternehmen!“ Sie stockte und verhüllte das Gesicht in beide Hände.

„Du sprichst im Fieber, Kind,“ entgegnete der Prinz, „Du bist krank! Komm, beruhige Dich, und dann laß mich Deinen Kummer kennen lernen!“ Er hob sie empor und ließ sie in einen Sessel nieder.

„Nun fasse Muth!“ fuhr er fort, „ich helfe Dir, so wahr ich Prinz Alexander bin!“

„Herr, Herr,“ rief Else und schlang die zitternden Finger in einander, „es ist keine Zeit zu verlieren! Wir müssen eilen, denn es gilt, ein Menschenleben zu retten! Der Herzog wird im Zorn eine Ungerechtigkeit begehen, darum helft, rettet!“ Und mit fliegender Hast, in abgerissenen Worten, schilderte sie dem Prinzen ihre Erlebnisse.

Bestürzt trat dieser zurück; er gedachte unwillkürlich der Scene mit Harder im Cabinet des Herzogs, eine unheilvolle Ahnung beschlich ihn und schnürte ihm die Brust zusammen. Elsens Blicke hafteten in sprachloser Angst auf seinem Antlitz, auf dem sich un-

gewöhnliche Blässe und Erregtheit ausprägten, und mit einem leisen Seufzer brach sie zusammen.

„Mein Gott!“ murmelte Alexander und kniete vor der leblosen Gestalt nieder, „mein theures Kind, erwache! Ich will ja meine Seele hingeben, um Dir zu helfen!“ Er nahm ihre kalten Finger in die seinen und bemühte sich, sie aufzurichten. „Allmächtiger, sie stirbt, und ich vermag Nichts für sie zu thun,“ flüsterte er angstvoll; „oh, welche Qual! Else, geliebte Else, erwache!“ rief er und wilde, heiße Küsse drückte er auf die bleichen Lippen, auf die kalte Stirn der Jungfrau. „Du wirst zu früh hingehen, Du schöne Blüthe, Du holder Stern meiner Sehnsucht!“ Und er legte das stille Haupt an seine Brust, und hielt sie fest umschlungen. Seine Blicke ruhten in wonniger Selbstvergessenheit auf der geliebten Gestalt in seinem Arme.

Lautlos theilte sich der Vorhang der Thüre und Földersahm erschien auf der Schwelle; mit einem Blicke überfah er Alles. Er hatte die letzten angstvollen Worte des Prinzen vernommen.

„Jetzt verstehe ich Dich ganz, mein armer Alexander!“ flüsterte er.

Leise schlossen sich die Falten des Vorhanges, und der Prinz fuhr, wie aus einem Traume erwachend, empor.

Else schlug die Augen auf, der Arm des Prinzen löste sich, und tiefaufathmend sagte er:

„Gott sei Dank, es geht vorüber!“

Mit einer raschen Wendung hatte er den Vorhang zurückgeschoben und rief hinaus. Der Page erschien.

„Wein und wohlriechende Essenz aus dem Zimmer der Herzogin!“ rief der Prinz, „die Jungfrau hier bedarf schleuniger Hilfe! — Hier, nehmt dieses Glas Wein als Stärkung zu Euch!“ bat er, als der Page das Verlangte gebracht, „und nezt Stirn und Wangen mit diesem heilkräftigen Wasser!“

Else that Alles in stillem Gehorsam und erhob sich dann.

„Verzeiht, mein Prinz,“ sagte sie, „ich fühle jetzt neue Kraft,

nur die Schrecknisse des heutigen Morgens haben mich so schwach gemacht! Und nun muß ich eilen, meine Pflicht zu erfüllen!"

„Und willst Du den weiten Weg allein machen?“ fragte der Prinz ernst.

„Dorthin ist mein Ziel,“ sagte Else, „und sollte ich nie das Ende meiner Reise erreichen!“

„Wohlan, ich habe Alles überlegt, was zu thun ist, Du armes Kind, und werde Dir die nöthige Unterstützung leihen! Du erhältst die Postschaise mit den schnellsten Rossen; dem Wagen des Herzogs schafft jede Station frische Pferde, und vor Mitternacht bist Du am Ziel, während ich mit dem „Tatar“ nach Mitau eile, um von meinem Vater, dem Herzog, Aufschluß über sein Verfahren zu erhalten. Ich hoffe zu Gott, Else, daß Deine erschreckte Phantasie Dich Dinge schauen ließ, die nimmermehr existiren, und preise den Augenblick, der Dich zu mir führte. Hier, nimm diesen Ring, der das Wappen Kurlands trägt! Die Oberräthe kennen ihn, und sobald Du ihn im Namen des Herzogs dem Hauptmanne übergiebst, wird er in allen Dingen einen Aufschub anordnen und der Befehle harren, welche mein Vater weiter erlassen wird. — Nun geh', mein Kind, Gottes Schutz begleite Dich!“

„Habt Dank, mein Prinz!“ flüsterte Else und bemühte sich, seine Hand an ihre Lippen zu drücken.

Hastig zog er sie an sich.

„Leb' wohl, Else, leb' wohl, wir dürfen uns nie wieder sehen!“ sagte er erregt und drückte einen heißen Kuß auf die Stirne des Mädchens, dessen Gesicht jetzt in tiefer Röthe erglühte.

Leise schritt Else hinaus, und nach Ablauf einer halben Stunde jagte ein kleines Cabriolet, mit zwei muthigen Rossen bespannt und von Konrad gelenkt, über die Zugbrücke die Laubstraße hinab. Nach entgegengesetzter Richtung sprengte aber bald darauf der Prinz auf seinem schwarzen „Tatar“, in Begleitung Földersahms und zweier Pagen davon, daß Kies und Funken stoben; der „Tatar“ war den andern Reitern immer um mehrere Pferdelängen voraus. —

Es war an demselben Morgen in der Frühe, als zu Neugut die Fabrikarbeiter in einzelnen Gruppen zusammenstanden und leise mit einander flüsterten; die betroffenen Mienen und bestürzten Gesichter ließen auf einen außergewöhnlichen Fall schließen.

„So wahr ich lebe!“ sagte ein vierschrötiger Bursche, der mitten im Kreise der Zuhörer stand, „der Skrauja-Peter aus Neuenburg, den ich auf dem Wege gen Mitau traf, wohin ich vor einigen Tagen fuhr, um im Schlosse die Berichte des Inspectors abzuliefern — der Skrauja-Peter, der aus der Stadt kam, wußte allerlei Absonderliches und sagte mir unter Anderem Alles, was ich Euch jetzt berichte. Ja, ja, gefangen halten sie den Amtmann; der Paps hat wider ihn gezeugt von wegen der Hexerei, und der Amtmann hat Alles zugeben müssen aus Angst vor dem hochnothpeinlichen Gericht, welches sich selbst vor Zauberern und Hexen nicht fürchtet. Der Skrauja-Peter hat Mancherlei bestätigen müssen, was er mit leibhaftigen Augen gesehen, und dann haben sie den Amtmann in Ketten und Banden gelegt und in den tiefsten Kerker geworfen, wo kein Sonnenstrahl hineinscheinen kann!“

„Gott sei seiner armen Seele gnädig, die Richter haben wohlgethan!“ rief ein hochstämmiger Bursche; „es ist besser, daß man ihm den Garaus macht, als daß er uns mit Weib und Kind behext und in's Unglück stürzt!“

„Schäme Dich, Wagger*), daß Du die Wohlthaten vergißt, welche der Amtmann Dir und Deiner Familie in reichem Maße erwiesen!“ rief ein altes Mütterchen, das an seinem Krückstock herbeigehinkt war und der Unterredung gelauscht hatte. „Wer hat Dein Weib gepflegt und versorgt mit Arznei, Speise und Trank, als es hart darniederlag? Wer hat Deine Wunden verbunden, als der morische Balken vom Holzschuppen Dir den Arm zerbrach? — Du hast ein kurzes Gedächtniß für Wohlthaten und eine böse Zunge als Dank für alles Gute!“ zürnte die Alte.

*) Lettisch; bedeutet: „Aufseher über die Arbeiter.“

Dorn, ein Schwedentind.

Beschämt stand der Wagger da, spie verlegen aus und schob seine breiten Hände in die Hosentaschen.

„Na,“ sagte er, „eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus, das Geschäft des Herzens ist auch Deine Sache, alte Bettel! Hüte Dich, daß der Herzog, unser Herr, nicht sein Auge auf Dich richtet, dann dürftest Du dem Amtmanne eine passende Gesellschafterin werden!“

Einzelne Stimmen erhoben sich jetzt, theils zur Vertheidigung des Wagger's, theils zum Lobe des Amtmanns, während Andere wiederum Zweifel an der rechtschaffenen Hilfe des Amtmanns laut werden ließen. Die Mägde, welche das Vieh zur Tränke trieben, blieben auf halbem Wege stehen und lauschten aufmerksam der Unterredung.

„Ja, ja,“ sagte die Frau des Wagger's, „Du lieber Gott, mit unserm Amtmann ist es nicht geheuer! Es mag wohl manche Schuld auf seinem grauen Haupte ruhen, denn ich sah ihn oftmals in der Nacht heimkehren; dann stand er wohl auch einmal still und schaute den Himmel an, und oftmals saß er beim Mondenschein und zeichnete allerlei tolles Zeug auf eine Schiefertafel. Er bestimmte das Wetter viele Tage vorher, und es traf justement auch so ein; auch prophezeite er bei klarem Himmel ein Gewitter, und, siehe da, in wenig Stunden krachte und donnerte es, daß einem die Haare zu Berge standen. Wenn das mit rechten Dingen zugeht, so will ich nicht selig werden, Dergleichen bewerkstelligt man nur mit Hilfe des Gottseibeius!“ Sie bekreuzte sich und ging eilig ihrer Wege.

Laut erschallten jetzt rasche Klöppelschläge, die auf ein Brett fielen und das Signal zur Versammlung in der Fabrik gaben; die Gruppen lösten sich, und ein Jeder beeilte sich, rasch an die Arbeit zu kommen.

Die gebeugte Gestalt des Inspectors schritt über den Hof, sein graues Haar flatterte im Winde, er fröstelte leicht und drückte zu wiederholten Malen ein Tuch an die Lippen. Dann zog er seinen Mantel fester um die Schulter und ging mit langsamen

Schritten in das Fabrikgebäude, wo soeben die dänischen Meister mit ihren Werkführern sich anschickten eine neue Maschine zu enthüllen, die auf sehr beschwerliche Weise die lange Reise nach Kurland gemacht hatte. Der Inspector trat ein und wurde achtungsvoll von den Leuten und von den Meistern empfangen. — Ungefähr eine Stunde mochte in eifriger Thätigkeit verstrichen sein; das Feuer sprühte auf dem mächtigen Heerde, die Blasebälge arbeiteten und in den Formen floß das glühende Eisen wie flüssiges Wasser. Der Inspector stand abseits mit einem der Meister und beugte sich über einen Plan, der vor ihm lag.

Da öffnete sich die Thüre, und bleich, mit entstellten Zügen, stürzte Mine in die Werkstatt.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Inspector, ich muß Euch sprechen!“ rief sie athemlos; „es gilt, ein Unglück zu verhüten!“ Sie lehnte sich erschöpft an die Wand.

Bengt-Ström sah bestürzt auf, schob seine Arbeit zurück, und begab sich schweigend mit Mine in den Seitengang der Fabrik. Scheu wichen die Arbeiter ihnen aus, und bald befanden sie sich allein am Ende des Ganges.

„Herr Inspector!“ keuchte Mine, „mein Vater, mein alter greiser Vater, ist in Gefangenschaft, man hat ihn heute Nacht nach Bauske transportirt, zu welchem Zweck, ist uns Allen unbekannt! Mein Bruder, der Abjunctus, dem ich gestern den Konrad nach Doblen nachgeschickt, sendet einen reitenden Boten, welcher beauftragt ist, Euch zu bitten, daß Ihr Euch mit allen Euren Leuten nach Bauske hinbegebt, um den Vater im Nothfalle zu schützen, während mein Bruder nach Mitau zum Herzog eilt. Es sei Gefahr für den Vater vorhanden, wenn er ohne Freunde in Bauske anlangt, sagt das Schreiben Hermanns, und ich beschwöre Euch, Herr Inspector, eilt, Euch den Freund und uns den Vater zu retten! Mine stockte und trocknete mit der Schürze die strömenden Thränen.

Eine Weile stand der Inspector sprachlos da; dann begann er traurig:

„Seinem Geschick entgeht der Mensch nicht, was auch Freunde zu seinem Schutze beschließen mögen! — Ich aber bin gern bereit, für Euren Vater zu thun, was in meinen Kräften steht, um einen Theil meiner Dankbarkeit an Euch abzutragen, die Ihr mich in meiner letzten Krankheit, der ich beinahe erlag, mit kindlicher Sorgfalt gepflegt. — „Seid getroßt,“ fuhr er fort und streichelte sanft Mine's hohle Wangen, „den kleinen Rest meines eigenen Lebens setze ich ja gern für Euren Vater ein und helfe ihm, so wahr mir Gott beistehe! — Und nun geht heim, Mine, harrt in Geduld, es wird und muß Alles noch gut werden!“

Mine verließ schluchzend die Fabrik und Bengt-Ström trat wieder unter seine Arbeiter.

„Ihr Männer nud Jünglinge zu Neugut!“ sprach er jetzt mit klarer, lauter Stimme, „ich glaube, es sind Viele unter Euch, welche sich dem Amtmanne aus Dankbarkeit verpflichtet fühlen?“

Die Hämmer schwiegen, die Blasebälge verstummten, momentane Stille trat ein; dann scharten sich Alle in Gruppen zusammen.

„Meine Freunde!“ rief der Inspector, „habt Ihr keine Antwort auf meine Frage?“

„Das weiß Gott Herr!“ ließ sich eine Stimme vernehmen, „der Amtmann hat Manchem unter uns Gutes gethan!“

„Ja, das ist wahr!“ scholl es aus einer andern Richtung.

„Nun wohl, Kinder, seid Ihr gewillt, den Mann, der Euch Gutes erwiesen, aus großer Gefahr zu befreien, in welche er schuldlos gerathen ist?“

Eine abermalige Stille trat ein; dann trat einer der angesehensten Arbeiter vor und sprach schüchtern:

„Ja, Herr! Aber ein Mann, wie der Lufft, bedarf keinerlei Hilfe, denn er hat Macht sich zu befreien durch allerlei Künste, die ihm zu Gebote stehen.“

„Schämt Euch, Mann!“ zürnte Bengt-Ström; Ihr wollt ein Christ sein und verdient doch zu den Heiden gezählt zu werden! — Die Kunst, welche mein Freund, der Amtmann, anwandte, um Euch zu heilen, war eine Gott geweihte, die Kräuter des Waldes, die

Kräfte der Natur sind ihm bekannt durch Fleiß und Studien; er ist ein Mann, begabt mit der reinen Seele und dem sichten Verstande eines unentweiheten Menschen. Eure Begriffe sind beschränkt, Ihr versteht nicht die Weisheit, welche der Mensch aus der Natur schöpft; Euer armer, blöder Sinn sieht da Bauberei, wo der klare Blick des Weisen die Geheimnisse der Schöpfung erkennt!"

"Der Herr Inspector hat Recht, er muß es wohl am besten wissen!" rief jetzt laut eine Anzahl Arbeiter, „thun wir nach des Inspectors Befehl!"

"Wohlan, Ihr Männer!" rief jetzt Einer der dänischen Meister, „ich und meine Leute, wir helfen Euch den Mann befreien, der ein Wohlthäter meiner Landsleute wurde, denn seine Hilfe, seine Arzneien haben den Arbeitern gute Dienste gethan, die fremd daherzogen und hier am Fieber krank daniederlagen!"

"Es lebe der Inspector, es lebe der Amtmann!" erscholl es jetzt wie aus einer Kehle; im Nu waren die Lederschürzen zu Boden geworfen und die Hemdärmel von den markigen Armen herabgestreift, und bald entstand draußen auf dem Fabrikhof ein geschäftiges Treiben; während in der Fabrik das Feuer erlosch, scharten sich die Männer in Reihen zusammen, bewaffnet mit Flinten, Knütteln und Heugabeln, zu Pferde, zu Fuß und zu Wagen.

Nach einer kleinen Weile setzte sich der Zug in Bewegung; vorn, auf einem von zwei Pferden gezogenen Wagen, saß der Inspector; sein Kopflenker war Martin, der Großknecht. Ihm folgten die Andern still und geräuschlos, und wer dieser Karawane begegnete, konnte glauben es mit einer Kriegsschaar zu thun zu haben, an deren Spitze Bengt-Ström stand. Kopfschüttelnd schaute ihnen der Landmann nach, und Weiber und Kinder sprangen erschreckt zur Seite und flüsterten sich bestürzt allerlei Vermuthungen in die Ohren.

Mine stand vor ihrer Thür und schaute mit vom Weinen gerötheten Augen dem Zuge nach; der Wind durchzaufte ihr Haar und durchkältete ihre Glieder, sie achtete es nicht. Wie eine Heimathlose, dem Wetter preis gegeben, schaute sie trostlos in die

Ferne. Sie mochte nicht in's Haus zurück, es graute ihr vor den einsamen Wänden. Sehnsüchtig spähte sie, ob nicht eine befreundete Gestalt am Wege auftauche, ihr Trost und Hoffnung zu bringen. Was hätte sie jetzt darum gegeben, Else bei sich zu haben; wie hätte sie Hilfe gesucht bei Lisbeth, die sich doch sonst nur ihren Rathschlägen unterworfen hatte. Doch Lisbeth wollte noch immer nicht heimkehren, trotz der Botschaft, welche Mine schleunigst ihr gesandt. Neuenburg war ja so weit, und der Knecht, dem sie das einzige Goldstück gegeben, welches sie besaß, ritt ein träges Pferd, das auf dem schlechten, holperigen Wege nur gemessenen Schrittes ging.

Stunde um Stunde verstrich, immer noch stand Mine und schaute seufzend nach Lisbeth aus, welche nicht kam. Die Mägde in der Spinnstube legten die Hände in den Schoß und flüsterten verstohlen mit einander. Schon seit einiger Zeit ging es mit dem Hauswesen nicht mehr so, wie vordem, das Gesinde war scheu und mißtrauisch geworden, dem Anschein nach gehorchte es mit Widerstreben; der Großknecht des Amtmannes, der schon seit 10 Jahren sein Amt verwaltete, hatte um die Bergünstigung gebeten, nach einem andern Dorfe übersiedeln zu dürfen, was ihm von dem Gutsherrn gestattet wurde, und war plötzlich mit Weib und Kind aufgebrochen, um ohne Bedauern das Haus zu verlassen. Mägde, die schon Jahre lang im Hofe treu und ehrlich gearbeitet, die zu den Leibeigenen gehörten, erbaten sich, ferner nur die Hofesarbeit verrichten zu dürfen, und Mine war genöthigt, viele häusliche Arbeiten, welche bis jetzt die Mägde gethan, selbst zu besorgen. Seit langer Zeit kam kein Kranker, um auch nur eine Flasche Arznei zu holen; Leute, welche am Fieber daniederlagen, halfen sich untereinander mit falschen Mitteln, in Folge dessen eine größere Sterblichkeit eintrat. Es wurden Verwünschungen laut, die unverhohlen dem Hexenmeister galten, welcher mit allen bösen Geistern in Verbindung stehen sollte.

Diese Ereignisse sah Mine mit Jammer und Bestürzung, der Amtmann aber hatte Alles mit ruhiger Würde ertragen. Es war,

als schwebte eine unheilvolle Wolke über Rengut, als drohe ein dunkles Verhängniß allen seinen Bewohnern Verderben. Mine trocknete mit der Schürze die allmählig versiegenden Thränen; dann ging sie endlich in's Haus, erstarrt an Leib und Seele, und warf sich auf ihr Lager. Keine der Mägde regte sich, ihrer einst so geliebten und gefürchteten Herrin beizustehen; draußen am Brunnen aber standen sie Alle zusammen; die Waggerin erzählte von den bösen Geistern, die in Schweden ihr Unheil treiben, von dem großen Brand in Riga, Neuigkeiten, die sie von dem Skrauja-Peter erfahren, der vor einigen Stunden mit des Amtmannes Lisbeth angekommen. Diese aber stand am Lager ihrer Schwester und rang trostlos die Hände, denn Mine wollte sie nicht erkennen. Glühend, in wilden Fieberphantasien, wälzte sie sich auf ihrem Bette, hielt Lisbeth für die treulose Waggerin, welche ihren Mann bewogen, seine Entlassung zu erbitten, drohte, zürnte und fluchte zuletzt ihren Feinden, raufte sich das Haar und wollte aus dem Bette, um sämtliche Arzneien, welche der Vater für die Kranken gekocht, in's Feuer zu werfen.

„Es ist Gift von Schlangen- und Krötenblut drin! Verhext, verhext, hast Du mich, Du böses Weib!“ schrie sie, als Lisbeth sich jammernd über sie beugte; „meinen Vater hast Du erdwürgt, Fluch über Dich!“ keuchte sie und sank erschöpft auf ihr Lager zurück. Die Thür war offen; in derselben drängte sich das Gesinde mit scheuen, bestürzten Blicken.

„Helst, um Gottes willen, helst!“ rief Lisbeth, in höchster Angst.

Niemand rührte sich.

„Geht, eilt zum Vater im Dorfe, daß er meiner Schwester eine Ader öffne, denn sie erstickt in ihrem Blute!“

„Ne, Jungfer!“ sagte ein langes, dürres Weib mit verschrumpftem Gesicht, „die ist verhext; wahrscheinlich hat sie aus Versehen eines ihrer Tränklein gekostet!“

Sie bekreuzte sich und verließ die Schwelle, die sie nicht überschritten hatte, und ihr folgte der ganze Troß.

„So helfe mir Gott!“ sagte Lisbeth, schloß die Thüre und warf sich vor der Kranken auf die Knie.

Neue Anfälle, welche die Schwester ergriffen, bekämpfte Lisbeth mit allen Kräften; endlich gelang es ihr, der Kranken ein feuchtes, kühles Tuch über die Stirn zu breiten, ihre brennenden Lippen mit einem kühlen Trunke zu nehen und als dann, mit Anbruch des jungen Tages, die Kranke in einen leisen Schlummer verfiel, sank auch Lisbeth müde in einen unruhigen Schlaf, der oft von wilden Träumen unterbrochen wurde.

Der heraufdämmernde Morgen hatte sich in dicke Nebelschleier gehüllt; die Sonne mochte nicht Zeugin des schrecklichen Vorganges sein, der zu Bauske geschah. Ihre Strahlen verbargen sich vor dem Frevel, welchen sich Aberglaube und Bosheit hatten zu Schulden kommen lassen.

Bauske ist ein kleines Städtchen in Kurland, in welchem der Hauptmann, der Vollstrecker des Herzoglichen Willens, residirt. Dieses kleine Städtchen sollte jetzt der Schauplatz einer Strafhandlung werden, welche Herzog Jacob vielleicht als die einzige Schuld seines Lebens zu bereuen hatte.

In der Nacht vor diesem Morgen huschten auf dem Marktplatze unheimliche Gestalten hin und her; ein dunkles Treiben, von wenigen schwachglühenden Lichtern beschienen, dauerte einige Stunden fort. Holzscherte wurden über einander gestapelt, doch lautlos, ohne jegliche Unterredung; Männer, in Mäntel gehüllt und mit Lanzen bewaffnet, gaben still geheime Winke. Daum trat wiederum für einige Stunden Ruhe ein.

Zwei Meilen vor dem Städtchen stand ein verfallenes Gebäude, das als Schenke oder als Einfahrt für Reisende diente. Kurz vor Mitternacht langte dort ein Mann mit einem zerbrochenen Wagen an, gefolgt von einer Frau, die stumm auf dem holperigen, schmutzigen Wege einherschritt. Es waren Konrad und Else.

Neues Mißgeschick war über Beide hereingebrochen. Zu eifrig

hatte Konrad die Pferde angetrieben; das leichte, zerbrechliche Fuhrwerk war auf dem unebenen und mit Steinen besäten Wege zerbrochen.

Während Konrad am Krüge hielt und durch Bitten und Geld erreichte, daß der Knecht des Schenkwirths ihm den Wagen ausbessern helfe, schritt Else fürbaß und erreichte endlich das Haus eines Buschwächters, das nahe am Wege lag; hier sollte Konrad, sobald der Wagen nothdürftig hergestellt, sie einholen. Doch Stunde auf Stunde verann, und Else schaute vergebens nach Konrad aus, während der alte, taube Buschwächter ihr zur Seite stand und sich bemühte, ihr einen Imbiß aufzunöthigen. Endlich vernahm sie ein Geräusch auf der Landstraße; sie athmete hoch auf und schaute zur Thüre hinaus, wo sie einen Zug von Männern gewahrte, die, wie es ihr in der Dunkelheit schien, sämmtlich bewaffnet waren. Bange Ahnungen quälten ihr Gemüth, und sie war glücklich, als endlich Konrad mit dem nothdürftig hergestellten Wagen eintraf und sie nun mit der größten Vorsicht und langsam ihren beschwerlichen, mühevollen Weg wiederum aufnehmen konnten.

Ein lichter Streif am Himmel verkündete den nahenden Morgen; 3 Werst von der Stadt hielt Bengt-Ström mit seinen ermüdeten Leuten und Pferden vor einem Hause, das mehr einem Schuppen, als einem gastlichen Heerde glich.

„Heda!“ rief Bengt-Ström, „giebt's hier Leute, die etwas Brod für uns und ein wenig Wasser für die Thiere schaffen?“

Eine lange Zeit verstrich; dann streckte sich ein struppiger Kopf aus der oberen Hälfte der Thüre hervor. Es war der Wirth, der verdrossen die Fremdlinge anstarrte, und keine Miene machte, in irgend etwas deren Anforderungen nachzukommen. Der Inspektor zog seinen Mantel enger um die Schulter; der eisige Morgenwind durchfröstelte ihm die Glieder; dann rief er:

„Zummle Dich, Mann! Für jeden Schritt bekommst Du einen Ferding, und schaffst Du mir ein Glas warmen Weins, den Du vielleicht für vornehme Gäste aufgehoben, so erhältst Du dafür ein Goldstück!“

Das breite Gesicht des Wirths verschwand; die Thür flog auf,

und Bengt-Ström überschritt die Schwelle. Die dunkle Hütte war bloß durch einen einzigen brennenden Spahn erhellt; in dieser spärlichen Beleuchtung standen Gruppen von Männern, aus deren Mitte sich eine schnarrende Stimme vernehmen ließ:

„Soll ich sain gesund, gestrenger Herr Wagger, und soll mer hoben kein Glick, wenn se nich brennen dem Lufft an ein lebendiges Faier! Wie se hoben gehantiert auf dem Marktplatz bei der Nacht und gestapelt dem Brennholz, hob ich gedacht ä Wunder! soll fohren der Lufft in'n fairigen Wagen, wie der Elias is in den Himmel gekummen! Soll mir Gott helfen, kenn mer doch nit sehn das graufamen Spiel, hob ich geloffen steihn de Männer, was hat gestapelt das Holz in einen graufmächtigen Haufen und bin ach gegalopirt wie a gehetzter Hund vor dem Krüger saine Thür, und er hat mir genommen in sain Nachtquartier bis an den morgenden Tag. Und wenn mir wird sain der Schreck gekummen aus de Glieder, will ach gaih'n zurück nach der Stadt, wo mir hat fu zahlen der Hauptmann for das Pferdchen, was ich hob gebracht vor dem Amtmann seinen Wagen! — Gott's Wunder, graufmächtigster Herr Inspector!“ rief er jetzt, als er Bengt-Ström erblickte, beugte sich tief bis zur Erde und legte seine Hand be-theuernd auf die Brust; dann fuhr er fort:

„Auf meine Mnemones*) gestrenger Herr, as Se nit sollten glauben, was ich hob berichtet von dem Lufft, solln Se mer nich mehr haïßen den Schmul Baruch von Szagarrn!“

„Auf, Ihr Männer!“ rief Bengt-Ström mit vor Angst heiferer Stimme, „wir müssen eilen!“

„Herr, der Wein, den ich durch einen reitenden Boten aus Bauske bringen ließ, wird gleich hier sein!“ rief der Wirth.

„Fort, fort!“ schrie der Inspector und warf dem Krüger ein Goldstück in den hingehaltenen Hut, „jede Verzögerung ist ein Verbrechen! Vorwärts, komm Jude, führe uns den nächsten, den besten Weg! Dieselbe Belohnung harrt Deiner!“

*) Mnemones — Ehre.

Wiederum setzte sich der Zug in Bewegung, und mit verdoppelter Eile ging es über Pfützen und Gräben mühselig weiter. Bengt-Ström besaß das kräftigste Pferd, das er von einem der Wagen genommen, und ritt dem Zuge voraus, während Schmul Baruch zähneklappernd neben dem Waggen Platz gefunden hatte.

Jetzt tauchte das Schloß von Hauske auf, und aus den Niederungen schaute hie und da ein rothes oder ein strohgedecktes Dach hervor. Ein eisiger Wind wehte über Flur und Feld; Bengt-Ström hüftelte leise, seine Glieder waren erstarrt, doch sein Kopf brannte sieberheiß, und große Schweißtropfen trocknete er sich von der Stirne. Endlich ging die Sonne auf, und ihre matten Strahlen zertheilten den fallenden Nebel. Mit bleichen, abgepannten Bügen schaute der Inspector auf die vor ihm liegende Stadt; seine Lippen flüsterten ein stilles, angstvolles Gebet. Noch eine kleine Strecke, und die Brücke lag vor ihnen. Kein Laut, kein Geräusch empfing die Fremdlinge; Alles lag im tiefsten Frieden.

„Gott sei gepriesen!“ murmelte Bengt-Ström, „der größte Theil der Einwohner liegt noch im Schlafe, noch komme ich nicht zu spät! Doch dort, wo der Rauch aufsteigt, sind die Menschen bereits wach, dorthin laßt uns zuerst unsre Schritte lenken!“ wandte er sich zum Waggen, „damit Ihr einen warmen Frühtrunk findet nach den nächtlichen Strapazen. Ihr bleibt ein wenig nach, derweil ich mit dem Juden und mit Euch Martin, in die Stadt eile; den friedlichen Bürgern würde unser Einzug Schreck verursachen, darum ohne Noth kein Aufsehen! Sobald ich Eurer bedarf, wandte er sich zu den Andern, sende ich den Juden oder den Waggen, mittlerweile harret ihr hier meiner Botschaft!“

Bengt-Ström sprengte über die kleine Brücke, während Martin und der Jude langsam nachfolgten.

Mit Befremden sah Bengt-Ström plötzlich eine Schaar Männer den Weg herabkommen.

„Wo hinaus, Ihr Leute?“ rief er ihnen zu, erhielt jedoch zu seiner Bestürzung keine Antwort; schweigend zogen sie an ihm vorüber. Weiter hinauf stauden wiederum Gruppen beisam-

men, die mit einander flüsterten. Sie und da zeigte sich ein entsetztes Gesicht, das verstohlen aus einer Thür hervorklugte. Jetzt war Bengt=Ström bis in die Mitte des Städtchens gelangt; vor ihm lag der Marktplatz, gefüllt von Menschen, aus deren Mitte sich leises Schluchzen und unterdrückte Flüche vernehmen ließen. Es klang wie das Grollen des Meeres, dieses Hin- und Herwogen, aus dem wiederum einzelne Klagetöne an Bengt=Ströms Ohr schlugen. Kleine Rauchwölkchen stiegen vom Boden empor, um welche sich Männer und Weiber scharten. Ein häßlicher Brandgeruch erfüllte die Luft.

Bengt=Ström sprang vom Pferde und schrie aus der Tiefe seiner gemarterten Brust:

„Ihr Männer und Frauen, was ist hier geschehen? Wo finde ich den Amtmann Lufft? Im Namen Gottes, gebt Antwort!“

Niemand regte sich, nur ein Flüstern drang an sein Ohr.

„Führt mich zum Hauptmann! Ist keiner unter Euch, der den Weg zu ihm kennt?“

„Dort steht der Hauptmann, Herr Inspecter!“ rief Baruch, „dort vor dem Haus, mit beide gestrenge Herrn, was den Lufft hierher getranspetirt!“ Und er wies auf eine, in einiger Entfernung stehende Gruppe.

Bengt=Ström drückte sein Taschentuch an den Mund, um einzelne Blutstropfen aufzufangen, die ihm über die Lippen flossen, dann ging er mit wankenden, aber hastigen Schritten auf die Männer zu, die ihn betroffen ansahen.

„Der Inspecter!“ rief Einer von ihnen, trat erschrocken auf Bengt=Ström zu, und schaute ihm bestürzt in's Gesicht.

„Im Namen der Gerechtigkeit fordere ich die Freiheit des Amtmanns Lufft!“ rief der Inspecter.

Eine Todtenstille trat ein, man hörte, wie der Athem Bengt=Ströms in seiner Brust röchelte.

„Auf Befehl des Herzogs ist der Amtmann bereits zur aube=raumten Stunde vom Leben zum Tode befördert!“ ließ sich jetzt

die Stimme des Hauptmanns vernehmen; „wir thaten, was das Gesetz befahl, und unterwarfen uns dem Willen unseres Herrn!“

„Wehe Euch, so habt Ihr sie vollbracht, diese graue That, die eine Schmach für Kurland bleiben wird ewiglich!“ rief Bengt-Ström. Da erhob sich am Fuße des schwarzverbrannten Pfahles die gebeugte Gestalt des Abjunctus und trat auf den Inspector zu.

„Als Gilbote war ich vom Herzog gesandt, meinen Vater zu retten!“ sagte er dumpf, „doch ich kam zu spät! Er ist bereits seinen Martern erlegen, und ich kenne keinen Trost für meine schmerzzeriffene Seele!“

Mit starren Augen schaute er auf den Inspector; dann fuhr er fort, und seine Lippen zuckten schmerzlich:

„Geht heim, mein Freund und opfert Euch nicht für eine verlorene Sache! Ihr — habt — das — Krankenbett erst unlängst verlassen, und es wäre mir der letzte Freund geraubt, den ich noch auf Erden habe, wenn auch Ihr Euren Untergang fändet! An dieser Unglücksstätte ist keines Bleibens für Euch, denn ich betrachte Euch als ein Vermächtniß meines unglücklichen Vaters. Geht heim, bringt den Meinigen Trost und Frieden!“ bat er und schaute wehmüthig dem Freunde in das leichenfahle Antlitz — „ich vermag es nicht, jetzt nicht!“ Und er lehnte sein Haupt erschöpft an Bengt-Ströms Brust.

„Ja, sie haben wacker an uns gehandelt, mein Sohn!“ lachte Bengt-Ström wild auf; „Dir haben sie den greisen, hilflosen Vater gemordet, mir nahmen sie den einzigen Freund! Das letzte Band, das mich an diese Erde fesselte, ist zerrissen! — Fahret wohl, Wahrheit und Treue, euer Lohn ist Tod durch Henkershand!“ rief er laut und streckte die rechte Hand zum Himmel empor, während er mit der linken den Abjunctus umschlungen hielt. Sein Auge leuchtete in überirdischem Glanze, und mächtig erscholl seine Stimme über die lautlose Menge. — „Sein Blut komme über Die, welche die Schuld an seinem Tode tragen!“ klang es aus tiefer Brust hervor, „es komme über Euch, die Ihr das edelste Menschenherz zu Tode gemartert! Ja, wehe über Dich, Du glorreicher Herzog, dessen Sinn

blöde geworden durch Aberglauben und Alter! Deine Macht wird verwehen, wie dieser Staub, dein Haus wird elend untergehen und vergessen werden, und Fremde da herrschen, wo Du so lange ruhmreich gewaltet.

Eine tiefe Stille trat ein; entsetzt wich Hermann zurück und streckte dem Hauptmann, der sich durch die Menge Bahn brach, abwehrend die Hände entgegen; mit zornbebender Stimme rief dieser:

„Greift den Verräther! Nieder mit dem Lasterer! schlägt ihn in Fesseln, legt Hand an ihn, im Namen des Herzogs!“

Ein Gemurmel erhob sich, ein wildes Hin- und Herwogen der Menge, aber es regte sich keine Hand, die Befehle des Hauptmanns zu vollstrecken. War es die stille Ehrfurcht vor dem Inspector, oder die innere Ueberzeugung, das hier der tiefbeleidigte Mensch im bittersten Schmerz die Wahrheit gesprochen; war es eine heimliche Zustimmung, welche die erschrockene Menge durch ihre Thatlosigkeit bezeugte, als Bengt-Ström in gerechtem Zorn eine höhere Vergeltung heraufbeschwor, oder war ihre Aufmerksamkeit auf eine Frauengestalt gerichtet, die plötzlich auf der Anhöhe auftauchte? Niemand legte Hand an den Mann, der so Unerhörtes gegen den Herzog geredet. Aller Augen wandten sich dorthin, wo Else regungslos und mit starren Blicken auf die Menge herabsah; aufgelöst fiel ihr blondes Haar über die Schulter, das graue Gewand flatterte im Winde, die bleichen Züge aber schienen einer aus dem Grabe Erstandenen anzugehören. Endlich klang es aus angstvoller Brust von ihren bebenden Lippen:

„Gnade für den Amtmann! Seht hier die herzogliche Beglaubigung!“ Sie erhob die Hand und zwischen ihren Fingern funkelte der Ring der Herzogin in den Strahlen der Sonne.

Tief aufathmend richtete sich Bengt-Ström empor; seine Gestalt wuchs zu ungewöhnlicher Höhe, seine Augen öffneten sich weit, und wie Sonnenschein slog es über seine fahlen Züge, die jetzt plötzlich, wie in den Tagen des Glücks, in strahlender Freude leuchteten.

„Bist Du gekommen, Magda, mein geliebtes Weib, um mich

hinüberzuholen aus dieser schönsten Welt?" rief er, „oh, so eile, ich harre Deiner mit tausend Qualen der Sehnsucht!“

Und er breitete lächelnd seine Arme aus.

Einen Moment stand Else scheinbar starr und leblos; es war wiederum die steinerne Jungfrau von ehemals, die sich den Blicken der erstaunten Menge zeigte; dann erbebt ihre ganze Gestalt wie von einer gewaltigen Erschütterung, der blitzende Ring entfiel ihrer Hand, er rollte zur Brandstätte hin in die glimmende Asche, und mit einem leisen Schrei flog Else in die Arme ihres Vaters.

Dieser Mann, zu dem sie schon längst ein unnenntbares Sehnen gezogen, war ihr Vater, das sagte ihr jetzt der laute Schlag ihres Herzens, das sagte ihr das Gefühl unendlichen Glücks, mit dem sie an seiner Brust ausruhte, hier an diesem Herzen fand sie ihre Heimath wieder. Sie war nicht mehr das namenlose, verwaiste Kind, das dem Mitleid oder der Grausamkeit fremder Leute preisgegeben ist. Bengt-Ström glättete zärtlich ihr weiches Haar und flüsterte:

„Wo hast Du unser Kind, Magda?“ Seine Blicke trafen fremdet den Adjunctus, der eine der herabhängenden Hände Elsens mit der seinen umschlossen hielt.

„Hier, hier, mein Vater!“ schluchzte Else; „die Mutter ruht im Grabe, ich aber bin Deine verlorene Tochter, an welcher Margarethe Monheim Mutterstelle vertrat!“

Fester umschlang der Inspector sein wiedergefundenes Kind und küßte inbrünstig das blonde Haupt. Sein Blick wandte sich nach oben und seine Lippen flüsterten leise unvernehmliche Worte; dann sank sein Haupt müde auf die Brust, langsam lösten sich seine Arme, er wankte und brach zusammen.

Elsens Gewand war von einem dunklen Strom übergossen, und leise rieselte das warme Herzblut des sterbenden Mannes über seine bleichen Lippen. Am Boden kniete Else und hielt das Haupt ihres verschwindenden Vaters auf den Knien; sein Auge ruhte in stiller, seliger Freude auf ihr, die noch nicht begriff, was geschah. In

stummem Jammer beugte sich der Adjuuctus über den Sterbenden und bemühte sich, das Entströmen des Lebensquells zu hemmen.

Es war vergebens. Noch ein langer, liebevoller Blick auf Else, ein letzter, stiller Gruß für den Jüngling, dann neigte er sein Haupt und hatte ausgeathmet.

Das Volk hatte sich zerstreut, und der Hauptmann sich in großer Bestürzung mit den herzoglichen Trabanten zurückgezogen. Immer noch kniete Else am Boden und ließ es ruhig geschehen, daß man ihr den Vater davontrug; starr und betäubt blickte sie in's Weite, keine Thräne entrang sich dem brennenden Auge. Sie vermochte das Ungeheure nicht zu fassen; es war ja nicht möglich, daß ein grausames Geschick ihr den Vater so schnell entriessen, den sie kaum gefunden, nach dessen Liebe sie sich seit den Tagen ihrer Kindheit gesehnt. Willenlos erhob sie sich, als eine alte Frau sie mitleidsvoll vom Boden zu sich emporzog. Sie merkte es nicht, daß die braunen, harten Hände der Alten sanft ihre Wangen streichelten; obwohl sie dieser fremden Erscheinung schon einmal im Leben begegnet, streifte ihr Blick dieselbe doch theilnahmslos. Die dunklen Augen, welche unter dem eigenthümlich verschlungenen Shawl von rother Farbe, den sie um den Kopf trug, hervorfunkelten, machten auf Else keinen Eindruck. Wildheit und Energie sprach aus ihren Zügen, und sie mußten Furcht einflößen, wenn diese Augen im Zorn funkelten. In den Ohren blitzten silberne Ringe von ungewöhnlicher Größe, ein wohlerhaltenes Gewand aus blauem Fries bekleidete den Zwergkörper und ließ den hagern, braunen Hals, um welchen sich mehrere Reihen Schnüre aus Bernsteinperlen schlängeln, vollständig frei. Mit seltsam näselndem, halb singendem Tone sagte die Alte zu Else:

„Sei still, Goldkind, es verdecken die Wolken dort oben nicht immer den Himmel! Sei still und laß ihn ruhen, den müden Wanderer! Die Erde drückt schwer, wenn man das Grab eines Verstorbenen mit Jammer und Thränen überfluthet; das Ende bleibt Trennung, doch das Herz hofft auf Wiedersehen. Gedenkst Du meines Grußes, Herzblättchen, bei unserer ersten Begegnung

vor den Johanniszelten in der herzoglichen Residenz? Es war Dein Geschick, was ich von Deiner Stirne ablas —“ und mit leiser Stimme sang sie vor sich hin:

„Oh' ein Jahr verrinnt mit seinen vielen Stunden, hast Du ihn,
 der Dich ersch'n, gefunden;
 „Wird der Brautkranz Deine Locken zieren, wirst Du ihn für immer
 dann verlieren!“

„Ja, ja, mein Töchterchen!“ kicherte sie, „Dein Herz blieb ruhig, denn es hatte noch Nichts gefunden, was zu verlieren ihm Jammer brächte. Die alte Margarethe war noch rüstig, und der Schmerz der Trennung von ihr Dein erster Kummer. Ich aber kannte die geheimen Zeichen und deutete sie in meiner Weise, Dir und dem schönen Fräulein; sie hat es bereits erfahren und schenkte der alten Beppey dafür zwei Goldstücke. Ja, Goldherz, das verstoßene und heimathlose Wandervolk hat auch seine Weisheit; es ist klüger als der Prophet, den sie für seine Wunderthaten heute am Pfahle verbrannt haben. Wir ent schlüpfen ihren Fallstricken, denn wir sind nie barmherzig gegen das Volk der Hausbewohner!“

Sie kicherte leise vor sich hin, und ihre scharfen, spitzen Zähne glänzten wie die des Schakals, wenn er auf Raub ausgeht.

„Schenke mir Etwas, Herzblättchen!“ fuhr sie fort, „gieb mir einen Behrpfennig auf den weiten Weg! Wir ziehen gen Süden, denn es wird hier heißer als dort. Drüben überm Meer läßt der Landesherr nicht solche Feuer schüren für seine Unterthanen, wie Euer Herzog, drum gieb mir einen Behrpfennig!“ und sie streckte Else beide Hände entgegen.

Stumm senkte diese das Haupt; sie hatte Nichts von dem Geschwätz der Alten begriffen, sie hatte nur den einzigen Wunsch, von ihr befreit zu sein. Mechanisch griff sie in die Falten ihres Gewandes und zog den silbernen Pokal hervor.

Begierig griff das Weib darnach und ließ ihn jauchzend in der Sonne funkeln.

„Hei!“ jubelte sie, „das ist der Becher des Schwedenkönigs
 Dorn, ein Schwedenkind.

Adolphus! Mein Vater, der Zigeunerfürst, erhielt ihn zum Lohn, als er den König, der sich auf der Jagd verirrt, auf den rechten Pfad führte, wo der große Adolphus ohne seine Hülfe vielleicht im Moor versunken wäre. Mein Bruder rettete sein Leben, das er verwirkt, weil er einen Edelmanu beschimpft hatte; er sandte diesen Becher dem Karl Gustav, welcher das Kleinod seines Vorfahren mit der Freiheit meines Bruders einlöste. Einer der Bengt-Ströms leistete dem König wichtige, geheime Dienste und mag wohl das seltene Stück als Zeichen der königlichen Dankbarkeit erhalten haben. — Oh, die alte Bepphy kennt die Bengt-Ströms ebenso gut, wie ihren Stamm, denn sie war die Amme Deines Vaters, Goldkind, und Du wärst früher in seine Arme geführt, wenn die alte Margarethe Monheim Dich nicht verleugnet hätte. Glück und Heil über Dich, Täubchen; ich löse den Becher ein mit allen guten Wünschen für Dich, deren Erfüllung ich ersehe! Du findest in dem Geliebten, der dort naht, eine feste Burg und sichern Schutz bis an Dein Lebensende!" Noch einmal streichelte sie Elsens herabhängende Hand, dann verließ sie eilig den Platz.

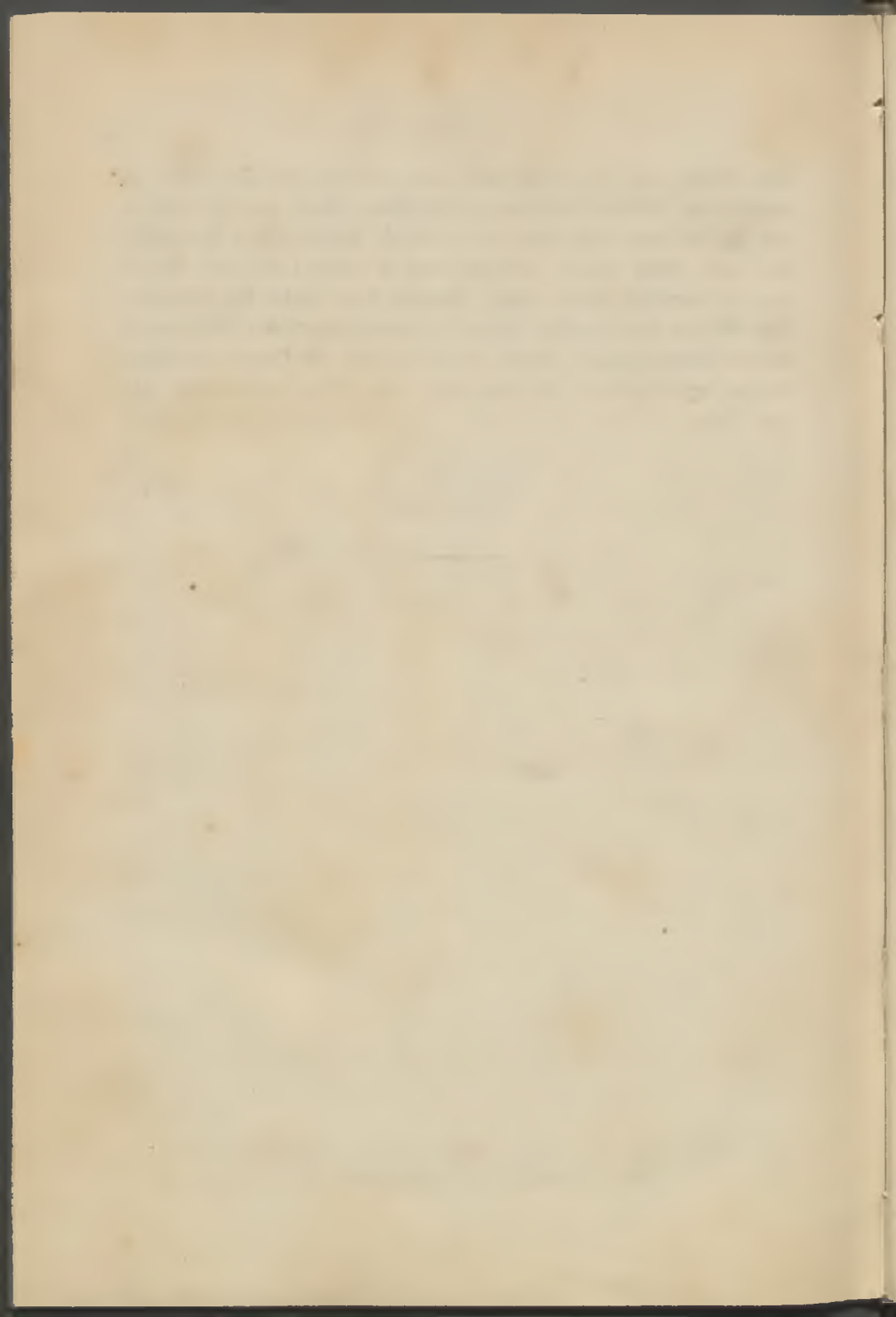
Eine Weile schaute Else der Alten mit erstaunten Blicken nach; da legten sich zwei Arme um ihre Schulter, und der Adjunctus zog sie an seine Brust.

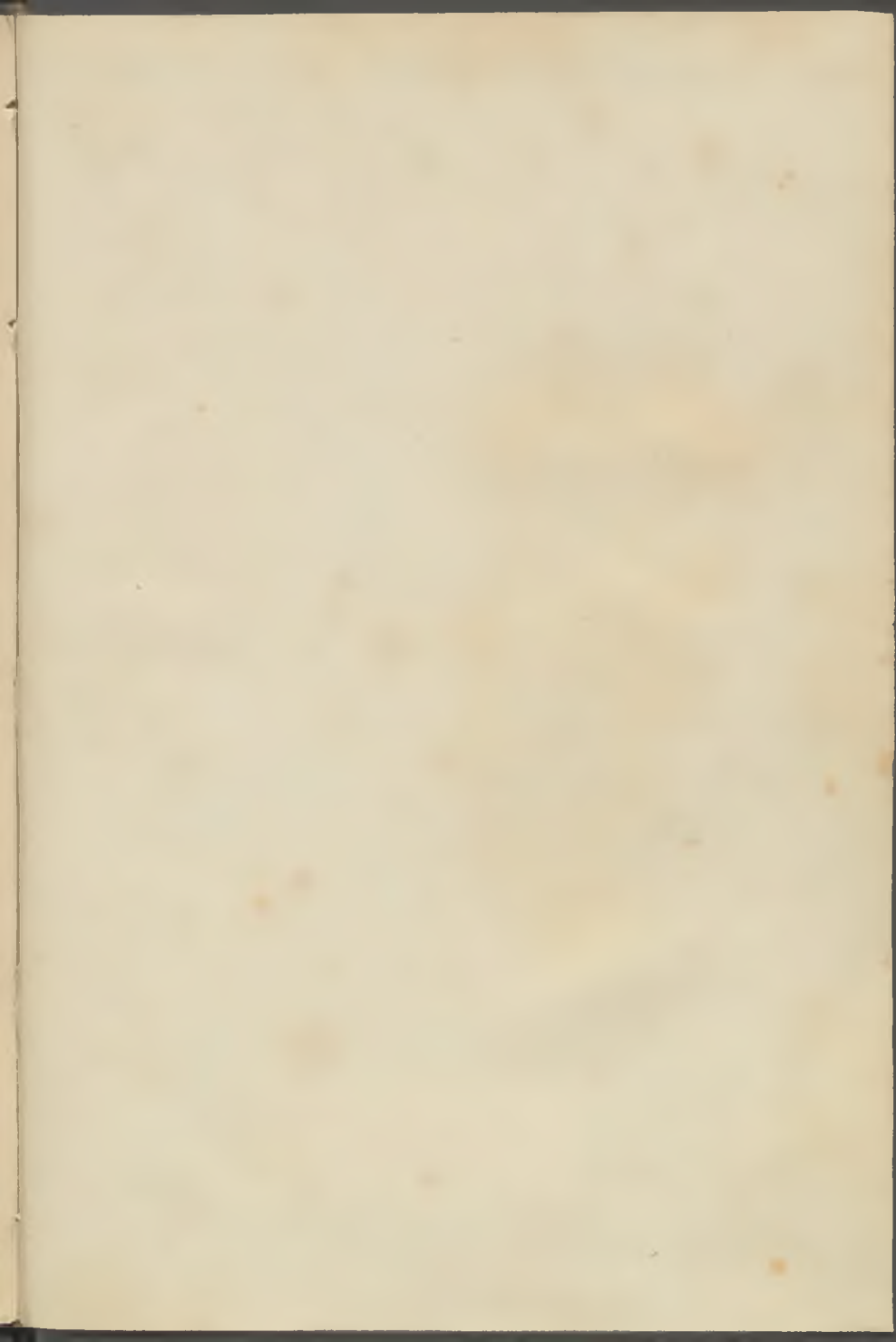
"Else, mein geliebtes Kind," sprach er, "hier ist Dein Platz, hier ruhe aus! Ich will Dir hinfort in treuer Liebe den herben Verlust zu ersetzen suchen, weit fort wollen wir aus diesem Lande! Hier brennt der Boden unter meinen Sohlen, denn alle Bande der Heimathsliebe sind gelockert. Wiederum ward mir eine Trauerbotschaft zu dieser Stunde: Mine hat mit dem Vater zugleich diese Erde verlassen! Wohl ihr, sie kennt die Schrecknisse nicht, die wir erlitten! Lisbeth war in der letzten Stunde bei ihr, und wenn Schmerzen stark machen, so sind wir nun gestählt, meine süße Braut, daß wir Kraft finden, der armen Lisbeth Trost und Frieden zu bringen!"

Else schaute mit thränenumflorten Blick zu ihm empor; der starre Schmerz löste sich in lindernde Thränen. Sie ahnte, daß

ihre Leiden jetzt zu Ende seien und schaute mit Zuversicht in das bleiche, düstere Antlitz ihres Geliebten. Groß und fest stand er vor ihr; es war nicht mehr der qualvolle Ausdruck des Sammers, den seine Büge trugen, um den einst so heiter lächelnden Mund lag ein unendlich herber Zug. Wenige Tage hatten den Jüngling zum Manne herangereift. Fester und unerschütterlicher Wille sprach sich in seinem ganzen Wesen aus; er war ein Mann geworden, der zu hassen gelernt hat, der aber auch liebt, unwandelbar bis zum Tode.



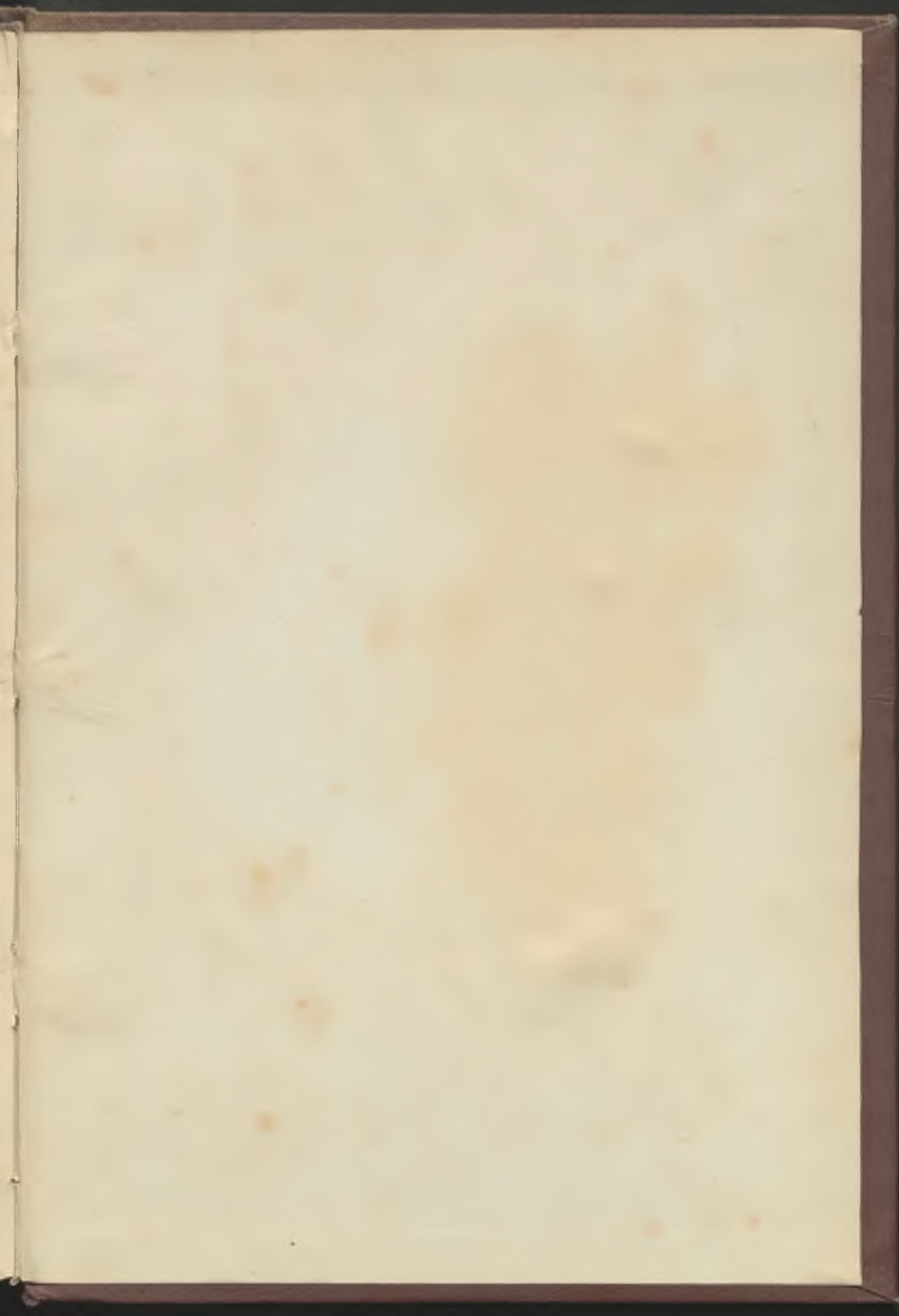




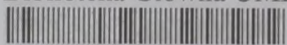
Biblioteka Główna UMK



300047407219



Biblioteka Główna UMK



300047407219